Die Religion im Leben

oder

die christliche Ethik.

Reden an Gebildete.

Von

Dr. Heinrich Gelzer,
Professor an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin.

„Wir sind auf einer Mission: zur Bildung der Erde sind wir berufen." —
Novalis.

Dritte, vermehrte Auflage.

Zürich,
S. Höhr.
1854.

Druck von J. J. Ulrich in Zürich.

S. H. dem Herrn G. O. R. Rath

Dr. Moriz Aug. v. Bethmann-Hollweg

auf Schloß Rheineck

zugeeignet!

Druck von J. J. Ulrich in Zürich.

Aus dem Vorworte der ersten Auflage.

Ueber Zweck und Entstehung dieser Vorträge habe ich dem in der Einleitung Vorgetragenen nur Weniges beizufügen. Am Schlusse meiner Vorlesungen über vaterländische Geschichte, im Frühjahr 1838, wurde mir in Bern von mehreren Seiten der Wunsch ausgedrückt, im darauf folgenden Winter eine Reihe von Vorträgen über christliche Ethik zu halten. Man hoffte in diesem Falle, die sittliche Lebensansicht, von der ich in den geschichtlichen Vorlesungen ausging, in ihrem inneren Zusammenhange, abgelöst vom historischen Stoffe, erkennen und vielleicht sich aneignen zu können. So hatte ich denn im verflossenen Winter die erwünschte Aufgabe, ziemlich vor demselben Kreise in der einen Stunde allgemeine Geschichte und in der andern christliche Sittenlehre vorzutragen. Noch jetzt, da ich doch jenen Umgebungen und jener Zeit schon ferner stehe, hat die Erinnerung an diese Stunden und an so Vieles, was sich an sie knüpfte, ihren reinen und kräftigenden Eindruck auf mich nicht verloren. Ebenso werden die, welche in engeren Kreisen an der Besprechung und Verständigung über das Vorgetragene Theil nahmen, mit mir jene Abende zu den reichsten und genußvollsten zählen.

Man sieht, diese Schrift ist nicht das willkürliche Produkt des Studierzimmers. Schon ehe sie veröffentlicht wurde, hatte sie ihr Publikum, und darum die erfreuliche Garantie, daß sie nicht in's Ungewisse und Leere hin rede, sondern, aus der Mitte der schon gewonnenen Freunde heraus, nur ein noch größeres und allgemeineres Einverständniß bei Gleichgestimmten anregen oder begründen wolle.

Ethik und Geschichte gehören zusammen. — Ohne tieferen sittlichen Sinn würde die Geschichte eine Lästerung Gottes oder der Menschheit; oft genug ist sie beides zugleich. Ohne geschichtlichen Sinn, ohne historische Erfahrung verlöre sich die Ethik leicht in jenem falschen Idealismus, welcher den festen Boden unter seinen Füßen verliert. Es entstände eine Sittenlehre, die ihre Ideale und Gesetze freischwebend in die Luft hängt, ohne zu fragen, ob im Menschen ein Bedürfniß dafür und eine Kraft dazu vorhanden sei. — Es zeugt deßhalb für den richtigen Takt und den praktischen Sinn der Schotten, daß sie den Lehrstuhl der Geschichte und der Ethik oft verbinden. Der Geschichtsforscher kann vielleicht mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn in seinem Berufe ausreichen; der Geschichtschreiber und Geschichtslehrer werden einer tieferen ethischen Bildung (von der gewöhnlichen Moralität ist hier die Rede nicht) schwerlich ungestraft entbehren. Mit der tiefsten Indignation hat es mich stets erfüllt, wenn ich sehen mußte, daß entweder durch rohe oder durch kümmerliche, öde Geschichtsbehandlung für immer der Jugend ein

Ekel gegen den Gegenstand beigebracht, daß der Sinn für ächte historische Auffassung so früh verschroben oder ganz verwüstet wurde. Auch hier gilt Hamanns Wort: „Wer ein Richter der Menschen sein will, muß selbst ein Mensch werden.“ —

Durch die Versammlung selber, vor welcher ich sprach, wo große innere und äußere Verschiedenheit (des Alters, Geschlechtes, der Ansicht u. s. w.) obwaltete, war die Form dieser Vorlesungen bedingt; sie mußten sich von selbst zu Reden gestalten. Als höchstes, fast einziges Ziel galt mir, das Prinzipielle, die tiefsten Lebensfragen der christlichen Ethik dem lebendigen Bewußtsein der Zuhörer nahe zu bringen, so daß Jeder in den Stand gesetzt würde, aus dem Gegebenen die reichste Fülle praktischer Konsequenzen zu entwickeln.

Zu der Uebernahme dieser Arbeit hat nicht die Zufälligkeit bloß persönlicher Motive mich geführt, sondern die Zuversicht, dadurch zu einer hohen und ernsten Aufgabe unsrer Zeit an meinem Theil ein Geringes beizutragen. Seit dem Zeitalter der Reformation haben die edelsten menschlichen Interessen, die religiösen, nie wieder eine solche Bedeutung gewonnen, eine solche Macht über die Gemüther geübt wie in unseren Tagen; allgemein wird man es inne, daß erst dann unsre Zeit zu ihrem Frieden gelange, wenn ihr von innen geholfen werde. Daß unser Jahrhundert auch eine geistige und religiöse Mission habe, muß Jeder erkennen, dem

die Zeichen der Zeit nicht ganz unverständlich sind. Daß in der äußeren Welt so Vieles eine andre Gestalt gewinne, daß Handel und Politik die Schlagworte und Triebräder der Gegenwart geworden; daß neue Ansichten und Forderungen in den meisten Lebensgebieten nach äußerer Geltung ringen — das alles liegt vor eines Jeden Augen. Aber es täuscht sich, wer in diesem Aeußeren die volle Gegenwart begriffen zu haben meint. Gerade in Zeiten großer Aufregung und Thätigkeit nach außen steigen aus der Tiefe des menschlichen Gemüthes und Geistes am mächtigsten Bedürfnisse und Gedanken andrer Natur auf; wenn im Aeußeren alles sich wandelt, verlangt der tiefere Mensch in seinem Innersten nach einem unwandelbaren Halt und Grund, in welchem sein ganzes Wesen ausruhe, und von wo aus er seine Gegenwart begreife, über seine Zukunft sich beruhige. Dieß ist es, was auch in unseren Tagen sich überall ankündigt. Während Frankreich zum Bewußtsein seiner ungeheuern Leere kommt, erkennt das geistige Deutschland seinen Beruf, den Mittelpunkt alles Strebens, den inneren, geistigen Frieden wieder zu gewinnen, woran es seit mehr als einem halben Jahrhundert, zerstörend und bauend, arbeitet.

Ich schließe am liebsten mit einem großen Worte Neanders: „Möge all unser Wesen zu Grunde gehen, so „weit es nicht aus Gott ist, und die Wahrheit verjüngt „auferstehen, um ein junges, verklärtes Geschlecht, eine „junge Kirche zu erzeugen, die alte mit zu verjüngen!“

Basel, im September 1839.

Aus dem Vorworte zur zweiten Auflage.

Die hier zum zweiten Male herausgegebenen Reden sind vor nunmehr sieben Jahren so sehr aus Einem Gusse entstanden, aus Einer alles Einzelne durchdringenden Grundanschauung entsprungen, daß jede bedeutendere Veränderung zu einer völligen Umarbeitung führen müßte. Zur letzteren war aber kein Grund vorhanden; Reden, die wie diese aus tiefer Ueberzeugung und frischer Begeisterung entstanden und wörtlich so wie sie hier stehen auch gehalten worden sind — solche Reden müssen, wenn überhaupt, in ihrer ersten ursprünglichen Gestalt fortwirken.

Wenn von Seiten eines ängstlichen Buchstabenchristenthums die „biblische Färbung" in diesen Reden vermißt wurde, so hätte diese Klage vor der einen Erwägung verstummen sollen: daß meine ganze Darstellung in ihrem Wesen nichts ist als die freie Entwickelung eines Bibel-Wortes, jenes großen Johanneischen 1 Joh. 2, 15—17, das jedes christliche Ohr als den Grundton des Ganzen hätte durchhören können, wenn man Schein und Wesen zu unterscheiden wüßte, was leider nicht die Sache eines Jeden ist. — Am liebsten hätte ich den

Schein von Eudämonismus, der nicht genug vermieden wurde, noch vollends entfernt; wer aber im Zusammenhange liest, wird bald einsehen, daß Alles auf einer ganz andern Grundlage ruht.

Die ethischen Aphorismen sollen einige Stellen der Reden weiter ausführen oder über andere Punkte zum Nachdenken auffordern. —

Möge denn dieß Schriftchen noch einmal den Weg zu solchen Lesern finden, die im Irrsaale des Lebens nach einem unverrückbaren Mittelpunkte sich umsehen!

Tivoli bei Luzern, 29. Sept. 1845.

Vorwort zur dritten Auflage.

Als im vorigen Sommer die Aufforderung an mich gerichtet wurde, diese Reden zum dritten Male herauszugeben, legte ich mir ernstlich die Frage vor, ob ich mich dießmal zu einer Umarbeitung entschließen solle? Nach gründlicher Prüfung kam ich indessen wieder auf den Standpunkt zurück, den ich schon im Vorworte zur zweiten Auflage eingenommen. Die völlige Umarbeitung der vor fünfzehn Jahren entstandenen Schrift nach Maßgabe meiner jetzigen ethischen Weltansicht hätte mit innerer Nothwendigkeit zu einer ganz neuen Arbeit gedrängt; es wäre dann zwischen diesen Reden in ihrer bisherigen Gestalt und zwischen der neuen Bearbeitung ein ähnliches Verhältniß eingetreten wie zwischen der ersten und zweiten Auflage meiner neueren deutschen National-Literatur*). Eine Arbeit des

*) „Die Neuere deutsche National-Literatur, nach ihren ethischen und religiösen Gesichtspunkten. Zur innern Geschichte des deutschen Protestantismus. Zweite umgearbeitete Auflage. 1847 und 1849. Th. 1 u. 2.

Ich benutze diesen Anlaß um auf vielfache Anfragen hin die Erklärung abzugeben, daß der dritte und letzte Band dieses Werkes — an dessen Ausarbeitung mich meine schwere Erkrankung im Jahre 1850 sowie die seitherigen Erlebnisse und Arbeiten verhinderten — wenn irgend möglich, noch im Laufe dieses oder spätestens des künftigen Jahres erscheinen soll, falls Gott die nöthige Kraft und Muße schenkt.

25sten Lebensjahres trägt ein anderes Gepräge als ein Werk des 40sten, wenn auch in den Grundgedanken des Jünglings und des Mannes volle Uebereinstimmung stattfindet. Durch eine Umarbeitung wäre daher der Leserkreis wahrscheinlich verändert, und der ursprüngliche Zweck der Schrift verschoben worden. Statt der Reden, die im freudigen Aufschwung der ersten Liebe in's Leben traten, hätte man dann im alten Rahmen ein neues Bild, in einer ungeeigneten Form die Ergebnisse meiner sittlichen Lebensanschauung, wie sie sich seit fünfzehn Jahren im Studium der Geschichte, der Schrift und in den Führungen eines bewegten Lebens fortbildete. Diese Aufgabe würde ein neues selbständiges Werk erfordern, das vielleicht einer späteren Zeit vorbehalten bleibt.

Statt der Umarbeitung gestattete ich mir daher lediglich eine Ueberarbeitung, die sich in der Regel nur auf Ausdruck, Form, Eintheilung, Abkürzungen bezog, den Grundstock des Ganzen aber in Darstellung und Inhalt unberührt ließ; in allem Wesentlichen sind die Reden in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten, weil gerade mit dieser Ursprünglichkeit wohl zum großen Theil ihre Wirkung innig zusammenhängt. Allerdings wird man aber fast auf jeder Seite Veränderungen wahrnehmen, die hoffentlich auch Verbesserungen zu heißen verdienen. Den Leser, der von dem hier gewonnenen Standpunkt aus mich noch weiter zu begleiten wünscht, im Verständniß der Welt und des Lebens, der Gegenwart und Vergangenheit, verweise

ich auf meine übrigen Schriften, die den Grundgedanken der Ethik nach immer neuen Seiten hin entwickelten: außer dem gleichzeitig mit der Ethick entstandenen Büchlein „Schule und Erfahrung" die Arbeiten über Schweizergeschichte, über die Straußischen Zerwürfnisse, über deutsche Literatur, Luther, die Protestantischen Briefe aus Italien und die Protestantischen Monatsblätter für innere Zeitgeschichte. In der letztgenannten Zeitschrift sind namentlich die „Christlichen Reden an die Gebildeten unsrer Zeit" in mancher Beziehung geradezu als eine Fortsetzung dieser ethischen Reden zu betrachten.

Indem ich der Monatsblätter erwähne und dabei an die Entstehungszeit der Reden über Religion im Leben zurückdenke, tritt mir wieder recht lebendig die Verwandlung entgegen, die mit der religiösen und kirchlichen Physiognomie der Zeit inzwischen vorgegangen. Damals lebte ich ganz für die Aufgabe: in Herzen und Gewissen der gebildeten Zeitgenossen wieder einer tieferen und innigeren Erfassung des Christenthums den Weg bahnen zu helfen. An die Stimmungen, Erfahrungen und Bedürfnisse meiner Umgebung anknüpfend, wollte ich der Sehnsucht nach einer wahren Versöhnung des innern und des äußern Lebens, des religiösen und des sittlichen Geistes mit der Oster-Zuversicht entgegen kommen: „Er lebt, den ihr suchet; er ist bei uns alle Tage bis an der Welt Ende." — Was mich innerlich erfüllte und zum öffentlichen Zeugniß antrieb, war die Gewißheit, daß der christliche Glaube in seiner Fülle

und Wahrheit nicht bloß an Vergangenheit und an Zukunft hafte, nicht bloß an den äußeren Thatsachen der Geschichte oder an den prophetischen Verheißungen des Künftigen — daß er vielmehr mit aller Energie auf ein Gegenwärtiges ziele, auf unmittelbare Erfahrung im Herzen und Gewissen und auf sittliche Verklärung des gesammten Lebens. Es war die Ueberzeugung, das Christenthum müsse sich als eine Religion des Geistes und der Kraft bewähren, nicht nur als ein Schatten vergangener und künftiger Dinge; im letzten Grunde war es also der Glaube an die wahre lebendige Kirche, an die unüberwindliche Gemeinde des Herrn inmitten der geschichtlichen Menschheit. —

Somit hatten die Reden durchaus die Bedeutung einer grundlegenden vorbereitenden Arbeit. Seitdem ist auf dem lauten Markte der Tages-Meinungen und Tages-Fragen ein ganz anderer Ton herrschend geworden. Der christliche Geist hat sich, dem äußern Anscheine nach, aus den Tiefen der innern geistigen Arbeit, in denen er, um eine bessere Zeit vorzubereiten, bisher vorzugsweise waltete, nun mit Vorliebe der Außenseite des Lebens zugekehrt, und der Confessionalismus d. h. die scharfe Ausbildung des kirchlichen Sonderbewußtseins gehört ohne Zweifel zu der Signatur der Zeit; er bewegt nicht nur die drei großen kirchlichen Hauptmassen der Christenheit: die römisch-katholische, griechisch-orthodoxe und evangelisch-protestantische Kirche, auch innerhalb des Protestantismus selber ist dieser Trieb mit wachsendem Eifer geweckt worden. Daß ich diese Wen-

dung der Dinge begriffen, in ihrer bedingten Berechtigung wie in ihrer drohenden Gefährdung heiliger Interessen — das glaube ich durch die Gründung der protestantischen Monatsblätter im Sommer 1852 bewiesen zu haben. Diese Zeitschrift will den Aufgaben einer in unberechenbarer Umwandlung begriffenen Zeit auch auf christlichem Gebiete in's Angesicht schauen; sie will die kirchlich-religiöse und die politisch-sittliche Zeitgeschichte unter den zwiefachen Gesichtspunkt historischer Erfahrung und christlicher Ethik stellen; um so vielleicht eine gerechtere Würdigung des Streites der Gegenwart zu fördern, eines Streites, der durch die Bitterkeit, Beschränktheit und Unwahrheit, womit die Gegensätze gewöhnlich auf einander platzen, den Gegenstand um den es sich handelt oft eher verdunkelt als beleuchtet.

Wenn wir demgemäß auf religiösem Gebiet diesem kirchenpolitischen Drange nach Form, Gestaltung, Organisation in Verfassung und Lehre eine gewisse (allerdings durch höhere Güter beschränkte) Berechtigung zugestehen, wenn wir ihn als eine unbestreitbare Thatsache hinnehmen, die auf ernstes Verständniß Anspruch machen darf: so weisen wir doch jede vorschnelle Schlußfolgerung eines rohen und geistlosen Mechanismus weit von uns, als ob nun jene stillere, ganz auf das Innere, auf freie Ueberzeugung hinzielende Auffassung des Christenthums, die treue Arbeit der ethischen und apologetischen Vermittlung desselben, sich überlebt habe! als ob die confessionelle, dogmatisch und praktisch sich schroff abschließende Behandlung des Evangeliums, weil

sie jetzt ganz andere Waffen bedürfe, auf jene friedlicheren Arbeiten von rein innerlicher Natur übermüthig wie auf abgenutzte Elementarbücher zurückblicken dürfte! Ein übersättigter und dabei oft innerlich verhärteter Dogmatismus, ein judenchristliches Rabbinerthum mag sich zu dieser Ueberstürzung, die nachgerade schon ihren ersten Urhebern bedenklich wird, verleiten lassen; man mag in diesem Geist sich in wegwerfenden Ausdrücken über ein sogenanntes A. B. C. Christenthum ergehen. Haben wir ja doch das Unglaubliche erleben müssen, daß einer der wenigen großen Menschen, in denen Christus wahrhaft eine Gestalt gewonnen, ein Mann aus dessen Blick und Wort ein himmlischer Sinn hervorleuchtete — daß Neander von Richtern, die nicht werth waren ihm die Schuhriemen zu lösen, mit pharisäischem Hochmuthe als „ein Halbgläubiger, Schwachgläubiger, Unentschiedener" bemitleidet wurde! —

Das sind freilich nur hochfahrende Worte, wodurch die Schwachen sich einschüchtern, die Nachbeter sich anlocken lassen; an unabhängiger Gesinnung, an ernster christlicher Ueberzeugung, an freiem Geistesblick in die Menschen und ihr Treiben prallen sie ab, wie machtlose Schreckschüsse. Diese ganze Richtung neigt, bei vielen anerkennungswerthen Eigenschaften, die manche ihrer Anhänger auszeichnen, mit einer Art von Naturnothwendigkeit doch immer wieder zu pharisäischem Formalismus hin, zu der gefährlichsten Entartung des Christenthums, die nicht das Inwendige sondern das Auswendige der Becher und Schüsseln rein hält,

die überhaupt das Aeußere in der Religion über das Innere setzt. Wahrhaft religiöse Gemüther, denen das innere Heiligthum des christlichen Glaubens sich aufgeschlossen, werden von dieser Richtung immer am meisten zu leiden haben. Gewöhnlich geht man viel zu gleichgültig an der niederschmetternden weltgeschichtlichen Thatsache vorüber, daß nicht der Haß der Zöllner und Sünder, nein, daß der Pharisäismus der Priester und Schriftgelehrten den Heiland der Welt an das Kreuz geschlagen.

Gebe man sich doch ja nicht länger den gefährlichsten Selbsttäuschungen über die Lage der Dinge im Großen hin! Legt man ein historisches Maß an die Zeitgeschichte, überschaut man die Regungen der Gegenwart im Zusammenhange mit der gesammten Entwicklung der neueren Geschichte im Reformations- und im Revolutions-Zeitalter, so schrumpft Vieles von dem, was man in den letzten Jahren mit so großem Geräusche als eine Wiederherstellung der allein wahren Kirche (gleichviel ob man diese als Hierarchismus oder als Dogmatismus fasse) und als vollendete Ueberwindung des Unglaubens und Vernunftglaubens gepriesen — zu der bescheideneren Bedeutung eines kirchlich-politischen Rückschlages zusammen, dessen praktische Tragweite wieder über Nacht durch eine Veränderung der Weltlage in Frage gestellt werden könnte. Aus unendlich tieferen und weiter reichenden Impulsen, aus unvergleichlich ernsteren und umfassenderen Arbeiten muß der geistige Friede hervorgehen, dessen die Zeit bedarf. — Wer die innere Geschichte der

zwei letzten Jahrzehnde aus eigener Anschauung kennt, und den Entwickelungsgang der letzten hundert Jahre sich lebendig zu vergegenwärtigen versteht, der weiß ungefähr, was die hochtönende zum Ueberdrusse wiederholte Rede von „überwundenen Standpunkten" im Munde der philosophischen und theologischen Schulen zu bedeuten habe; er weiß, welch anderer Horizont sich jenseits der Schulbänke in der Mitte des wirklichen Lebens aufthut, und wie wenig jene kirchlichen Coterie-Restaurationen und theologischen Systemwechsel in den Kern des sittlichen und religiösen Bewußtseins der Gegenwart eingedrungen.

Wohl geht eine heiße Sehnsucht, ein tiefes Verlangen durch unsere Zeit nach höherer Wahrheit und nach tieferem Frieden; wohl dämmert in Unzähligen die Ahnung auf, daß in der Religion des Weltheilandes die alleinige Kraft zur Wiedergeburt der Welt und das „Durchschauen in das vollkommene Gesetz der Freiheit" verborgen liege. Es ist die ungestillte Sehnsucht nach dem lebendigen Christus, nach einem wahreren und innigeren Verhältniß zu dem Auferstandenen, den das Grab und die Leinwandbinden eines todten Ueberlieferungs- und Satzungsglaubens lange genug dem Blicke der Liebe entzogen. Bis seine Auferstehung im Heiligthum seiner Gemeinde vollbracht, bis dieses höchste Ziel der Christenheit, das seit den Tagen der Reformation bis auf die unsrigen die bewegende Macht ihrer Geschichte geworden, endlich erreicht ist, kann sie und darf sie weder

ruhen noch rasten; geistige Waffenstillstände kann es vorher wohl geben, aber keinen dauernden Frieden. Im vollen unbegrenzten Sinne dieses Wortes will der Herr wieder in „sein Eigenthum" kommen, will in voller Wirklichkeit als das Eigenthum des christlichen Herzens und Geistes verstanden, erlebt und geliebt werden; dann erst kann die Menschheit, im freudigen Besitze der Erlösung und Versöhnung, ihr großes wahres Oster- und Pfingstfest feiern — ein Ahnen und Hoffen, das selbst den chiliastischen Träumen der Gegenwart einen wahren geistigen und geschichtlichen Hintergrund giebt. Die Hülfe ist uns näher als wir glauben, aber noch hängt „die Decke Moses unaufgedeckt über den Augen und den Herzen" so Vieler. — Kann man über die Zerrbilder und Convulsionen der kirchlichen Parteikämpfe sich nicht zu einer freieren Höhe erheben, läßt man sich durch die Larven menschlicher Erfindung das göttlich milde Angesicht des ewigen Sohnes („des Herren Klarheit mit aufgedektem Angesicht") verbergen oder verunstalten, so fällt man unrettbar den Verzweiflungs-Theorien anheim, die vielgestaltig in unserer räthselhaften Zeit auftauchen. — Ist der wahre Glaube „eine gewisse Zuversicht dessen was man nicht sieht", so muß er auch in den dunkelsten Führungen der Geschichte an einem höheren und göttlichen Sinn derselben festhalten, und in dieser Gewißheit den Muth finden zu jenem erhabenen: „Tröstet, tröstet mein Volk!" —

Wer bringt uns diesen Trost? wer sammelt die Zer-

streuten und erquickt die Verschmachtenden in der Wüste der Gottverlassenheit? In die erstorbenen Blicke der Verzweiflung neues Leben, in die von Haß und Neid zerfleischten Gemüther neues Vertrauen einhauchen; mit liebevollem Verständnisse einem Geschlechte entgegenkommen, das sich an den halbreifen Früchten vom Baume der Erkenntniß krank gegessen — dieß größte Rettungswerk der Zeit sollte es ausschließlich oder vorzugsweise denen anvertraut sein, die den Lebendigen noch bei den Todten suchen? die das Reich Gottes zu einem gesetzlichen Mechanismus (sei es der Werkheiligkeit, sei es des todten Buchstaben- und Formelglaubens) verhärten möchten, den man den Mündigen und Unmündigen wie eine Schlinge um den Hals wirft? als ob das „Ihr seid theuer erkauft; werdet nicht der Menschen Knechte" — je dürfte in der evangelischen Christenheit in Vergessenheit gerathen! theuer erkauft, auch von dem Joche jüdischer Pharisäer, griechischer Sophisten und römischer Landpfleger!

Wir wiederholen es, was uns Noth thut, ist etwas viel Schwereres, Größeres, Tieferes als jene geistigen und kirchlichen Restaurations-Versuche, die man in Eile treibhausmäßig und nach fertigen Schablonen zu betreiben begann. So berechtigt nach Einer Seite hin die Instinkte sind, die sich in diesen unsicher tastenden Anläufen Luft machten, so wird sich doch nur ein Kurzsichtiger gegen die Erkenntniß sträuben, daß diese Triebe bis jetzt nur Fehlgeburten hervorgebracht, daß mit unreifer Hast so Manches

wieder aufgerichtet worden, was unter dem Banne der inneren Unfruchtbarkeit und des Scheinlebens steht. Es fehlt der beseelende Athem inniger schöpferischer Ueberzeugungen, an deren Stelle man sich mit den Schatten erblaßter Erinnerungen zu behelfen sucht. Das ist Taglöhner-Arbeit, erzeugt aus der Verlegenheit des Augenblicks, ohne die Weihe einer ächten Wiedergeburt von innen und von oben, und darum ohne die Bürgschaft einer fruchtbaren Zukunft.

Wer diese herbe Wahrheit begriffen, dem öffnet sich ein Blick in das tiefe Leid der Gegenwart; er müßte eine kalte dürftige Seele, ein innerlich zersetzter in verneinender Kritik befriedigter gläserner Mensch sein, wenn er mit dieser Einsicht sich begnügen, mit diesem Resultate abschließen könnte. Vielmehr wird die Einsicht in das Unhaltbare, Oberflächliche und Gewaltsame jener Restauration zu einem Stachel in Geist und Gewissen werden, der ihm keine Ruhe gönnt, bis er tiefer und tiefer gräbt, bis ihm endlich — als Lohn des treuen Suchens, als Trost des Geistes der in alle Wahrheit führt — eine höhere Gewißheit geworden, die aus einem tieferen ethischen und geschichtlichen Verständniß der unerschütterlichen Grundlagen entspringt, auf denen die Religion des Welt-Erlösers in ihrer göttlichen Erhabenheit wie in ihrer menschlichen Schönheit und Milde ruht. — Für die Ernsten und Wahren unter den geistig mündigen Christen der Gegenwart handelt es sich um nichts Geringeres als eben um jenes neu zu belebende Verständniß dieser starken ethischen Grundlagen der christlichen Kirche,

die weder in neuen Offenbarungen, noch in Wundern und Zeichen noch in den Beweisführungen systematischen Scharfsinns ihre Beglaubigung suchen dürfen. Der Grund ist gelegt; er muß nicht erst erdacht, erdichtet, neugeschaffen werden! wer diesen Fundamentalsatz des christlichen Glaubens antastet, der möge aufrichtig genug sein, auf den christlichen Namen zu verzichten. Alle Versuche des Menschenwitzes und der Menschenangst, der Philosophie und der Politik des Unglaubens und des Aberglaubens, sobald sie einen andern Grund legen wollen als den, der gelegt ist — werden stets von neuem so gewiß zu Schanden als sie es schon tausendmal geworden, so gewiß als Gottes Gedanken über alles menschliche Widerstreben triumphirend in der Weltgeschichte hinwegschreiten.

Der Grund ist gelegt; in Gottes Vaterherzen entsprungen, in der Fülle der Zeiten als Wahrheit und Leben, als Erlöser und Versöhner in die Geschichte eingetreten — ist er der Eckstein geworden, dessen Verwerfung jeden politischen oder philosophischen Bauherrn zu babylonischem Thurmbau verurtheilt, bei den Einen mit ohnmächtiger Verzweiflung, bei den Andern mit wahnsinniger Selbstanbetung endigend. „Einen andern Grund kann Niemand legen als den, der geleget ist." — Und wo anders wäre er gelegt als in Jesus Christus, dem verklärten Haupte seiner Gemeinde, dem prophetischen und hohenpriesterlichen Mittler zwischen Gott und Menschen? Nur Er hat Worte des ewigen Lebens, nur seine Geschichte, d. h. sein Leben,

Sterben und Auferstehen birgt nie versiegende Kräfte der unsichtbaren Welt in sich. — In jenen Worten des ewigen Lebens, in diesen Kräften der unsichtbaren Welt, wie sie von Einem heiligen persönlichen Mittelpunkte ausströmen — hier allein ist die Quelle unsrer geistigen und sittlichen Wiedergeburt verborgen; hier ist (um im Bilde zu reden) jener von oben heilkräftig bewegte Teich von Bethesda zu suchen, in dessen Fluthen das wunde und gelähmte Geschlecht dieser Zeit wieder genesen könnte. Ja, hier könnte es genesen — wenn es nur allen Ernstes in diese lebenskräftigen Heilquellen untertauchen wollte, statt in Grübeleien und Phantasien, in metaphysischen Theorien und scholastischen Zänkereien über Ursprung, Natur und Aechtheit jener erquickenden Quelle die beste Zeit und Kraft zu vergeuden und dabei geistig und sittlich verkrüppelt zu bleiben lebenslang. — Dieses „Wenn" ist eine unermeßliche Schicksalsfrage der Menschheit; in ihr liegt zuletzt der entscheidende Beweis für oder gegen die Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums; an seinen Früchten will es erkannt sein. Ist die innere Wiedergeburt der Menschheit durch Christum und seine Gemeinde Wahrheit oder Dichtung? ist sie die höchste sittliche und geschichtliche Wirklichkeit, oder nur die Anschauungsweise eines theologisch-metaphysischen Systems? ein tiefgegründetes Leben oder ein frommer Wahn erregter Gemüther? ist die Menschheit ein Gebilde des Zufalls und ihr Loos ein Traum, oder hat sie eine ewige Bestimmung und hat die Geschichte einen göttlichen Sinn?

Auf dieser schmalen Linie liegt die Entscheidung zwischen Glauben und Unglauben; wer aber für den Glauben sich entscheidet, der täusche sich nicht über die Folgen seiner Wahl; will er nicht in der verächtlichen Masse der Schwächlinge, Träumer und Heuchler untergehen, so ergeht an ihn die unabläßige Forderung: das Christenthum muß Wahrheit, das Reich Gottes muß Wirklichkeit werden! — Ueber das bloß theoretische und überlieferte Namens- und Gewohnheits-Christenthum ist ein weltgeschichtliches Gericht im Anzuge; es ist dem Tod verfallen; die krampfhaften Zuckungen sich durch fremdartige Mittel das Leben zu fristen, an die Weltmächte sich anzuklammern, und aus den Rüstkammern vergangener Jahrhunderte längst verbrauchte Waffen zu borgen — sie bringen keine Rettung. Lasset die Todten ihre Todten begraben!

Von innen muß die Wiedergeburt der Christenheit, und mit ihr die Rettung von geistigem Tode und sittlicher Verwesung sich vorbereiten; von innen, das heißt aus Vertiefung des Glaubens, aus Wachsthum der Liebe. Die geistige und sittliche Erneuerung unsers religiösen Bewußtseins (und damit auch unsers gesammten Lebens) hängt von dem Ausgange der großen kirchlichen Krise ab, deren schwerste Kämpfe und heißeste Schlachten wohl noch nicht hinter uns liegen. Diese Krise ist das ernste verborgene Werk unsers Jahrhunderts, der tiefste und folgenreichste Inhalt der Neuzeit; noch wartet sie des befruchtenden innern Abschlusses, der uns mit

einem providentiellen Impuls aus dem lähmenden unfruchtbaren Kreislauf einer öden Aufklärung und eines abgestorbenen Buchstabenglaubens erheben und befreien wird. — Die reife Frucht langer Arbeit, inniger Sehnsucht und schmerzlicher Opfer wird nicht ausbleiben; schon ist sie als unmittelbarer Besitz, als Geist und Kraft in unzähligen Herzen vorhanden, nur das durchgreifende, hinreißende, vereinigende Wort dafür ist noch nicht ausgesprochen, weil die rechte Stunde nicht gekommen. Alles Große und wahrhaft Befruchtende wächst in der Geschichte und in der geistigen Welt nur langsam; das zündende Wort der deutschen Reformation bedurfte eines Unterbaues von Jahrhunderten; in ähnlicher Weise wurzelt das sich vorbereitende Werk unsers Jahrhunderts in den Arbeiten und Erfahrungen der drei vorangegangenen. — Wie jenes galiläische Weib nicht von langer schwächender Krankheit genas, bis sie durch das Gedränge des Volkes zum Herrn selber gelangen, ihn selbst anrühren konnte, so müssen auch wir, wenn eine Kraft von ihm ausgehen, und sich uns mittheilen soll, wieder an Ihn selber herankommen, die Moses-Decke lüftend, die uns seinen wahren Anblick verhüllt. Erst wenn wir, den kindlichen Stufen der Vermittelung entwachsen, wieder zu einem lebendigen Erfassen des Erlösers, seines Wortes und Werkes durchdringen, dürfen wir hoffen — statt des süßlich-ästhetischen oder bornirtformalistischen oft nur modischen Wort-Christenthums — in voller Kraft und Wahrheit den Frieden in die geistige

und die Liebe in die sittliche Welt zurückkehren zu sehen. Dieses Herankommen zu Ihm selber, nach dem verwirrenden Gerede über ihn, wird mehr und mehr die Losung aller tieferen wahrheitsbedürftigen Gemüther, die sich mit einer Vermittlung der religiösen Wahrheit aus zweiter und dritter Hand nicht abfinden lassen. Dazu gehört allerdings etwas Besseres und Schwereres als die bequeme Bigotterie des „Herr-Herr-Sagens“; es gehört dazu heiliger Ernst, unabläßiges Ringen nach ächter innerer Ueberzeugung, nach sittlichem Durchdrungensein von der Wahrheit. Aber vergessen wir es nicht, nur eine solche Ueberzeugung stammt wahrhaft von oben; nur sie trägt Leben und Ueberzeugungskraft in sich, nur sie kann dem Reiche Bahn machen, das nicht von dieser Welt ist. Der bloße kirchenpolitische Utilitarismus unserer modernen Judenchristen, die conventionellen Anbequemungen an eine Sprache, die man nur mit halbem Herzen sich aneignet, weil man sie erst in ganz andere Anschauungen umgießen muß, kurz alle die Selbstüberredungen „zu glauben daß man glaube“ (wie ein tiefsinniger Engländer es bezeichnet) das Alles ist Lohnarbeit, die den wahren ewigen Lohn dahin hat. — „Die „Frage wie zu glauben sei und warum, ist eine entscheidend wichtige Frage; sie ist die Grundfrage, die der Reformation die Entstehung gab... Die evangelische Kirche „fordert Glauben nicht um ihrer Auctorität sondern um der „Auctorität Gottes und Christi willen, der die Wahrheit „ist, und sein Wort als die Wahrheit dem Geiste gewiß

„macht. . . Es kann ihr, so lange sie bestehen will, nicht „erspart werden, statt auf menschliche Auctorität [und eine „erdichtete Infallibilität, auf Gott und seinen in alle Wahr„heit führenden Geist zu vertrauen“ *).

Aus diesem Vertrauen sind vor fünfzehn Jahren die Reden über Religion entsprungen; zu ihren Grundgedanken bekenne ich mich heute noch, so bereitwillig ich auch im Einzelnen ihre Mängel anerkenne. Einer dieser Grundgedanken ist die Ueberzeugung, das Christenthum müsse vor allen Dingen wieder als ethische Religion erkannt, als die höchste sittliche Macht der Geschichte geltend gemacht, als solche von einem Jeden erlebt und im Leben verwirklicht werden. Auf diesem Standpunkte geschichtlicher und ethischer Prüfung, wie er dem Berufe des christlichen Historikers vorzugsweise entspricht, haben mich die reichen Erfahrungen und Beobachtungen meines innern und äußern Lebens seit zwei Jahrzehnden immer fester begründet; hätte ich noch einer letzten entscheidenden Bestätigung dafür bedurft, so sprach sie aus den zeitgeschichtlichen Zerrüttungen und Convulsionen in Kirche, Staat und Schule mit ergreifender Ueberzeugungskraft zu mir. — Keine „klingende Schelle“ des Parteigeistes, von welcher Seite sie auch erschallen möge, vermag die innere Sicherheit des Glaubens, die Festigkeit des Herzens, die ruhige Klarheit des

*) Ein Citat aus der Denkschrift der theologischen Fakultät zu Göttingen: „Ueber die gegenwärtige Krisis des kirchlichen Lebens, insbesondere das Ver„hältniß der evangelischen theologischen Fakultäten zur Wissenschaft und Kirche.“ Göttingen 1854.

geistigen Blickes zu ersetzen, die aus der Erfahrung entspringt. Nur in dieser Schule lernt man einer Welt voll geistiger und sittlicher Versuchungen und Verwirrungen nicht mit manichäischem Fanatismus aber mit der Zuversicht der Wahrheit und mit dem Muthe der Liebe in's Auge schauen, und den Beifall wie den Widerspruch der Menge mit gleicher Gelassenheit hinnehmen. —

Als diese Reden vor acht Jahren in der zweiten Auflage erschienen, widmete ich sie in dankbarer Liebe dem unvergeßlichen Erneuerer der christlichen Kirchengeschichte, August Neander. Seitdem ist dieser edle Geist, der in die Reihe der großen Lehrer der allgemeinen Kirche Christi gehört, in eine höhere Welt abgerufen worden (1850), deren Frieden er schon hier in sich trug; in der demüthigsten Erscheinung bis an sein Ende Zeugniß ablegend von der weltbezwingenden Hoheit des Herrn und Meisters, dem er diente. Indem ich nun den Namen des theuern Hingeschiedenen durch einen andern mir befreundeten ersetzen sollte, wählte ich am liebsten den Namen eines Mannes, der im treuen Dienste der Kirche, der Wissenschaft und des Vaterlandes die Religion im Leben, d. h. die zur innern Wahrheit und zur sittlichen Thatkraft durchgebildete Religion zum Leitstern seines Gewissens und seiner Laufbahn gewählt. In diesem Sinn will die Zueignung der Reden über Religion im Leben verstanden sein.

Basel, Ostersonntag-Morgen 16. April 1854.

Erste Rede.

Zweck dieser Vorträge; ihr Verhältniß zum wirklichen Leben. — Die Bedeutung der Individuen für das Allgemeine, für die Zukunft; Beispiel. — Die Sehnsucht nach Neuerungen. — Der Vorwurf des Unpraktischen.

Verehrte Versammlung!

Unter christlicher Sittenlehre verstehen wir das christliche Lebensgesetz, nach welchem das gesammte Leben in allen seinen Richtungen sich bestimmen, leiten und beherrschen lassen muß; es sind dieß die großen Grundgedanken und Ueberzeugungen, aus denen sich das christliche Leben organisch, wie eine Blume aus ihrer Knospe, entwickeln und erbauen läßt. Da handelt es sich um die entscheidende Frage: Soll das Christenthum eine Privatsache sein, ein Gesetz oder eine Beseligung des Einzelnen, oder aber das große Grundgesetz, der Lebensgeist aller gesellschaftlichen Regungen, aller Lebensformen?

So wäre denn die Aufgabe der Sittenlehre, zu ermitteln: Welchen Standpunkt weist mir die christliche

Ueberzeugung an in der Familie, im bürgerlichen, im kirchlichen Vereine? Wie erscheinen Familie, Kirche, Staat und Schule (oder Wissenschaft) im Lichte christlicher Erkenntniß? Und wie bewegt sich der religiös Belebte in denselben? — Sie sehen, Sittenlehre in diesem Sinne ist nichts anderes als die Religion im Leben; sie ist gleichsam nur die andere Seite der Religion. Der Glaube, könnte man sagen, ist die Religion in ihrer Richtung auf das Innere und das Göttliche; die Sittlichkeit ist die Religion in ihrer eben durch den Glauben geleiteten Richtung auf das Leben. Ja, es soll eine der wesentlichen Bestrebungen dieser Vorträge sein, Ihnen die Wahrheit zur Anschauung zu bringen, daß die vollendete Religion durch und durch sittlich, die vollendete Sittlichkeit durch und durch religiös sei, und daß eben das Christenthum beides verwirkliche: die Sittlichkeit der Religion und die Religion der Sittlichkeit. —

Nun aber höre ich die Frage aufwerfen: „Wie verhält sich denn wohl dieses Bestreben, das ganze Gebiet des Lebens in seiner Einheit und aus einem einzigen Prinzipe zu erfassen — wie verhält sich dieses Bestreben zu unserm gegenwärtigen Zustande, zu der Wirklichkeit, in der wir uns befinden, wo ja statt der Einheit, statt des Zusammenhanges, den wir suchen, fast lauter Zerbröckeln sichtbar ist und ein endloses Auseinanderfallen der besondern Interessen? Ist ein solches Beginnen, wie wir es nun versuchen, nicht ganz fremdartig zu nennen und unverständlich; steht es nicht außer allem Verhältnisse zu dem, was die Mehrzahl unsrer

Umgebungen im Auge hat? — Denken Sie nicht, daß ich mich über die wahre Natur unsrer derzeitigen Richtungen täusche; aber gerade in der Zerfallenheit dieser Zustände liegt die Nothwendigkeit unseres Unternehmens und die lauteste Aufforderung dazu. Entweder, wir müssen mit geschlossenen Händen der uns umgebenden sittlichen Verwesung zusehen, oder mit dem Blicke des Lebens die trüben Gestalten des Todes aus unsrer Nähe verscheuchen.

Aber wo findet sich dieses Leben, wo die erfrischenden Quellen der Belebung? Wir heben hier mit einer sehr bescheiden lautenden Antwort an. Die Quelle der Belebung fließt für uns aus der Tiefe des Gemüthes, aus der Kräftigung des Charakters der Individuen; in dem Denken und Streben der Einzelnen, in dem Mittelpunkte unseres Glaubens und Liebens: da liegt unsre Hoffnung geborgen; die allein wahre Rettung haben wir zu erwarten von der Kraft der Ueberzeugung, die jeder Freund des Guten in sich aufnimmt, und die er in seiner engern Gemeinschaft, in seiner Familie und im Kreise seiner Freunde geltend macht.

Um unsern Gedanken noch klarer hervorzuheben, müssen wir auf eine Unterscheidung aufmerksam machen, die für uns hier von großem Gewichte ist. Es giebt zweierlei Zeiten, deren jede dem einzelnen Menschen eine sehr verschiedene Stelle anweist. Es giebt Zeiten, wo alle sittlichen und gesellschaftlichen Formen und Zustände aufgebaut geordnet, andere, die erst aufzubauen, neu zu beleben sind. In den ersteren Zeiten wird der Einzelne durch

den Geist und Ton der bürgerlichen und religiösen Gesellschaft getragen, gefördert, oder, wenn er in Abwege sich verliert, geheilt; unverletzlich umschlingen ihn die Bande der Familie; der Staat zeigt ihm, was er thun, die Kirche, was er glauben soll; auch die geistige Bildung ist dann ihres Zieles und ihrer Grenzen bewußt; überall findet er also seine Stelle schon ihm angewiesen. Aber oft ist das Verhältniß ein umgekehrtes; die Bande der Familie sind erschlafft, der Staat, aus seinen Fugen gerissen, ermangelt des edleren, das Ganze belebenden Nervs; die Kirche muß die Fundamente ihres Glaubens bestritten oder geleugnet sehen, und die Bildung hat den naturgemäßen, wohlthätigen Zusammenhang mit dem Leben verloren. Nur von den Einzelnen aus kann dann der verdorbene allgemeine Zustand umgeformt und geheilt werden. Dazu ist eine ungewöhnliche Entwicklung der Persönlichkeit erforderlich; es muß ein jeglicher auf seinen innersten Lebenskern zurückgehen; damit er innerlich erstarkt und erwärmt nach außen wirke, und so sein inneres Gesetz das äußere ersetze; die Wiedergeburt des gesellschaftlichen Zustandes wird aus der Genesung der einzelnen Glieder hervorgehen.

Es kann Wenigen unter Ihnen zweifelhaft sein, zu welchen von beiderlei Zeiten wir unsre Gegenwart zählen müssen; sind wir ja doch alle Zeugen, wie sie im Auflösen und Niederreißen fertig und rüstig ist, im sittlichen und religiösen Schaffen und Aufbauen aber, im Ganzen genommen, bis jetzt noch sich läßig erwiesen hat; denn noch können wir

in ihren vielen, geistigen und materiellen Schöpfungen den Geist nicht wahrnehmen, der wahrhaft lebendig macht.

Wäre es nun nicht Verblendung, wenn der Einzelne seine eigene innere Befriedigung und Genesung von der Zeit erwarten wollte, wo es im Allgemeinen und Ganzen wieder besser geworden, wenn — wie man sich ausdrückt — eine andere Zeit komme? Nur zu sehr erinnert diese Redeweise an jenes treffende Sprüchwort: „Die Zeit wäre wohl gut, wenn nur die Menschen nicht wären." Denn eben die Menschen machen die Zeit; und jedesmal ist die Zeit der Hülfe erfüllet, wenn die Zeit der rechten Sehnsucht anbricht. Und nahe genug liegt endlich die Frage: Woraus besteht das Ganze anders als aus seinen Theilen? Nach dem Genesen der thätigsten Glieder wird der Körper nicht mehr lange fortkränkeln.

Vielleicht wird man einwenden: Was mag es dem Ganzen frommen, wenn hie und da ein Gemüth sich zusammennimmt und in sich ein neues Leben beginnt; was hilft es im Großen, wenn hie und da eine Familie dem nun einmal herrschenden Geiste sich entzieht, und eine vereinzelte Oase in der Wüste bildet? — Da wäre zunächst zu erwiedern: Allerdings wird trotz der Oase die Wüste Wüste bleiben; aber wer würde nicht auch nur zehen Spannen erfrischenden Grünes der todten Einförmigkeit des Sandes dankbar vorziehen? — Doch eine noch viel stärkere Erwiederung dürfen wir nicht verschweigen, die nämlich, daß es ein Frevel ist, die eigene Rettung gering zu halten, weil man noch nicht

wisse, wie Vielen diese Rettung zum Heile diene. Jeder Mensch hat seinen eigenen Preis. Lasset zum Bau eines Tempels nur erst die Reihen der Säulen sich erheben; und mit leichter Mühe wird das schützende Dach darüber sich wölben. Zeiget mir nur erst die regenerirten Herzen und Familien: und ich zweifle nicht länger an der Neubelebung von Staat und Kirche. Warum erinnert man sich nicht der Sitte, die in Zeiten einer allgemeinen Pest herrschend ist? Da wird Niemand das Verschwinden der Seuche erst erwarten wollen, bis er sein eigenes Haus zu räuchern anfängt; — die Deutung dieser Bilder ist nicht schwer.

Wer nun dennoch mit dieser Betrachtungsweise sich nicht vertraut machen könnte; wer immerhin kleinmüthig und zweifelnd auf unsre Erwartung hinblickte, daß nämlich aus der innern Wiederbelebung der Einzelnen auch das rechte Heil für das Ganze zu schöpfen sei — diesem Zweifler stellen wir ein großes Zeugniß aus der neuern Geschichte entgegen. Sie wissen alle, welche schwere Prüfungsjahre im Anfange dieses Jahrhunderts Preußen zu bestehen hatte. Auch dort hatte man, ganz wie bei uns, angefangen, sich an den Strahlen einer Sonne wärmen zu wollen, die bereits untergegangen war; im Glanze alter Ehren, im Lichte eines von den Vätern erworbenen Ruhmes glaubte man sich in Sicherheit eingehüllt; in der Bethörung ahneten nur Wenige, wie nahe der Verfall des ganzen bürgerlichen Lebens sein müsse. Und als nun das Land den Stößen des französischen Siegers unterlegen war, und jenes furchtbare

Haupt des damaligen Europa's schonungslos den Besiegten niedertrat: wie folgte da dem haltlosen Uebermuthe die maßloseste Muthlosigkeit auf dem Fuße nach! Es schien — so berichten die, welche in Mitte jenes Jammers gestanden — es schien als sei jede höhere Ordnung zusammengebrochen, als sei jede edlere Gesinnung, jede sittliche Kraft, jede liebende religiöse Hingebung aus den Gemüthern und aus der geselligen Verbindung entschwunden. Die kälteste berechnende Selbstsucht stritt mit dem fieberhaftesten, zerflossensten Leichtsinne um den Vorrang; den meisten galt das Leben mit seinen besten Gütern für ein Spiel, das man heute gewinnen und morgen verlieren könne; der Glaube war zur seltenen Ausnahme geworden, daß man das Recht eines freien Menschen und einer selbstständigen Nation verdienen müsse. Wo waren nun in der Zeit jenes trostlosen innern Verfalles die Anhaltspunkte, die Angeln für ein neues und besseres Streben? Hat Preußen damals neue Ordnungen eingeführt und andre Formen erfunden, die dem waltenden Geiste eine bessere Wendung gaben? Allerdings war man in trefflichen stillen Schöpfungen und Einrichtungen damals unermüdlich, aber erst nachdem der Geist selbst sein besseres Leben begonnen hatte. Man wende mir nicht ein, daß die damalige Noth und der unausstehliche Druck von außen zu einem bessern Zustande geführt haben. Noth und Druck an und für sich können den gesunkenen Menschen nicht retten; das Elend macht ihn nur noch elender, wenn nicht in ihm schon ein Ansatz, ein empfäng-

liches Organ ist, um durch die Noth sich helfen zu lassen. Dieses Organ bildet sich im Innersten des Gemüthes, wenn der Mensch in seinem lebendigen Mittelpunkte sich zusammenrafft. So war es auch damals der Geist einiger weniger Männer, der zuerst den rechten Weg zur wirksamen und dauernden Hülfe fand; es waren Männer, die keine andre Macht besaßen als die Kraft ihres Willens, keine andre Autorität als das Gewicht ihres Geistes, keine andre Garantie ihrer Sicherheit als die Unerschütterlichkeit eines Glaubens, der auf das Letzte und Schwerste gefaßt war. Sie führten die an ihrem äußern Loose und Zustande verzweifelnde Nation wieder in die unzerstörbare Werkstätte des Gemüthes ein, und zeigten, daß es für den geläuterten Menschen eine Freiheit gebe, die sich über den Verfall aller, auch der würdigsten äußeren Güter siegreich zu erheben vermöge; daß in dieser Erhebung das höchste Gut gewonnen sei, mit dessen Wiedererlangung alles andere von selbst zufallen werde. In diesem Sinne vereinigten sie unter das Panier ihres Geistes eine auserlesene Gemeinde der trefflichsten Zeitgenossen; unerschrocken bei dem Auflauern verrätherischer Gesinnung wie bei dem Drohen feindlicher Bajonette, bildeten sie durch die Gewalt ihres Wortes eine edle Phalanx von Gleichgesinnten; die nachher bei der Wiedergeburt der Nation nach allen Seiten belebend und ordnend wirkten. — Es waren also auch dort — und dieß wollten wir hervorheben — die Individuen, bei denen es zuerst anders und besser wurde, ehe die Hülfe für das All-

gemeine erschien. In jener prüfenden und lehrenden Zeit mochte Niebuhr das Wort sich gemerkt haben, das hier noch, als ein Zeugniß für unsre Ueberzeugung, seine Stelle finden mag: „Jedes wahrhaft Große, wo der Geist auf den Geist „wirkt, rührt von dem Individuum her; die Tyrannei oder „Dummheit handelt in Massen.“ —

Es ist vielfach beobachtet und ausgesprochen worden, daß viele und meist sehr bedeutende Zeitgenossen sich eines tiefen Bedürfnisses nicht erwehren können; die Welt, wie sie ist, vermag ihnen keine dauernde Genüge zu gewähren; sie klagen über ein gewisses Unbehagen, ein Gefühl der Abgestorbenheit, der Zerrissenheit, das ihnen überall entgegentrete. Veraltet scheint ihnen der alte Glaube und die alten Formen, und nicht mehr geeignet, den heißen Drang einer anders gewordenen Zeit zu fassen. Man wendet sich nach allen Seiten, man greift nach jeder neuen Aussicht, man läßt nichts unversucht, was etwa dieser unausgefüllten Lücke Befriedigung versprechen möchte. Man hat in diesem Drange noch in der jüngsten Vergangenheit die Sehnsucht nach neuen Staaten, neuen Religionen, einem neuen Familienleben laut werden lassen. Neue Staaten sagte ich: Belege für diese Behauptung liegen hinreichend am Tage; ist nicht eine Zeit lang der Aufbau neuer Staatsgebäude zum allgemeinen Loosungsworte geworden; und wo die Lust nicht gestillt werden durfte, wie lüstern blickt man dort auf diese Frucht des Paradieses hin! Die Revolution — abgesehen von den besondern Leidenschaften

und Absichten der einzelnen Führer — beruht da, wo sie eine Macht über die Gemüther geworden ist, auf dem Gedanken, daß durch Umschaffung von politischen Formen das Glück eines Volkes wiederhergestellt oder erst gefunden werden könne. Man macht dann den Frieden des Menschen von dem äußeren Zustande des Staates abhängig, in dem er lebt; demgemäß sehen Sie immer, daß Männer, deren ganzes geistiges Dasein in dem politischen Leben aufgeht, mit ihrem politischen Schicksale stehen und fallen.

In andern Kreisen der Gesellschaft hat sich jene Sehnsucht nach etwas Neuem in dem Wunsche nach einer neuen Religion ausgesprochen. Es habe — heißt es — eine jede Religion ihre Zeit; so habe das Christenthum die seinige gehabt; die mündige Bildung der Zeit aber könne dabei nicht mehr stehen bleiben, und das gegenwärtige Bedürfniß der Weltbildung verlange eine neue Form der Religion. Diese Stimme hat unter manchen Tonangebern der Literatur ein vielfältiges Echo hervorgerufen; und in Frankreich, wo der Durst nach irgend einer geistigen Erfrischung noch nie so hoch gestiegen ist wie jetzt, haben die gefeiertsten Namen in diesem Sinne das Verlangen nach einer neuen Religion vernehmen lassen. Als die bekannteste unter diesen französischen Stimmen lassen wir Lamartine sprechen: „Diese politischen Fragen — sagt er — interessiren nur „einige wenige Menschen, welche hinlänglich Brod und mü„ßige Stunden haben; die Masse hat es nur mit der Na„tur zu thun. Eine gute, schöne und göttliche Religion:

„das wäre eine Politik zum Gebrauche der großen Menge. „Dieses Prinzip des Lebens fehlt der unsrigen, daher kömmt „es, daß wir straucheln, niederfallen, wieder aufstehen, aber „nicht gehen. Es fehlt uns an dem Athem des Lebens; „wir schaffen Formen; aber sie bleiben unbeseelt. O Gott, „hauch' uns noch einmal an mit deinem Athem, oder „wir kommen um!"*) — Und noch deutlicher spricht derselbe Lamartine an einer andern Stelle: „Ich glaube, daß „Gott sich immer gerade in dem Augenblicke zeigt, wo alles, „was menschlich ist, nicht mehr genügt; wo der Mensch „bekennt, daß er aus sich selbst Nichts kann. Jetzt ist die „Welt auf diesem Punkte. Ich glaube an die Nähe eines „Messias, des heiligen, immer thätigen Geistes, der stets „dem Menschen beisteht, ihm stets je nach der Zeit und „den Bedürfnissen offenbart, was er zu thun und zu wissen „hat. Ob sich nun dieser göttliche Geist in einem Menschen „verkörpere oder in einer Lehre, ob in einer That oder in „einer Idee: das ändert wenig an der Sache." — Sie hören, wie unverholen er seinen Wunsch nach einer neuen göttlichen Offenbarung ausspricht; wie offen er es bekennt, daß der menschliche Geist für sich selbst sich nicht genüge, daß er einer göttlichen Hülfe bedürfe. Und dennoch, so nahe ihn auch sein richtiges Gefühl an die Wahrheit hinführt', kann er es völlig verkennen, daß für sein Bedürfniß und seine Sehnsucht längst und besser gesorgt ist; so daß

*) »O Dieu, rendez-nous votre souffle, ou nous périssons!« —

er nur den Muth haben müßte, ehe er sich nach Neuem umsieht, das Alte einmal recht anzusehen, das ewig neu ist. —

Doch nicht nur in neuen Staaten und neuen Religionen, auch in einem neuen Familienleben oder vielmehr in einer völligen Umkehrung des bisherigen Familienbandes suchen andre Stimmen unsrer Zeit das vermißte Heil. Schon Rousseau hat diesen Weg betreten; und in den letzten Jahren hat die literarische Sekte, welche sich zu Wiedereinsetzung der Sinnlichkeit aufgeworfen, als einen ihrer obersten Glaubenssätze aufgestellt, die Wiederverjüngung der Menschheit werde nur hervorgehen aus dem völligen Auflösen der alten Familienbande, nur aus der gänzlichen Freigebung des unmittelbaren Naturtriebes.

Wir können hier diese Charakteristik der in unsrer Zeit laut gewordenen Stimmen nicht weiter verfolgen; aber es kann Ihnen nicht entgangen sein, daß alle darin übereinkommen, etwas Neues zu verlangen; und ferner, daß keine von ihnen bei sich selber, bei der eigenen Persönlichkeit anfängt. Alles um sie herum soll anders werden; nur in ihnen selbst muß es beim Alten bleiben; von außen erwarten sie ihre Erlösung, nur daß sie nicht in ihrem Innern störend auftrete! Eben dieß ist der bezeichnende Zug in all diesen Erlösungsversuchen, welche die zweitausendjährige Thatsache des Christenthums entbehrlich machen möchten; denn hierin schlägt das Christenthum zu allen Zeiten den entgegengesetzten Weg ein. Nicht von außen will es helfen, sondern zuförderst von innen, aus den tiefsten Mittelpunkten unsers

Lebens heraus. Mit der unabweislichen Aufforderung zur stillen Einkehr in das Innere tritt es überall zuerst auf; eine völlige innere Läuterung und eine neue geistige Belebung macht es zur ersten Bedingung seines Bürgerrechtes. Dann freilich und unter dieser Voraussetzung verheißt das Christenthum: es solle auch außerhalb unser, in der Welt, im Leben geholfen werden. „Siehe ich mache alles neu!“ ist dem Evangelium an die Stirne geschrieben; aber, o wie ist diese Neuheit noch so entfernt von den meisten unter den Neuerungen, in denen die Zeit fruchtbar ist! —

Zwar glaubt auch die christliche Ueberzeugung an neue Zeiten, an neue Epochen und an neue Schöpfungen inmitten des christlichen Lebens. Immer neu kann das Christenthum sich wieder offenbaren für andre Lagen nnd andre Bedürfnisse. Ja für viele der tiefsinnigsten Beobachter ist es unzweifelhaft, daß auch unserem Jahrhunderte eine solche Epoche neuer christlicher Entwicklung bevorsteht, und daß all die dunkeln Kämpfe der Gegenwart nur jene größere Erscheinung vorzubereiten bestimmt sind. „Wir stehen — so sagt einer der berühmtesten Theologen Deutschlands — „an der Grenze zwischen einer alten und zwischen einer „neuen Welt, welche durch das ewig alte und ewig neue „Evangelium in das Dasein wird gerufen werden. Zum „vierten Mal bereitet sich eine neue Lebensepoche der Mensch„heit durch das Christenthum vor. Daher können wir in „jeder Hinsicht nur Vorarbeiten geben für die Zeit der

„neuen Schöpfung, wenn man nach der Wiedergeburt des „Lebens und der Wissenschaft mit neuen feurigen Zungen „verkündigen wird die großen Thaten Gottes." — Wie dem auch sein mag; wie weit hinaus man diese Aussichten jenes frommen Denkers schieben mag: immerhin steht es fest, wo das Christenthum erneuern will, da beginnt es bei den Einzelnen, und zwar bei der tiefsten Quelle des Lebens: im Gemüthe und im Willen.

Wir haben in der neuern europäischen Geschichte ein Beispiel, daß die Fürsten unseres Welttheiles es öffentlich anerkannten: das Verderben der Völker und Staaten sei nur durch die Kraft des Christenthums zu besiegen. Von dieser Einsicht geleitet, schlossen sie jenen Bund, der die Grundsätze des Evangeliums zum Grundgesetze machte für die Politik Europa's. Wenn nun diese an sich großartige Erscheinung nicht den Erfolg hatte, den man vielleicht erwarten durfte, so hatte dieß einen doppelten Grund. Einmal, man versah es in den Mitteln, indem man auf eine mehr äußerliche Weise durch bloße politische Maßregeln das in's Leben rufen wollte, was nur durch innere Umgestaltung eine Wahrheit werden konnte; zweitens hatte der Geist, von dem die Fürsten ergriffen waren, noch nicht die Herzen des Volkes überall durchdrungen; so daß er an dieses nur von außen als ein Gebotenes kam, noch nicht von innen als ein Ersehntes und Errungenes. — Immer bleibt der heilige Bund ein bedeutungsvolles Vorzeichen für die Aufgabe unsrer Gegenwart und Zukunft.

So wäre denn durch das Bisherige, wie uns dünkt, dargethan, daß die Sittenlehre, indem sie dem Einzelnen die wahren Gesichtspunkte für ein höheres Dasein und Wirken eröffnen will, in einer engen und wichtigen Beziehung zu den Bedürfnissen unsrer Zeit stehe.

Diese Aufgabe haben wir unsern Vorträgen gestellt. — Gegen die verneinenden, erkältenden, auflösenden Kräfte suchen wir ein aufbauendes, aneinander kettendes Lebensband. Dem Bedürfnisse derjenigen möchten wir entgegen kommen, die, auch nachdem ein religiöser Ernst in ihnen erwacht ist, doch über Vereinzelung klagen, da es ihnen an der nährenden und fördernden Gemeinschaft fehle. Ueberzeugungen möchten wir entwickeln und begründen, auf deren Grundlage ächte Verbindungen für Glauben und Wirken erwachsen können.

Nur ein Erforderniß muß ich dafür in Ihnen allen voraussetzen, daß nämlich Sie alle bereits auf dem Punkte der geistigen Entwicklung stehen, wo das Leben nicht mehr als ein Sandhaufen von einzelnen Ereignissen und Erfahrungen erscheint, daß Sie vielmehr den innern Zusammenhang des Lebens, das Leben als ein geistiges Ganzes anzuschauen und zu begreifen trachten. Denn wie der Geist des Menschen ein einziger ist und doch zerspalten in verschiedene Kräfte; wie der Leib des Menschen ein einziger ist, und doch zusammengesetzt aus den verschiedensten Bestandtheilen: so muß auch das Leben des Menschen verstanden werden als ein einiges und zusammengehöriges, aus einer Quelle

herströmend, obwohl es in die verschiedenartigsten Erscheinungen und Beschäftigungen auseinander geht. Denken Sie ja nicht, daß man hiezu Philosoph zu sein brauche; nur offene Augen des Geistes und Gemüthes sind dazu erforderlich; und die bringt ja ein jeder von Ihnen mit sich. In jedem, der sich als ein geistiges Wesen erfaßt hat, ist auch gewiß der Drang erwacht, nicht als ein willenloses Werkzeug in der Welt sich zu bewegen, sondern mit wachen Geistesaugen sich und die Außenwelt zu begreifen, und begreifend einzugreifen.

Ehe wir uns aber an die eigentliche Lösung unsrer Aufgabe machen, haben wir noch mehrere Vorurtheile zu beseitigen, die zwar unter Ihnen selbst nicht vorkommen mögen, die uns aber dennoch öfter störend in den Weg treten können, da sie im täglichen Leben gäng und gäbe sind. —

Es giebt eine Denkungsart, deren Anhänger im gemeinen Leben Legion ist, die unser jetziges Unternehmen darum sehr gering anschlagen muß, weil sie zwischen Erkennen und Handeln, zwischen Idee und Realität, zwischen dem Geiste und der Natur eine unübersteigliche Kluft befestigt glaubt. Man ist der Meinung: Erkennen und Denken sei eine Sache der Schule, Handeln aber Sache des Lebens; Ideen seien eine Art von Nebeln, die sich in die Wolken versteigen, in der Wirklichkeit aber in Dunst zerfließen, und der Geist endlich sei ein schönes Ding für sich, im Leben aber könne er sich nicht zurecht finden. — Diese Denkungsart, die man nur mißbrauchsweise praktisch zu nennen pflegt,

hängt an einer Kette von Irrthümern und Mißverständnissen; sie hört da auf zu denken, wo andre anfangen. — Denen, die in ihrem Eifer für das Handeln so großes Mißtrauen gegen das Geistige bezeugen, möchten wir nur die bescheidene Frage vorlegen: „Liebe Freunde, wollt ihr also lieber geistlos handeln? Wenn ihr die Ideen flieht, wollt ihr euch in das bloß Aeußerliche und Vergängliche flüchten; wollt ihr in die Endlichkeit und Oberflächlichkeit verbannt sein? Ihr sprecht von der Realität, von der Wirklichkeit; meint ihr etwa damit: nur das Handgreifliche und in die Augen Fallende sei real, nur was eure Sinnen erreichen können, sei in der Wirklichkeit vorhanden, das Geistige aber stehe außerhalb der Wirklichkeit? O dann würdet ihr ein Bekenntniß aussprechen, das euch nicht ohne die tiefste Beschämung über die Lippen gleiten sollte. Denn damit würdet ihr ja eingestehen, daß ihr selber mit eurem ganzen Dasein noch in der Oberfläche des Lebens gefangen seid; daß also eure Augen noch geschlossen sind für eine ganze, unendlich reichere Welt als die, welche ihr mit euren Augen erblicket, mit euren Händen betastet. — Da müßten wir in unserm Gewissen uns gedrungen fühlen, euch zu bitten, doch ja bald euch von dem Staar heilen zu lassen, an dem ihr noch leidet; oder beweiset uns erst durch den stillen Frieden, der euch beglückt, durch die Klarheit, die aus euch spricht, — beweiset uns, daß ihr bisher euer Leben mit etwas Besserem zugebracht habt als mit dem Haschen nach Schattenbildern!" —

Gegen den Mißverstand werde ich mich bei Ihnen nicht zu verwahren brauchen, als ob ich hier den praktischen Sinn und das praktische Leben heruntersetzen wollte. Im Gegentheil ist es unsre angelegentliche Sorge, die Wahrheit durchzuführen, daß die wahre, christliche Religiosität durchaus praktisch sei im reinsten Sinne. Das aber muß feststehen, daß das Geistlose nie und nirgend etwas reales werde; daß die ächte Erkenntniß gewiß auch zum ächten Handeln dränge. Nur daß die Handlungsweise, welche wir bezwecken möchten, schon bei ihrem ersten Auftreten von dem Bewußtsein erfüllt ist, welches der gemeinen abgerissenen Denkart gewöhnlich erst in langem Unglücke oder auf dem Todbette zu Theil wird; das Bewußtsein meinen wir, daß alles Irdische, an und für sich ohne eine höhere Beziehung, ungenügend und trügerisch sei. —

Sollte Ihnen nun wirklich das so eben von mir beseitigte Vorurtheil der mit Unrecht praktisch heißenden Menschen irgendwie beschwerlich fallen: so weiß ich keinen bessern Rath, als stellen sie meine obige Frage an dieselben, und sicher wird die Frage mit Verstummen beantwortet werden.

Es bleibt mir nur noch übrig, Ihnen den Faden mit nach Hause zu geben, an den Sie die heute entwickelten Gedanken anreihen können für die häusliche stille Ueberlegung und Prüfung.

Nach Feststellung unsrer Aufgabe fragten wir, wie sich unser Unternehmen zu unsrer Zeit und unsern Bedürfnissen verhalte; ob es ein zeitgemäßes sei? Wir antworteten:

unsre Zeit bedürfe die innere Belebung der Einzelnen, und eben daran arbeite die christliche Sittenlehre, und nur weil man diese Hülfe nicht wolle, werde auch nirgend recht geholfen. Wir erinnerten an Preußens Beispiel, das aus dem tiefsten Verfalle sich durch geistiges Leben wieder gehoben; dagegen sahen wir, daß alles Verlangen unsrer Zeit nach etwas Neuem fruchtlos bleibe, so lange sie nicht in neues Leben eintauche. Es wurde die geistige Disposition berührt, in der wir uns hier zusammenfinden müssen; und schließlich richteten wir uns noch gegen ein Vorurtheil, das die Nothwendigkeit unseres Unternehmens verkennt. —

Zweite Rede.

Vorwurf des Mysticismus; Bedeutung dieser Bezeichnung. — Verhältniß der Zuhörer zu dem Gegenstande. — Plan dieser Vorträge: — A. Das sittliche Leben im Gemüthe. — Der Trieb nach Glück.

Verehrte Versammlung!

In unsrer ersten Vorlesung hatten wir das Vorurtheil der ganz an die Aeußerlichkeit dahingegebenen Menschen berührt, denen unser Beginnen unpraktisch erscheinen muß und werthlos für das „wirkliche Leben." Heute müssen wir einem andern Vorwurfe in's Auge sehen, der zwar nicht in Ihrer Mitte sich ausbilden würde, der aber von einer gewissen, überall und auch hier verbreiteten, Denkweise vielleicht sich erheben wird, ich meine den Vorwurf des Mysticismus. Wer die Menschen kennt, wie sie sind; wer sie belauscht hat in ihren mannigfachen Kunstmitteln, womit sie höhere Anforderungen abzuweisen suchen — wer die Menschen in dieser Gestalt beobachtet hat, der muß für unsre Richtung von dieser Seite her dem Vorwurfe des

Mysticismus entgegensehen. Darum lohnt es sich der Mühe, auf dieses fast allmächtige Wort näher einzugehen, um seiner wahren Bedeutung gewiß zu werden; ob es etwa nur ein Klang sei, von dem Niemand weiß, wo er herrührt, oder ob damit eine wirkliche Gefahr bezeichnet werde, wovor jene Leute wohlmeinend uns warnen wollen? Denn ziemt es nicht vor allem denen, die an einer höhern Bildung Theil nehmen wollen, daß sie sich losmachen von der Herrschaft dunkler Begriffe und von der Ueberlieferung vager Bezeichnungen? Ist nicht das ein schönes Vorrecht der wahrhaft Gebildeten, welches sie von dem Pöbel jeder Art unterscheidet: daß sie über den leeren Klang unbestimmter Worte und willkührlicher Parteinamen sich erheben zur Anschauung und zum ächten Begriffe der Sache? — Darum, wiederhole ich, lohnt es sich der Mühe, dieses Gespenst des Mysticismus, das in so Vieler Mund ganz einheimisch geworden ist, einmal in der Nähe unerschrocken zu betrachten, damit es uns nachher überall erkennbar sei, dieses Gespenst, bei dessen bloßem Namen schon Viele ein unheimliches Frösteln in allen Gliedern verspüren.

Haben wir diese Aengstlichen und Aengstigenden recht verstanden, so sind es sehr verschiedene Vorstellungen, welche sie mit dem einen Namen Mysticismus verbinden. Es denken viele dabei an eine gewisse trübe, peinliche und einförmige religiöse Richtung; an jene Menschen denken sie, die den Geist der Religion in dem Nachsprechen einiger Glaubenssätze zu besitzen meinen, Sätze, die sie dann überall

und immer auf dieselbe Weise, in demselben Tone, mit denselben Worten anzupreisen pflegen. Redet man aber zu ihnen von seiner innern Erfahrung in einem andern Ausdrucke als dem ihrigen; sucht man ihnen das im Gemüthe tief Empfundene und Erlebte nun auch in einer eigenthümlichen Darstellung anschaulich und eindringlich zu machen, so offenbaren sie eine nicht geringe Verlegenheit und Befremdung und ein gänzliches Unvermögen, das Zeugniß des Geistes in verschiedener Sprache und Form zu vernehmen. Es ist dies eine gemachte und dürftige Frömmigkeit; nur zu oft zu einem bloßen Scheine hinabsinkend, und im besten Falle immer eine Beschränktheit, die nur dann unschuldig bleibt, wenn sie sich auf einen ganz engen Kreis beschränkt und an sich selber arbeitet. — Will man diese Richtung eine mystische nennen (obwohl dieß nicht die rechte Bezeichnung ist) und als solche von sich abweisen: wer von uns wäre damit nicht einverstanden? Ist es uns ja allen nicht um ein Scheinwesen noch um irgend eine Beschränktheit und Vermummung zu thun, sondern um Wahrheit und Realität, die eine Kraft für unser Leben werden soll!

Richtiger in der Benennung scheinen die zu verfahren, welche unter Mysticismus eine vage und unklare oder eine schwärmerisch überspannte Gefühlsrichtung verstehen. Es ist dieß ein steter Hang, sich in die dunkle Tiefe unermeßlicher Gefühle zu versenken, in das grundlose Meer unbestimmter Empfindungen zu zerfließen, ohne daß diese Gefühle in die Klarheit des Gedankens übergehen und eine

Macht werden, die wohlthätig und kräftig auf unsern Willen einwirkt. Sobald das Gefühlsleben bei einem bloßen inneren Genusse stehen bleibt, der nur einen Werth hat, so lange wir ihn genießen, der aber heute kommen und morgen entschwinden kann; sobald wir die Erregungen unseres Gemüthes nur als ein natürliches Ereigniß in uns betrachten, ohne an deren Zweck und ernstere Bestimmung zu denken: so ist dieß allerdings ein krankhafter Zustand, welcher der Heilung bedarf, ein Mysticismus, über den die Sittenlehre hinaushelfen will. Nicht zwar, daß wir von dem Gefühle als solchem gering dächten; es ist eine heilige Kraft im Menschen, die eben so wichtig und nothwendig ist wie der Wille und der Verstand an ihrem Theil. Aber gerade weil wir das gesunde Gefühl für ein göttliches Vermögen im Menschen halten, muß uns dessen Verirrung und Trübung um so schmerzlicher sein. Darum ist es Aufgabe der Sittenlehre, auch zu zeigen, wie das Leben im Gemüthe ein sittliches werden könne, und daß jedes Gefühl erst dann wahrhaftig sittlich werde, wenn es mit stiller Gewalt auf unser Dasein und ganzes Leben wohlthuend eindringt. — So wissen wir uns also frei von Mysticismus auch in dieser zweiten Bedeutung. Vor der dunkeln Welt unwirksamer Empfindungen, vor dem Verschweben in gestaltlose Phantasiebilder werden wir uns ernstlich zu hüten wissen; sanft den Willen zu läutern, klar den Geist zu erleuchten: das sei die Angelegenheit unsrer Abendstunden. Schritt für Schritt wollen wir gehen, von Erfahrung zu

Erfahrung, von Einsicht zu Einsicht; und sobald es Ihnen so vorkäme, als wollte ich willkührliche Voraussetzungen und eigene Einfälle hineinschieben statt der Wahrheit, die Sie alle überzeugt — dann fordre ich Sie auf, mir von da an nicht länger Ihr Ohr zu leihen.

Mit dem Bisherigen wäre erwiesen, daß wir weder durch frömmelnde Manier noch durch eine unklare Gefühlsrichtung den Vorwurf des Mysticismus verdienen wollen, in den Augen derer nämlich, welche mit ihren Worten einen Sinn verbinden. Dessen ungeachtet halten wir uns noch immer überzeugt, daß uns eine gewisse Denkungsart obigen Partei-Namen drohend oder lächelnd entgegenhalten werde. Wie ist dieß zu erklären? Hier ist es nun an der Zeit, von der Vertheidigung, auf die wir uns bis jetzt beschränkten, zum Angriffe überzugehen. Es ist eine unbewußte Arglist, womit Viele sich selbst täuschen, eine unselige Erfindung unsrer Selbstsucht, daß man alsobald mit irgend einer Bezeichnung, die in übelm Rufe steht, bei der Hand ist, wenn man sich einer höhern Aufforderung erwehren will, die aus der Trägheit unsrer Selbstgefälligkeit uns aufschreckt. Wie leicht wird es, die Angst vor einer Störung in unserm bisherigen Denken und Leben unter einen verächtlichen Parteinamen zu verbergen, den man dem Sprechenden in's Angesicht wirft! Wie leicht ist es, das eigene unheimliche Gefühl der innern Armuth und Haltlosigkeit dadurch zu beschwichtigen, daß man jeder tiefern und lebendigern Ueberzeugung den gehässigen Stempel des Mysticismus

aufdrückt, um so der beschwerlichen Mühe überhoben zu sein, sich weiter damit abgeben zu müssen. Sprechen wir uns hierüber offen aus; was diese Leute mit Mysticismus bezeichnen, ist jede innige und Leben athmende Weltansicht; jedes über die Gemeinheit emporstrebende Gefühl; jeder Wille, der sich nicht allen Winden der Tagesbegebenheiten beugt, und jede Kraft des Denkens, die nicht bei der konfusen Alltäglichkeit oberflächlicher Meinungen stehen bleibt: dem allem wissen jene Leute nur ein Zauberwort entgegenzuhalten: mystisch. Im Religiösen zumal wird diese Benennung ihr Wesen haben, sobald ein frischerer Sinn über einen kalten Gewohnheits-Glauben oder über die Leerheit einer abgelebten Frivolität hinausgehen will. — Aber daß diese guten unmystischen Menschen nur nicht einmal in einer lichten Stunde mit Schrecken wahrnehmen müssen, daß sie sich am Ende selbst in den bedenklichsten Mysticismus, in die trostloseste Verwirrung der Begriffe verloren haben! Daß sie nur nicht an sich selber die Geschichte jenes Landmannes erleben müssen, der sein eigenes Haus verbrannte, um eines Koboldes los zu werden, der darin sein Wesen trieb; als er sich aber von der Brandstätte wegwandte, siehe, da hatte sich derselbe Kobold an seinen Rücken gehängt! — Gern erinnern wir uns in dieser Beziehung an das Wort eines noch lebenden Staatsmannes; als man in einer größern Gesellschaft eines der tiefsinnigsten christlichen Denkers erwähnte, und dabei mit Bedauern bemerkte: „aber er ist ja auch ein Mystiker!“ — entgegnete dieser mit großer

Ruhe: „In dem Falle will ich gern diesen Namen mit ihm gemein haben!" — Und ich denke so viel Muth, so viel Freiheit von Menschenfurcht werde ich bei Ihnen allen voraussetzen können, daß Sie es unbesorgt darauf ankommen lassen, von der Beschränktheit mißdeutet zu werden. Denn so ausdrücklich wir uns verwahren mußten gegen eine geistlose, unerquickliche Frömmelei, wie gegen ein phantastisches Versteigen und Empfindeln: eben so entschieden legen wir das Bekenntniß ab, daß es uns allerdings darum, und ganz vorzüglich darum zu thun ist, den Genuß eines neuen Lebens und die Freuden einer höhern Gesinnung, wo sie schlummern, zu wecken, und wo sie wach sind, zu entwickeln und zu stärken.

Es gehen zwei geistige Kräfte durch die Welt, durch die innere und äußere Welt hindurch; überall begegnen sie sich, und mögen nirgend sich befreunden; nach unten zieht die eine, nach oben die andre; das Vergängliche sucht jene, nach dem Ewigen sehnt sich diese. Und ach, wie Viele sind es, die noch immer schmerzlich zwischen beiden herumgetrieben werden, angezogen bald und dann wieder abgestoßen, ohne Sicherheit in der Mitte schwebend! Die eine ist verbündet mit der Macht unsrer sinnlichen Natur und mit der Lust, die im Gemüthe rege ist; sie möchte uns fesseln an den Erdschollen, aus dem wir geschaffen sind, und unsern Blick begrenzen durch den Dunstkreis, welcher unsern Planeten umgiebt. Die andre Kraft ist verbündet mit unsrer geistigen Natur, mit dem Bedürfnisse unseres

tiefsten Wesens; sie möchte unser Geistesauge emporrichten durch alle Nebel der Erde zu dem heitern Blau des Himmels; sie möchte unsern Sinn frei machen von den Zufälligkeiten des äußern Wechsels, und den Tod von unsern erkalteten Herzen wegnehmen. Sie ist wie jene andre von Anfang an gewesen; sie wirkt immerfort, und umgiebt uns täglich, ja stündlich, nur daß unser Auge sie oft da nicht sieht, wo sie ist. Sie spricht zu uns eine vernehmliche Sprache; sie möchte noch immer uns die Worte in's Herz graben, die der Herr von den Höhen Judäas seiner geliebten Stadt zugerufen: „Ach, daß du erkennen möchtest, was zu deinem Heile dient!" — Aber noch immer muß jener rettende Zuruf auch bei uns in die schmerzliche Klage verhallen: „Nun aber ist es verborgen vor deinen Augen." — Darum, wenn wir Alle es uns gestehen müssen, daß so manche Erfahrungen des täglichen Lebens, so viele Eindrücke, die uns überall zuströmen, so viele Mächte, die in unserm Innern los werden: daß sie sämmtlich so geschäftig sind, uns nur nach der einen Seite hin gefangen zu nehmen; — wenn wir uns dieß gestehen müssen: so ist ja wohl kein Einziger unter uns, der nicht gerne den stilleren Momenten nachginge, wo ein andrer Geist seine lebendigen Gedanken in unsre Seele schreiben will! Warum sollte ich es verhehlen, daß ich lieber heute noch von meinem Vorhaben zurückträte, wenn ich nicht denken dürfte: es werde auch uns bei unsern gemeinsamen Wanderungen durch die verschiedenen Gebiete des Lebens hin ein neuer Sinn sich

aufthun, und ein frischer Hauch des Geistes uns entgegenwehen: jenes Bewußtsein der innern Freiheit, jene unbesiegbare Freudigkeit, jene lebensfrische Liebe, die aus unsichtbaren Quellen herströmend unausschöpflich ihre Freunde beglückt? Um es mit den Worten eines der sinnigsten der neueren Lieder anzudeuten:

„Kein Jauchzen ist's mit hellen Stimmen,
„Kein Strahl von Gottes Angesicht,
„Kein sel'ges in Gefühlen Schwimmen:
„Das alles ist es nicht."

Mich hebt die Hoffnung, daß wir im nächsten Frühjahre, am Schlusse dieser Vorträge, uns mit dem Bewußtsein trennen werden: es gebe ein Leben im Geiste, es gebe eine Kraft der Gesinnung, die uns, einmal ergriffen, im Leben nie mehr auf die Dauer verläßt; und endlich es gebe eine Verbindung der Gemüther, eine Gemeinde des Geistes, die stärker ist als die Gewalt äußerer Verhältnisse.

Bis jetzt haben wir die Vorurtheile zu überwinden versucht, die uns auf dem nun betretenen Wege hätten aufhalten und stören können, wenn wir uns mit denselben nicht von vorn herein in's Reine gesetzt hätten. So ständen wir nun auf dem Punkte, wo wir an die eigentliche Lösung unsrer Aufgabe hinantreten könnten. Ehe wir dieß thun, lassen Sie uns, wie verständige Reisende, welche zuerst die etwaigen Schwierigkeiten der Wanderung überdenken und die Kräfte sie zu überwinden, noch einmal uns darauf ansehen, was uns etwa bei unserm Unternehmen hinderlich,

und was förderlich sein werde; und mit welchem Sinne wir uns auf den Weg begeben müssen, wenn wir an's Ziel kommen wollen.

Je nach Verschiedenheit des Alters und Geschlechtes werden mit besondern Hindernissen auch besondere Vorzüge sich zusammenfinden. Wenn dem weiblichen Geschlechte vorzugsweise der Sinn für die Formen eigen ist, jenes Geschick in der Anordnung des Aeußern, jener Takt für die Anmuth des erscheinenden Lebens: so möchte es den Anschein haben, als sei eben darum die Gefahr um so größer, seinen ganzen Sinn an die Aeußerlichkeiten des Daseins hinzugeben, in den Zerstreuungen und dem wechselvollen Farbenspiele des Lebens sich selber zu verlieren. Dafür aber hat die Vorsehung dem weiblichen Gemüthe eine um so innigere Sehnsucht nach einer Befriedigung im Göttlichen gegeben; und wo nur dieser heilige Sinn nicht eigenwillig unterdrückt ist, da wird es auch für diese Stunden und für unsre Darstellung an dem rechten Verständnisse nicht fehlen. Unter den Männern dagegen ist es denen, welche in dem Gange öffentlicher Geschäfte sich versucht haben, oder die sonst mit den Forderungen und Beengungen des täglichen Lebens in steter Berührung stehen — es ist diesen die stille Einkehr in das Innere erschwert, wodurch doch allein die Klarheit und Lebenskraft des christlichen Sinnes sich immer wieder verjüngt. Doch ist ihnen, als volles Gegengewicht, ein geschärfteres Auge für den eigentlichen und wesenhaften Gehalt des Lebens verliehen. Haben die jugendlichen Erwartungen

von den Reizen des Lebens sich abgekühlt; hat der Schwung begeisterter Entschlüsse sich tiefer zur Erde niedergesenkt: so muß aus dieser Nüchternheit entweder eine ganz in die Gemeinheit begrabene Ansicht hervorgehen, oder ein geläuterter, durchdringender Blick auf das Bleibende und Unzerstörbare, auf das Ewige im menschlichen Wechsel. Und auch von diesem wahrhaft männlichen Sinne denke ich verstanden und durch das Verstehen gehoben zu werden. Endlich könnte den jüngeren Männern, die noch nicht in eine bestimmte Stellung in der Gesellschaft eingefügt sind: es könnte ihnen die leichte Jugendlichkeit des Sinnes das Verständniß dessen, was wir suchen, trüben oder verleiden. Denn der Jugend sind die frischen Farben des irdischen Lebens noch nicht verblichen, und die sehnsüchtigen Erwartungen von der Zukunft noch nicht getäuscht; und eben deßhalb dürfte bei ihr jener Drang, in allem Sichtbaren den tieferen Grund des Unsichtbaren zu erkennen und das Dauernde zu erfassen, noch nicht so rege sein. Allein recht verstanden, ist die wahre Jugendlichkeit nichts anderes, als ein unbewußter Trieb nach dem Unendlichen, und jener erwartungsvolle Blick auf die Zukunft ist in seinem innersten Grunde ein Bedürfniß, dessen Erfüllung über den Schranken der Endlichkeit, nicht der Möglichkeit, hinaus liegt. Und auch in diesem Sinne kann das Wort des Erlösers gelten, daß wir in die Lebendigkeit des kindlichen Sinnes zurückkehren müssen, um die Geheimnisse des Gottes-Reiches zu erfassen. Es giebt eine Jugendlichkeit — und uns

allen sind wohl Beispiele davon schon vor Augen gekommen — eine Jugendlichkeit, die auch beim Ergrauen der Haare und beim Ermatten der Pulsschläge noch unversiegt fortfließt, noch unerkältet ihre Umgebungen erwärmt; das ist jene Jugend der Seele, die von der Gluth verzehrender Sinnlichkeit nicht versengt worden; das ist jene Jugend des Geistes, der unter der Macht äußerer Hemmungen nicht verknöcherte. — Also, dieß ist der Zielpunkt unsrer Meinung, auch von dem ächten jugendlichen Sinn hoffen wir begriffen zu werden.

Hiemit wäre dargelegt, was für unsre geistige Aufgabe den verschiedenen Altern und Geschlechtern unter Ihnen hemmend und fördernd eigen ist. Was nun schließlich noch mich anbetrifft, der ich der Aufgabe mich unterzogen habe, die Räthsel des inneren und äußeren Lebens auf dem Standpunkte christlicher Ueberzeugung zu deuten: so sei mir nur vergönnt, das Eine voraus zu bemerken: daß die Bedeutung und die Schwierigkeit des Unternehmens mir nicht verborgen war. Und seit acht Monaten, als mir der erste Gedanke hieran geworden, ist wohl selten ein Tag vergangen, wo mir nicht beim einsamen Nachdenken, bei befreundeter Besprechung und bei den Studien diese meine Aufgabe vor der Seele gestanden.

Ueber die Vorfragen und Vorbedingungen verständiget, ist es nun an der Zeit, uns an die Aufgabe selbst zu machen. Ueberschauen wir darum den Plan, den wir bei unserer Darstellung im Auge behalten wollen:

Wir haben gesehen, die Sittenlehre hat zu ihrem Gegenstande das Menschenleben. Wie gestaltet sich, fragen wir, dieses Leben, wenn es unter der Zucht und Leitung des christlichen Geistes steht? — Was kann das Leben von dem religiösen Menschen fordern, und was kann der Religiöse von dem Leben erwarten? — Diese Frage aber: wie wird der christliche Geist sich im Leben geltend machen? ist unfruchtbar, so lange wir nicht wissen: wie der christliche Geist in dem Einzelnen herrschend wird; wie das höhere Leben in einem jeden Gemüthe sich entfaltet. Aus diesen beiden Fragen ergeben sich mit natürlicher Leichtigkeit die zwei Hauptabschnitte unsrer Vorträge:

I. Im ersten Abschnitte untersuchen wir, wie das natürliche Leben des Einzelnen sich zum christlichen Leben erhebt; dieß wäre die Herrschaft des christlichen Geistes im persönlichen Leben oder im Gemüthe.

II. Im zweiten Abschnitte fragen wir, wie das christliche Leben des Einzelnen sich in der Gemeinschaft, im sichtbaren Leben entwickle und darstelle; dieß wäre die Herrschaft des christlichen Geistes im gesellschaftlichen Leben. Alles gesellschaftliche Leben kommt nicht anders zum Vorscheine als unter der Form der Familie, der Kirche und des Staates; wir können uns folglich nur betrachten als Glieder einer Familie, als Glieder eines religiösen und eines bürgerlichen Vereines. Darum ist die ganz naturgemäße Ordnung unsrer Vorlesungen die, daß wir von dem einzelnen

Menschen ausgehen, diesen begleiten in die Familie, von da in Kirche und Staat.

Da es nun darauf ankömmt, den ersten Schritt zu thun, so erinnere ich Sie noch einmal an meine Aufforderung, daß Sie wohl auf Ihrer Hut sein mögen gegen willkührliche Voraussetzungen oder gegen selbsterfundene Einfälle von meiner Seite. Was wir voranstellen, muß eine Erfahrung sein, die ein jeder von Ihnen schon gemacht hat, oder noch machen kann, sobald er will; es muß ein Gedanke sein, der seinen Beweis in sich selber trägt; der also nur braucht ausgesprochen zu werden, damit Jedermann seine Wahrheit eingestehe. Einen solchen einleuchtenden Gedanken glauben wir in Folgendem auszusprechen:

Alle Menschen suchen eigentlich im Leben eine und dieselbe Sache; sie verfolgen alle dasselbe Ziel. Jeder Mensch, wenn er einmal frägt: „Was will ich denn zuletzt mit allem, was ich treibe und suche und wünsche, was ist der wahre und letzte Endzweck dabei?“ — Jeder, sage ich, wird darauf bei hellem Nachsinnen antworten müssen: „Was ich suche, ist Glück; glücklich will ich sein.“ — „Glücklich will ich sein“ dieß ist der Eine Grund-Akkord in den mannigfaltigen Melodien des menschlichen Lebens und der menschlichen Herzen. — Nun sehe ich zur Rechten und Linken Entgegnungen voraus, die scheinbar meinen Satz erschüttern oder umstoßen. Sie werden mich zuerst an die große Klasse unsrer gedrückten Mitmenschen erinnern, die in ihrem ganzen Leben für keine andre Frage Zeit bekom-

men, als für *die*: „Wie kann ich von heute bis morgen mein Leben fristen?“ — Bei diesen könne also gar nicht die Rede sein von Glück, sondern bloß von einem kümmerlichen Fortschleppen des sinnlichen Daseins. — Allein warum geben sich diese Armen so viel Mühe, den Schatten ihres Lebens fortzusetzen? Nur darum, weil sie ihre sinnliche Existenz doch im Grunde für ein größeres Glück halten als: nicht mehr zu existiren. Sie werden zwar gewöhnlich von diesem Gedanken nicht Rechenschaft zu geben wissen; aber ihr unbewußter Instinkt ist es, der auf diese Art philosophirt. Und sobald sie anfangen, sich den Tod zu wünschen, so ist der Grund nur: sie meinen, dort glücklicher zu sein als im Leben. Der Schluß ist: auch diese Armen und Gedrückten suchen unbewußt nur *Glück*.

Andre werden mir bemerken: „Wir wollen es zugeben, wer das *Schöne* in Wort oder im Bild oder sonstwie zu genießen, darzustellen sucht, der thut es, weil er dadurch glücklich ist; ebenso derjenige, welcher die Erforschung der Wahrheit zu dem Ziele seines Lebens macht; ebenso ergiebt sich der thätige Mensch ganz dem Handeln und äußeren Leben, weil dieses allein ihn glücklich macht. Das alles wollen wir zugeben; aber (so fahren sie fort) hast du denn nie diejenigen beobachtet, welche in entscheidenden Stunden nicht fragen, was ihr *Glück*, nein, was ihre *Pflicht* sei?“ — Hier halte ich eine andre Frage bereit: Warum unterwirft sich ein solcher seiner Pflicht? Er weiß, wenn ich meine Pflicht verletze, so bin ich mit meinem Gewissen ent-

zweit; und ein entzweites Gewissen raubt mir auf immer mein Glück. Wir kämen dadurch wieder zu dem Schlusse: Auch die Pflichttreue beruht auf unserm Triebe nach Glück; freilich ist dieß kein gemeiner Trieb und kein gemeines Glück. —

„Wie steht es aber mit denen — so werden mir Andre in die Rede fallen — die es sich bei all ihrem Wünschen und Thun zum Grundsatze gemacht, vor allem andern nach dem göttlichen Willen zu fragen? Steht diesen nicht Gott höher als ihr Glück?" — Ich erwiedere: beides steht ihnen gleich. Es ist derselbe Fall wie bei der Frage nach der Pflicht; nur verstehen diese unter ihrer Pflicht schon den Willen Gottes; das heißt: ihre Pflicht erscheint ihnen in religiösem Lichte. Auch sie würden sich unglücklich zu machen glauben durch die Uebertretung eines göttlichen Gebotes; unglücklich wegen der Vorwürfe des Gewissens oder wegen der zu erwartenden Strafe.

Endlich aber — und darauf mögen Sie am meisten Gewicht legen, — giebt es viele treffliche Menschen, die ein thätiges und fruchtbares Leben zugebracht haben, Vielen zum Segen, ohne daß je in ihnen der Gedanke erwacht wäre: Ist dieß mein Glück, oder meine Pflicht oder der Wille Gottes? Nein, sie handeln so, weil, wie sie meinen, sie nicht anders können; weil es einmal in ihrem Wesen, in ihrem Charakter, in ihrer Eigenthümlichkeit liegt, so zu handeln und nicht anders. — Auch dieser Einwurf kann neben unsrer ersten Behauptung im besten Frieden beste-

hen; denn auch die Menschen, welche überall nur ihrem innern Takte und Zuge folgen, würden sich alsobald unglücklich fühlen, wenn sie mit ihrer eigenen Natur, gleichsam mit ihrem geistigen Triebe, in Widerspruch geriethen. Sie wären dadurch in sich selbst entzweit, und eben darum unglücklich. Wer z. B. von Natur wohlthätig ist, würde sich selbst am wehesten thun, wenn er ohne Noth einen Bedürftigen abwiese. Und dieß gilt von allen den Eigenschaften, die — wie man sich ausdrückt, uns zur andern Natur geworden sind; in ihrer Befriedigung besteht unser Glück. —

Sie sehen, wir befinden uns in einem Kreise, aus dem wir nicht herauskommen, bis wir ihn anerkennen. Wie wir auch die Sache wenden mögen: immer behauptet sich das Resultat, der letzte und wahrste Grund in allem, was wir thun, ist der Trieb nach Glück. — Und ich denke, ein Jeder von uns hat dieß zugegeben. Den ersten Schritt haben wir gethan; der zweite besteht in der Frage: Sind nun die Menschen eben so einig darüber, wo und worin ihr Glück bestehe?

Diese Frage müssen wir aus dem alten Jahr in das neue hinübernehmen, und sie kann beim Uebergange ein reicher Anlaß des Nachdenkens für uns werden: ob wir nämlich selber einig seien mit uns, was unser Glück sei? — Und wer im Denken diese Frage noch nicht auflöst, der findet vielleicht eine vorangehende Antwort in seinem Gemüthe; ich meine: in der Weihnachtszeit, in die wir jetzt

eintreten. Wer in der Freude der Kinder an ihren Christbäumen in sich selbst wieder Kinderfreude genießen kann; wer, wenn ihm dieß nicht bescheert ist, den treuen, nicht versiegenden Schmerz des Lebens vergessen oder besiegen kann in stiller Weihnachtsfreude: der hat seinen Christbaum auch gefunden, und in seinem Gemüthe eine Antwort auf unsre Frage.

Dritte Rede.

Die Quelle des Glückes und des Unfriedens. — Die drei Hauptrichtungen des natürlichen Willens.

Verehrte Versammlung!

Wir sind heute bei einer Erörterung angelangt, die — von so großen Schwierigkeiten sie auch umgeben sein mag, — doch für alles Folgende unerläßlich ist; denn von ihr hängt es ab, ob unsre spätern Reden Ihnen verständlich werden, und ob Sie denselben beipflichten können. In dieser Bemerkung liegt, denk' ich, ein hinreichender Grund, um den Ernst Ihrer Aufmerksamkeit zu erhöhen; unser Blick wird sich nicht auf fremde Dinge richten, auf nichts, was außer uns liegt. Jeder von uns wird in sein Innerstes greifen müssen, um sicher zu sein, ob das Gemälde, welches ich vor Ihren Augen aufrolle, ein treues Abbild unsrer innern Gestalt sei, oder ob ich meine Farben aus leeren Vorstellungen entlehnt habe.

Im alten Jahre trennten wir uns mit einer Frage, deren Antwort wir für das neue aufsparen mußten, mit

der Frage: „Wo, worin sucht der Mensch sein Glück?“ — Wir hatten gefunden, in dem einen Punkte seien die Menschen Eins, daß sie alle Glück wollen und suchen; aber sind Sie eben so einig darüber, wo die Quelle ihres Glückes fließe, wie das Wesen desselben beschaffen sei? —

Es gehört nur ein geringes Maß von Erfahrung dazu, um wahrzunehmen, daß hierin die große Verschiedenheit und Uneinigkeit unter den Menschen bestehe. Und ist denn der Mensch in sich selber darüber einig? Wäre er es, wie könnte er heute etwas so dringend wünschen, was ihm morgen schon gleichgültig wird? Er mußte in diesem Falle folgerichtig heute etwas anderes für sein Glück halten als morgen. Und ist der einzelne Mensch in sich nicht über sein Glück einig, so können es die Menschen unter einander noch weniger sein. Die Einen mühen sich ab ihr ganzes Leben hindurch, um einen Wunsch zu befriedigen, dessen Erfüllung, wie sie meinen, sie glücklich machen würde; aber ihr Wunsch bleibt unerfüllt. Immer steuern sie nach bestem Vermögen auf das gelobte Eiland zu, und immer von neuem verschlägt sie ein neidischer Wind fern von dem gesuchten Porte. Werden diese nun nicht mit der Klage auftreten dürfen: die Vorsehung habe ihnen den Trieb nach Glück ins Herz gelegt, ohne denselben zu befriedigen? Und wenn wir ihnen entgegnen: „Euere Schuld, euer Irrthum hat euch um euer Glück betrogen; denn ihr suchtet es nicht da, wo ihr es in Wahrheit hättet finden können“ — so werden sie dagegen einwenden: „Wer aber hat diese Decke um unsre

Augen gelegt, die uns um unser Lebensglück betrog, die uns die wahre Befriedigung unsrer Wünsche verhüllte?" — Und was wollen Sie hierauf erwiedern? —

Andern wird kein Wunsch versagt, kein Plan vereitelt; das Schicksal scheint ihnen völlig unterwürfig zu sein; nach dem Urtheile der Menge schwelgen sie im Genusse des Glückes. Und dennoch, treten wir näher hinzu, so entdecken wir mit Erstaunen eine unbegreifliche Kälte, Abspannung Unfriede, einen unablässigen Drang nach einem neuen Reize, nach einem andern Glücke. Für diese Behauptung steht uns ein schlagendes Beispiel zu Gebote; Göthe legt dafür Zeugniß ab. Göthe war eines der seltensten Schooßkinder des Glückes; nichts mußte er missen, was, nach der gewöhnlichen Ansicht des Lebens, zum Glücke des Menschen erfordert wird. Ein mit allen Reizen und aller Kraft der Natur ausgestatteter Körper, ein königlicher Geist; wo er persönlich auftrat, die Sonne, um die alle andern sich drehten, der Liebling, an den jede Gunst, auch die höchste des sittlichen Lebens verschwendet wurde, der Angebetete, für den man kein Opfer, und wäre es das der sittlichen Existenz gewesen, gescheut hätte: das war Göthe. Auch wo er geistig auftrat, da herrschte er; die Richtung des deutschen Geistes in neuerer Zeit ist zum Theil von ihm ausgegangen, seine Vaterstadt hat ihn gekrönt wie einen Sieger zu Olympia; und Fürsten haben ihm ihre Huldigung dargebracht; so weit europäische Kultur reicht, wird sein Name als der glänzendsten einer genannt. Er konnte seine

Saat aufgehen sehen, und volle Erndte-Freuden erleben; die erschütterndsten Zeitereignisse, die Europa eine andre Gestalt gaben, haben den gewohnten Gang seines Lebens nicht wesentlich gestört. Mit seinem hoch emporragenden Geiste mußte er den Schmerz nicht kosten, allein zu stehen und verwaist unter einem profanen Haufen; die größten Männer unsrer Literatur waren seine Zeitgenossen, seine Freunde; und begeistert drängte sich die heranwachsende Jugend zu ihm hin wie zu ihrem Ideale. Bis in die letzten Tage seines Greisenalters versagte sein Körper ihm keinen Dienst; nie schwand die Frische des Geistes. Und wie urtheilt dieser Beglückte selber von seinem Leben? „Im Grunde — so äußerte er sich einst im Gespräche — ist mein Leben „nichts als Mühe und Arbeit gewesen; und ich kann wohl „sagen, daß ich in meinen 75 Jahren keine vier Wochen „eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen „eines Steins, der mir immer von neuem gehoben sein „wollte.“ —

Was schließen wir nun aus zwei so widersprechenden Erfahrungen? Wir sehen, die einen jagen vergeblich nach einem Glücke, dessen Entbehrung ihnen Unglück scheint; und die Andern gelangen zu diesem sogeheißenen Glücke, ohne sich nun darin glücklich zu fühlen. Die, welche in der gewöhnlichen Sprache Glückliche und Unglückliche heißen, würden beide demgemäß dasselbe Zeugniß ablegen, indem beide eingestehen: Das Glück, das bleibende, ächte Glück läßt sich im Leben nicht finden. Wir müßten alle wehmüthig

und trübsinnig einstimmen in die Klage des Ihnen bekannten Dichters:

„Das arme Herz hienieden,
Von manchem Sturm bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Erst wenn es nicht mehr schlägt!“

oder in die noch trübere Klage eines jüngst verstorbenen Sängers (Platen):

„Drum selig alle, die den Tod erbaten;
„Ihr Sehnen wird gestillt, ihr Flehn erhöret,
„Denn jedes Herz zerhackt zuletzt ein Spaten.“ —

Es ist Ihnen nicht entgangen, wie enge der Raum ist, auf dem wir uns für unsere Schlüsse befinden; entweder, oder! Das Ausbleiben des wahren Glückes kann seine Ursache nur außer uns haben oder in uns. Nehmen wir an, die Quelle dieses Mißgeschicks fließe außer uns, so muß die Ordnung des gegenwärtigen Lebens gestört sein, und so gestört, daß es seine Bestimmung nicht mehr erfüllt. Unfehlbar verwickeln wir uns damit in einen Konflikt mit der Vorsehung selber; diese hat uns entweder zum Unglücke erschaffen und bestimmt — das wäre aber eine direkte Gotteslästerung; oder sie hat uns zum Glücke bestimmt; es fehlte ihr aber an der Macht, uns im Leben dieses Glück erreichen zu lassen; die Hand der Vorsehung wäre also zu schwach, um das gegenwärtige Leben unserm Glücke gemäß zu ordnen: und auch diese zweite Annahme erschiene als Gotteslästerung. Nun bleibt keine Wahl; müssen wir aufs ent-

schiedenste den Gedanken von uns stoßen, daß die Außenwelt, das Leben uns den Weg zum Glücke versperre: so können wir nicht anders als wir müssen die Ursache in uns suchen. Ist denn in unserem Inneren ein Hinderniß, das uns nicht zum Glücke gelangen läßt, ist in unserem Inneren gleichsam eine Decke ausgespannt über ein Glück, das wir vergeblich außer uns suchen? — So lassen Sie uns denn eintreten in unser Inneres, lassen Sie uns dieß unsichtbare und doch Allen zugängliche Gebiet durchspähen, ob wir dort den Schlüssel finden für eine Frage deren Beantwortung unermeßlich viel entscheidet. Jene Frage, die in einer neuern Dichtung so ausgesprochen ist:

„Was suchst du, Mensch, in weiter Welt?
Was treibt dich über Land und Meer?
Was blickst du in das Sternenzelt,
Und bist bekümmert noch so sehr?
Wohin, wohin
Verlockt der Sinn?
O Schmerzen nicht vermehr'!" —

Wir werden die Antwort darauf schuldig bleiben, wenn wir es nicht wagen, sie in uns zu suchen. Wohl ist es mir nicht verborgen, daß bei dem ernsten Worte: „Einkehr in das Innere" Manche ein geheimes Grauen befällt, ein banges Zagen, als könnten wunde Stellen dabei berührt werden, die man lieber sich selber verbergen möchte; Andre werden besorgen, wir könnten uns in ein geheimnißvolles Gebiet verirren, sobald der Blick auf unser Inneres sich

richte; denn nichts ist ihnen verborgener und dunkler als sie sich selber. Allein aufgeworfen ist nun einmal die Frage; auf dem Wege befinden wir uns nun einmal; an ein Umkehren ist nicht mehr zu denken. An Gespenster glaubt Niemand mehr; sollen denn wir selber die Gespenster werden, vor denen uns graut! Wer weiß, ob dieses Grauen, dieses Zagen sich nicht am Ende in Zuversicht verwandeln wird und in eine noch ungefühlte Kraft! —

Wir sind, wie Sie sich erinnern, ausgegangen von der Beobachtung, daß der Mensch Glück suche; welche Seite des Menschen ist es nun, welche Glück sucht? Sie antworten: der Wille; dieß liegt ja schon in den Worten: der Mensch will Glück. Es handelt sich demnach vor allen Dingen um unsern Willen. Wenn wir davon sprechen, daß wir in unser Inneres eintreten werden, so war damit zuförderst nur gemeint: wir wollen unsern Willen kennen lernen. Sind wir erst im Klaren und Gewissen über unsern Willen, so haben wir die Fackel in Händen, welche in all die dunkeln Räume unseres Inneren leuchten kann. Was bist du? heißt so viel als: Was willst du? Schon im täglichen Leben können wir über den eigentlichen Werth eines Menschen gar nicht urtheilen, ohne zu wissen, was er will: Nach seinem Willen messen wir also jeden Menschen, seinen Werth und sein Glück.

Soviel wäre ausgemacht: die Kenntniß unsers Innern hängt von der Kenntniß unseres Willens ab. In welcher Richtung ist aber unser Wille begriffen? was ist

die innere Natur unseres Willens? in welcher Art und Weise äußert sich unser Wille zuerst und ursprünglich? Die Antwort ist: nur auf dreierlei Weise läßt unser Wille sich erkennen. Sobald Sie auf sich selbst Acht geben, wenn Sie irgend etwas wollen: so werden Sie sich gestehen müssen: Ich will dieß, weil ich es genießen möchte, oder weil ich es besitzen möchte, oder weil ich es zu beherrschen wünsche. Es läßt sich gar kein anderer Grund für unseren natürlichen, eigenen Willen denken, als: Wir wollen genießen, oder haben (besitzen) oder gelten (herrschen). Um Ihnen den Gedanken noch mehr zu versinnlichen und zur größtmöglichsten Anschaulichkeit zu bringen, wähle ich ein einfaches Bild: Unser natürliche Wille, sage ich, ist ein Stamm, welcher allezeit in drei Aeste auseinandergeht, nur in drei Aeste und immer in dieselben; diese sind der Trieb nach Genuß, nach Besitz und nach Macht. Oder in einer andern Wendung: Wenn der Mensch ganz sich selber überlassen ist, so wurzelt alles, was er thut, entweder in der Lust am Genießen, oder in der Lust am Besitzen, oder in der Lust am Beherrschen. — Durchgehen Sie jetzt Ihr ganzes bisheriges Leben; denken Sie an solche Momente, wo Sie für einmal keine andre Pflicht, keinen andern Willen im Auge hatten als Ihren Willen, als Ihre natürliche Neigung, und dann sagen Sie mir, ob Sie sich dabei nicht Eins von diesen Dreien versprachen: entweder irgendwie einen Genuß zu haben, oder irgend etwas zu Ihrem Eigenthume zu machen, oder endlich dabei irgend etwas zu gelten,

zu bedeuten? Haben Sie diese Nachforschung in Ihnen selber beendigt, so richten Sie nun ihren Blick auf andere Menschen, die Sie zu beobachten Gelegenheit hatten, und sehen Sie zu, ob nicht auch diese, sobald sie ihrer angebornen Neigung folgten, zuletzt ihr Augenmerk darauf hatten, zu genießen, zu erwerben oder zu befehlen.

Nach dieser Auseinandersetzung muß Ihnen allen das erste Resultat unsrer Untersuchung deutlich geworden sein; dieses ist: der natürliche Sinn des Menschen sei immer auf Genießen, Besitzen oder Herrschen gerichtet; mit andern Worten: der angeborne Wille äußere sich nur nach diesen drei Seiten hin auf die beschriebene Art. Ich habe absichtlich nach der möglichsten Deutlichkeit gerungen; ich habe selbst Wiederholungen nicht gescheut, nur damit ich sicher sein könnte, Sie seien ohne Ausnahme mit unsrer Behauptung einverstanden. Was sollen wir nun sagen? ist diese natürliche, angeborne Richtung unsers Willens, unsers Herzens, die wir jetzt ans helle Tageslicht gezogen haben — ist diese Richtung an und für sich verwerflich? fließt dieser mit unserm ersten Lebensgefühle erwachende Trieb nach Genuß, Besitz und Macht schon aus einem verdorbenen Boden, aus einer getrübten Quelle her? Wenn wir dieß bejahten, so sprächen wir damit der Menschheit ihr Todesurtheil. Indem der Mensch aufhörte zu genießen, zu besitzen und zu vermögen, so hörte er auf, ein Mensch zu sein; ohne das Streben nach Genuß, Besitz und Herrschaft wäre das menschliche Dasein ganz undenkbar. Sobald wir vernehmen,

daß irgend ein Sinn und Trieb mit unserem innersten Wesen zusammenhänge, daß er in unsrer anerschaffenen Natur begründet sei: so muß uns dieß schon ein starkes Vorurtheil gegen den Gedanken einflößen: jener Sinn und Trieb sei in seiner tiefsten Wurzel schon verwerflich, und müsse folglich unterdrückt oder vernichtet werden. Man hat die richtige Beobachtung gemacht, daß auch in dem größten Irrthume sich ein Funke und Anfang der nur mißverstandenen Wahrheit nachweisen lasse; eben so wahr können wir behaupten: jeder uns anerschaffene (wohl zu bemerken: uns anerschaffene Trieb) und Sinn muß auch ein Recht haben, daß er vorhanden ist; und wenn er sich noch so sehr verirrte, so muß sich dennoch immer ein besseres, ursprüngliches Ziel und eine reine Bestimmung für ihn auffinden lassen. Keine Kraft und kein Sinn ist bloß darum von der Vorsehung in unsre Natur gelegt, um von uns nachher ausgerottet zu werden; für die bloße Vernichtung ist nichts erschaffen in dem Hauswesen der Gottheit. Ich habe auf die letztere Behauptung so viel Nachdruck gelegt, weil sie für unsre ganze Sittenlehre große Bedeutung hat, so daß wir uns öfter auf sie berufen werden. Denn — um dieß hier zum Voraus anzudeuten — durch diesen Grundsatz unterscheiden wir uns wesentlich von einer gewissen schwärmerischen Richtung, welche glaubt, die vollendete Sittlichkeit beruhe auf der Vernichtung unsrer natürlichen Anlagen und auf der Aufhebung der gesetzmäßigen Ordnung des Lebens. Dagegen stellen wir den Grundgedanken fest, der in dem

Geiste des Christenthums seine Bewährung findet: daß nämlich alle Grundtriebe und Anlagen des natürlichen Menschen die Bausteine hergeben müssen für den Aufbau eines geistigen Tempels; unsre Natur, die sinnliche wie die geistige, muß aufgenommen und geweiht werden für den Dienst einer höhern Bestimmung. Wollen Sie diese Bemerkung nur als eine vorläufige Verwahrung gegen Mißverständnisse ansehen; die Wichtigkeit der Behauptung können sie erst später bei der speziellen Anwendung ganz ermessen.

Erinnern wir uns jetzt wieder an den Zusammenhang, auf den es hier ankommt! Es hat sich uns gezeigt: die natürliche Eigenschaft unsers Willens, daß er auf Genießen, Haben und Herrschen gerichtet sei, könne an und für sich nicht verwerflich sein, weil dieß ein ursprünglicher Zug unserer Natur bleibe. Das sittliche Leben kann nicht darin bestehen, Nichts genießen, Nichts besitzen, Nichts beherrschen zu wollen; aber wo wir Genuß, Eigenthum und Macht suchen sollen: das ist die größere Frage deren Lösung wir suchen. —

Haben wir anerkannt: es liege in der anerschaffenen Natur unseres eigenen Willens, daß er genießen, besitzen und beherrschen will: so haben wir damit eine folgenreiche Entdeckung gemacht, die uns einen großen Schritt vorwärts führt. Denn dadurch legt unsre Natur das bedeutsame Bekenntniß ab: „Ich bin mir selber nicht genug, ich finde in mir selber nicht, was hinreicht, um mein Wesen zu

befriedigen." — Hätte der Mensch an und in sich selbst genug, so würde er mit all seinem Denken und Wünschen nur in sich selbst leben, nur in seiner eigenen Brust verweilen; er würde dann unmöglich darauf verfallen, etwas genießen oder besitzen zu wollen, was außer ihm liegt. Denn was ist Genießen anders, als: etwas, was vor uns und außer uns liegt, in uns selber aufnehmen, und so zu einem Mittel unsrer Freude machen? Ebenso ist Haben, Besitzen (abgesehen von der juristischen Begrenzung) nur: Etwas außer uns als uns eigen und zugehörig ansehen und benutzen. Und endlich bedeutet Herrschen nur: den Willen Anderer, also wieder Etwas außer uns, unterwerfen unserem eigenen Willen. Was wir beweisen wollten, ist bewiesen: unser Trieb nach Genuß, Besitz und Herrschaft hat seinen tiefsten Grund in dem Bedürfnisse, aus uns selber herauszugehn.

Und warum wollen wir aus uns herausgehn? — Unsre Antwort war und ist: Weil der Mensch, sobald er erwacht und sich regt, sich selber in seinem Innern zu enge, zu beklommen, zu leer fühlt; dieß Gefühl treibt ihn nach außen; er will sein eigenes Ich erweitern; er will freieren Raum, eine weitere Sphäre für sein Ich. An der Wiege eines jeden Kindleins könnten wir die tiefsten Grundzüge des natürlichen Menschen verstehen lernen, wenn wir es verständen aus dem äußeren Zeichen auf das innere Wesen zu schließen. Thränen sind das erste Lebenszeichen des Kindes, Thränen, die ihre Quelle in seiner Bedürftigkeit haben.

Und des Kindes erste Regung ist, daß es sein Händchen begehrend ausstreckt, sobald Ihr ihm einen Gegenstand weiset, der seine Sinne lockt. In der unbewußten Regung des Kindes können wir Alle uns wieder erkennen; unser erstes, natürliches Leben besteht eben auch nur darin, daß wir die Hand ausstrecken nach den Gegenständen, die uns reizen.

Unser Ergebniß ist: In sich selbst findet der natürliche Mensch kein Genüge; er muß aus sich heraus; aber *wohin*? Er muß genießen und besitzen — aber *was*? — Es mag vielleicht nicht überflüssig sein, jetzt, wo wir wieder auf der Gränze eines neuen Gebietes stehen, einen Augenblick inne zu halten, um uns (wie vorsichtige Schiffer) über die Weltgegend, in der wir uns befinden, zu orientiren. Sie erinnern sich, daß wir sagten: Alle Menschen wollen glücklich werden; gewöhnlich aber werden sie nicht glücklich; der Grund davon kann nicht außer uns, im Leben, liegen, denn dieß wäre eine Anklage der Vorsehung. Der Grund muß folglich *in uns* selber liegen; in uns selber stoßen wir zuerst auf unsern Willen. Liegt an *ihm* die Schuld? — Um dieß zu erfahren, mußten wir unsern Willen genauer kennen lernen; wir fanden: die erste Grundeigenschaft unsers Willens ist, daß er nach *außen* strebt, um zu besitzen, zu genießen und zu herrschen. Diese Eigenschaft ist aber unserem Willen anerschaffen; sie stammt daher von dem Schöpfer selbst ab; also kann diese Eigenschaft unmöglich die Ursache sein, warum wir unser Glück verfehlen. Wir haben folglich — und dieß bitte ich als Resultat zu bemerken —

unsern Willen wohl besser kennen gelernt; aber die Antwort ist uns noch nicht geworden auf die Frage: Warum findet der Mensch sein Glück nicht? — Was bleibt uns also übrig, wenn wir zugeben: der Mensch müsse aus sich heraus; er könne nicht bei sich selber stille stehen? Es kömmt nun darauf an: Wohin wendet sich der Mensch beim Herausgehen aus seinem Innern? —

Wohin wendet sich der Mensch, der sich selbst überlassen ist? — Er wendet sich dahin, wohin ihm seine Sinne den Weg zeigen; in das Gebiet, welches allein für seine natürlichen Sinne offen und zugänglich ist, ja welches allein für sie vorhanden ist; das heißt also: der Mensch wendet sich, sobald er aus sich heraustritt, zu der sichtbaren Welt, zu dem Geschaffenen, zu den Geschöpfen. Alles Sichtbare, alles Geschaffene (folglich sind auch die Menschen mitbegriffen) bezeichnen wir mit dem einen Namen: Natur. Wir können daher unsern Satz jetzt so stellen: Beim Heraustreten aus seinem Innern wendet sich der Mensch sogleich zur Natur, denn von etwas anderem weiß sein Wille nicht. — Was sucht nun unser Wille in der Natur? Nur das, was er überhaupt sucht und suchen muß: Besitz, Genuß, Macht. Denn diese drei hat er eben nicht in sich gefunden, und doch bedarf er sie.

Dieser letztere Gedanke verdient noch einer nähern Erklärung, die uns neue Aufschlüsse verspricht. Unsere Meinung war: Was der Mensch bedarf und doch nicht in sich findet, das sucht er außer sich. Er fühlt also z. B. das

Bedürfniß zu besitzen, weil er weiß, daß er an sich selber, an seinem eigenen natürlichen Ich nicht genug besitzt; er fühlt sein eigenes Ich zu arm, zu dürftig, um damit auszukommen; er sucht also für sein Ich Sicherheit in etwas außer ihm; er sucht etwas, wodurch er sein Leben, seine sinnliche Existenz sicher stellen will. Die Mittel für die Erhaltung seiner sinnlichen Existenz findet er in der Natur; daher sucht er sich diese Mittel in der Natur zu eigen zu machen; das heißt: er sucht sich ein Eigenthum zu verschaffen. Was er so erwirkt, das sind immer Mittel, um sein äußeres Dasein zu erhalten, mögen sie nun in der Form des Geldes oder eines liegenden unbeweglichen Besitzes vorhanden sein. — Hat der Mensch nun einmal angefangen, sein Leben und seine Sicherheit nur geborgen zu finden in äußerem Besitze: so muß sich natürlich mit jedem Tage die Lust vergrößern, seinen Besitz zu vermehren. Je mehr ihm sein Leben und seine Sicherheit über alles geht, desto mehr muß ihm sein Besitz über alles gehen. Dieß geht in der Regel so weit, daß er am Ende völlig vergißt, warum er eigentlich so sehr an seinem Eigenthume hange; er weiß dann nur noch, daß er hat; warum und wozu er es habe, das frägt und weiß er gar nicht mehr. In der Lust am nackten Haben verzehrt sich seine ganze Liebe; sein ganzes Ich ist dann aus seinem Innern entwichen und hat sich in eine sichtbare Habe verwandelt. Seine Habe ist sein Leben. Erreicht unser Streben nach Besitz einmal diesen excentrischen Grad, so bezeichnet unsre Sprache dieß mit dem pas-

senden Ausdrucke: Habsucht, das heißt ein leidenschaftliches Suchen (Sucht) nach Haben.

Wie mit dem Streben nach Besitz verhält es sich mit dem Streben nach Genuß. In sich findet der natürliche Mensch keine hinreichende Quelle von Genuß; Genuß ist ein Gefühl des Wohlseins, des Behagens; damit es nun dem Menschen wohl werde, greift er in die Natur, um dort die Mittel seines Wohlseins zu finden. Im sichtbaren Leben, d. h. in der Natur, trifft er die Gegenstände, die seinen Sinnen Genuß geben sollen; man spricht von feineren Genüssen, z. B. wenn das Auge sich an den Formen und Gestalten erfreut, oder wenn das Ohr den Wohllaut der Töne genießt; davon unterscheidet man ein Genießen, welches gröbere Sinne in Anspruch nimmt. Sie haben wohl bereits beobachtet, daß der Mensch im Streben nach Genuß schon mehr will als der Habsüchtige; dieser will nur leben, jener möchte sich des Lebens freuen; dieser sucht in der Natur bloß Mittel seiner Existenz, jener die Mittel, um seine Existenz zu genießen. (Der Genußsüchtige kann aber habsüchtig werden, so oft der Genuß einer Sache von ihrem Besitze abhängig ist.) Hat es der Mensch einmal darauf abgesehen, in allen Gegenständen nur Mittel des Genusses für seine feineren oder gröberen Sinne zu suchen: so wird auch diese Richtung des Willens so übermächtig werden, daß er nur noch im Genusse lebt, daß er also den Gehalt seines Lebens vom Gehalte seines Sinnengenusses abhängig macht. Wir haben ge-

sehen: die Ursache, die ihn antrieb, Genuß zu suchen, war die, daß er in sich nicht genug Freude fand, daß er also sein Ich bereichern, erweitern wollte. Dieser Grund geht aber im Genusse verloren; der Genußsüchtige — könnte man sagen — hat gar kein Inneres mehr; denn statt sich weiter zu entfalten, hat sich sein Inneres in die sinnlichen Empfindungen versenkt, und ist in denselben verflossen. Der Genußsüchtige würde lächeln, wenn man von seinem Innern spräche; sein Ich, sein eigenes Selbst ist ja eben nicht mehr in ihm, sondern außer ihm, in dem, was seine Sinne genießen; sein Ich ist sein Genuß. Was ihm von außen entgegen kommt, hat für ihn keine andre Bedeutung mehr, als inwiefern es seinem Genusse dient; Gegenstände und Menschen, alles hat für ihn nur eine einzige Farbe, nur eine Aufschrift: „Werkzeuge seiner Genußsucht.“

Der dritte Grundtrieb unseres angebornen Willens, der Trieb nach Macht, nimmt denselben Gang wie die beiden vorigen. Dieser Trieb ist der feinere und nach menschlichem Maßstabe edlere; denn der Wille ist hier nicht auf einen todten Besitz gerichtet, auch nicht darauf, die Gegenstände zum Sinnengenusse in sich aufzunehmen; sondern er hat einzig Menschen, und zwar den Geist der Menschen, im Auge. Denn sobald Sie Macht suchen, so meinen Sie doch damit Macht über Menschen; diese hat aber verschiedene Grade ihrer Aeußerung. Die stärkste Aeußerung unseres Triebes nach Macht ist die, wenn wir Andere beherrschen wollen; das heißt, wenn wir unseren Willen zum Gesetze

für den Willen Anderer machen möchten. Auch dieß hat seinen Grund in der Beschaffenheit unseres Innern; unser Ich spürt ein Bedürfniß nach Macht, das im Innern keinen Raum für sich findet; um also seinen Willen geltend zu machen, richtet unser Ich sich auf einen fremden Willen, den es sich unterwerfen will, um dadurch zu einer größeren, umfassenderen Existenz zu gelangen. — Unser Trieb nach Macht äußert sich aber nicht immer als Herrschsucht; er kann eine mildere Form annehmen; in diesem Falle wird der Trieb nach Macht: Ehrgeiz. Ehrgeiz ist nur eine verfeinerte und abgeschwächte Herrschsucht. Der Ehrgeizige sucht auch eine Macht, und zwar zunächst eine Macht seines Namens; alles kömmt ihm darauf an, was sein Name gelte; der Ehrgeizige frägt oft nichts darnach, ob er an sinnlichem Besitze und Genusse reich sei; denn er bemerkt es wohl, daß sein Ich dadurch im Grunde nichts gewinne, um nichts stärker werde. Er frägt vielmehr: in welcher Form und in welchem Glanze existirt mein Ich in den Köpfen der Anderen? was denken die Anderen dabei, wenn mein Name genannt wird? wie erscheint meine Persönlichkeit in der Meinung der Menschen? Es ist Ihnen klar, daß ein solches Vergrößern der eigenen Persönlichkeit schon um vieles feiner, abgeklärter und vergeistigter ist als Habsucht und Genußsucht. Wir haben gefunden: der Habsüchtige existirt nur noch in dem Metalle, das er besitzt; er selber ist gestorben und begraben mit lebendigem Leibe; ebenso existirt der Genußsüchtige nur noch in den Empfin-

dungen seiner Sinne. Der Ehrgeizige dagegen kommt zuletzt dahin, daß er selber nur noch in dem Ansehen bei anderen Menschen existirt; er weiß nicht mehr, was er eigentlich ist und gilt an und für sich; er weiß nur noch, was er in den Augen der Anderen ist, was er in der Meinung der Anderen gilt. Der Ehrgeizige hat dann sein Leben eigentlich nicht mehr in sich, sondern in der Meinung und in dem Urtheile der Anderen; er frägt nicht mehr: wer bin ich? sondern: welchen Schatten werfe ich? Sein eigenes Bild verschwindet ihm; er sieht sich selber nur noch in dem trüben Spiegel fremder Meinungen.

Es sind nun die drei Hauptrichtungen des natürlichen Willens an unserm Blicke vorbeigegangen; wir haben alle drei bis dahin begleitet, wo sie in der Natur ihre Befriedigung suchten, und endlich mit der Natur zusammenflossen. — Wir wissen: Um glücklich zu sein, bedarf der Mensch: Besitz, Genuß, Macht. Wir wissen ferner: In sich findet der Mensch jenes dreifache Ziel nicht; er muß es außer sich suchen. — Wir wissen endlich: Sobald der natürliche Mensch aus sich herausgeht, so wendet er sich — wohin? Dieses Wohin? bitte ich in der Erinnerung festzuhalten: er wendet sich an die Natur, d. h. an die sichtbare Welt. Der Mensch sucht also, sobald er zu suchen anfängt, seinen Besitz, Genuß und seine Macht in der Natur, in der sichtbaren Welt. Er sucht dieß aber nur darum, weil er glücklich sein will. Unser erste Schritt war der Gedanke: „Der Mensch will überhaupt

glücklich werden." Unser zweite Schritt, den wir heute gethan haben, ist die Wahrnehmung: „Der Mensch will glücklich werden durch Besitz, Genuß und Macht in der sichtbaren Welt, in der Natur." — So ständen wir also vor der Frage: „Findet der Mensch wirklich sein Glück, wenn er in der sichtbaren Welt seinen Besitz, seinen Genuß und seine Macht sucht? —

Vor dieser gewichtigen Frage werden wir heute wohl stille stehen müssen; denn ich kann mir vorstellen, daß Viele schon ermüdet sind von dem Wege, den wir denkend zurücklegen mußten. Aber unser Ziel, meine ich, ist einiger Mühe werth. Wer in die Höhe will, muß steigen; wir streben nach der Höhe der Selbsterkenntniß; sollten wir dabei das Steigen vermeiden wollen? Ich hoffe: nein. Schont doch der Botaniker weder Hände noch Augen, nur um den inneren Bau und die Bestandtheile eines geringen Pflänzchens zu erkennen, weil er auch dort den großen und ewigen Gesetzen der Schöpfung zu begegnen hofft. — Wie dürften denn uns einige Schwierigkeiten schrecken, wenn es gilt, in die Tiefen unsrer Brust hinabzusteigen, um auch dort göttliche Ordnungen und Wahrheiten aufzudecken? — Unserm Ziele sind wir durch die heutige Stunde um vieles näher gerückt; das wahreste Ziel der Sittenlehre ist, zu zeigen: wo blüht das ächte und höchste Glück, und wie nehmen wir es in unser Inneres auf? Wir wissen jetzt, wie der natürliche Mensch diese

Aufgabe zu lösen sucht; in unsern nächsten Vorlesungen werden wir prüfen müssen, wie viel er bei diesem Suchen findet. Der steilste Theil unseres Weges liegt hinter uns; die Ueberwindung der heutigen Schwierigkeit wird Ihnen Früchte tragen für das Verständniß der folgenden Reden. —

Vierte Rede.

Der Wille von der Natur unbefriedigt. — Die Trennung von der Natur; die Erhebung über sie in Resignation, Kultur, Moral.

Verehrte Versammlung!

„So lange der Natur in Armen
„Der erstgeborne Erdensohn
„An ihrer Brust noch will erwarmen:
„Wie fände da sein Herz den Lohn?" —

Mit diesen Worten drückt ein Dichter der neueren Zeit die Frage aus, die wir am Schlusse unsrer letzten Rede folgendermaßen ausgesprochen hatten: „Findet der Mensch sein Glück in der sichtbaren Welt?" Genauer: „Findet er wirklich sein Glück, wenn er in der Natur seinen Genuß, seinen Besitz, seine Macht sucht?" —

Unsre Untersuchung hat gezeigt: der Mensch will in der Natur, durch seine Berührung mit der sichtbaren Welt reicher, genießender, mächtiger werden als er es in

seinem Innern ist. Er will sich der Natur bemächtigen, weil er den Inhalt seiner Persönlichkeit vergrößern will; er sucht in der Natur Reichthum, Genuß und Macht, weil er die Summe seines Lebens vermehren möchte. Er hat also eigentlich doch sich selber im Auge; sein erster Gedanke war, die Natur ist für mich da. — Aber merkwürdiger Weise geräth der Mensch in der Natur auf das entgegengesetzte Resultat, indem gerade das Gegentheil dessen geschieht, was er sucht. Er will sich der Natur bemächtigen, und zuletzt bemächtigt sich die Natur seiner; denn er will z. B. Geld besitzen, und am Ende besitzt das Geld ihn; er will Genuß haben, und der Genuß hat ihn, ist mächtiger als er selber; er will endlich Macht, und zuletzt regiert die Herrschsucht über ihn. Alle drei Bestrebungen unseres Willens schlagen also am Ende in ihr Gegentheil um, und verwandeln sich in Leidenschaft. In der Leidenschaft aber ist der Mensch (wie schon das Wort es andeutet) leidend; seine Persönlichkeit, sein eigenes Ich ist dabei passiv und zuletzt todt. Die Leidenschaft ist eine blinde Naturkraft, ein losgelassenes Element, das sich — wie Feuer und Wasser — durch Brand oder Ueberschwemmung ankündigen kann. In der Leidenschaft hört der Mensch, die menschliche Persönlichkeit auf zu existiren, und etwas anderes, eine fremde Gewalt existirt in ihm; er selber ist nur noch der leere Raum, worin Stürme hin und her brausen; sein Inneres, sein Ich wird zu einem Theater, wo ganz andere Gestalten auftreten und handeln. Verwandelt

sich nun unser Trieb nach Besitz, Genuß und Macht in Leidenschaft, so sind es Geiz, Wollust, Herrschsucht, die den Menschen beherrschen, die seine Persönlichkeit sich unterwürfig machen. Man kann sagen: der Geizige, der Wollüstige, der Herrschsüchtige existirt nicht mehr, er selbst ist verschwunden; in ihm existiren nur noch ganz fremde Gewalten: Geiz, Wollust, Herrschsucht. Es finden sich in den heiligen Schriften Beschreibungen von Besessenen, die durch dämonische Gewalt willenlos herumgerissen und herumgeworfen worden seien. In dieser Schilderung müßten die von Leidenschaften Besessenen auf das treffendste ihr eigenes Bild gezeichnet finden.

Ob der Mensch auf diesem Wege in der Natur sein gesuchtes Glück finde: ist nun von selbst beantwortet. Sobald der Mensch an diese Leidenschaften sich hingegeben hat, so ist er der elende Knecht eines fremden Tyrannen, der willenlose Schauplatz wilder Naturkräfte. Von Glück kann gar nicht mehr die Rede sein, denn er lebt eigentlich nicht mehr.

Auch den Fall angenommen, daß dieser Trieb nach Besitz, Genuß und Macht sich in gewissen Schranken hielte, daß er nicht bis auf den leidenschaftlichen Grad des Geizes, der Wollust und der Herrschsucht ausschweifte — auch dieß angenommen: so trägt doch immer dieser auf eine Befriedigung in der Natur gerichtete Trieb einen Keim des Unfriedens und des Todes in sich; und eben darum wird es ihm nie gelingen, den Menschen in Wahrheit glücklich zu

machen. Jener Trieb trägt den Keim des Unfriedens und des Todes in sich, sagte ich. Leicht kann ein Jeder, der aufmerksam ist auf sich selber, den Unfrieden beobachten, der immer verbunden ist mit dem Jagen nach Besitz oder Genuß u. s. w. in der sichtbaren Welt. Kaum haben Sie erlangt, was Sie wünschten, sei es nun Vermögen oder Ehre oder Reiz: in Kurzem werden Sie sich gestehen müssen, das Erlangte entspreche eigentlich noch nicht dem, was Sie sich gedacht, was Sie gesucht hätten. Sie hätten eigentlich — werden Sie sagen — etwas Anderes und Reelleres im Auge gehabt; und sogleich wird demgemäß ein anderer Wunsch sich einstellen, nach dessen Erfüllung sich wieder die vorige Klage erheben wird, daß auch jetzt der wahre Punkt noch nicht getroffen sei. Verdient ein solcher Zustand nicht Unfriede genannt zu werden? Unzufrieden mit uns selber und unzufrieden mit unserem Geschicke bleiben wir, so oft die sichtbaren, natürlichen Güter, von denen wir unser Glück erwarteten, uns wieder getäuscht haben.

Gesetzt auch, unser Herz erreichte einen Wunsch, der ihm keinen größeren mehr übrig ließe; gesetzt auch, wir meinten, jetzt sei das Glück unseres Lebens gefunden; so würden wir uns bald nicht minder getäuscht finden. Denn wenn auch unser Herz einem solchen Glücke treu bliebe: das Glück bliebe unserem Herzen nicht treu. Wenn auch unsre Liebe zu einem solchen Besitze oder Genusse nicht erkalten oder entweichen könnte: desto sicherer würde dieser Besitz und Genuß selbst entweichen. Oder nennen Sie mir

einen Besitz, der geschützt wäre vor dem Untergange; nennen Sie mir einen Genuß, der nicht in Ekel und Uebersättigung verwesen könnte; nennen Sie mir eine Macht oder Ehre, die gesichert wäre, nicht in den Staub getreten zu werden! Wo sind die Schlösser, hinter denen der Reichthum auf immer geborgen läge; wo sind die Reizmittel, welche den sinnlichen Genuß immer auffrischen könnten; wo sind die Legionen, welche den Sturz irdischer Hoheit zu verhüten vermöchten? — Ja, es liegt offen vor allen sehenden Augen, was der Dichter klagt:

„In Liebe strahlt das Sonnenlicht,
„Und fällt auf lauter Gräber hier.
„Was einst ich an mein Herz gedrückt,
„Ist Asche nun und Todtenbein;
„Es sinkt, wo ich die Gruft geschmückt,
„Ihm sinket nach der Leichenstein."

Wohl meinen Viele sich zu verwahren gegen die Wahrheit, wie vorübergehend und trügerisch alles Irdische sei; sie meinen sicher zu sein, wenn sie sich nur, wie Kinder, die Augen zuhalten gegen jene ernste Wahrnehmung. Und es ist ja wahr genug, daß Manche die Hand vor ihren Augen behalten ihr ganzes Leben hindurch, bis endlich ein kalter, eisiger Arm sie anfaßt und mit schneidender Härte ihnen die bebende Hand von dem Auge wegreißt, das sich nun mit Schrecken öffnen muß.

Die Einsicht also hätten wir gewonnen: Unsere Liebe zu den sichtbaren Gütern ist vergänglich; denn sie ändert

sich, sie vergehet von heute auf morgen; und die sichtbaren Güter selber sind vergänglich, denn sie verwandeln sich und vergehen von heute auf morgen. Der Vergänglichkeit und dem Nichts ist der verfallen, der an sichtbare Güter, an die Natur, seine ganze Liebe verwendet:

„In wüster Leere umgetrieben,
„Flieht ihn das Leben, wie er's kennt;
„Er fühlt den Tod in seinem Lieben."

Diese Liebe und ihr Gegenstand, sie sind beide gleich vergänglich und eben darum gleich unvermögend, ein ächtes Glück zu gewähren.

Damit sind wir unvermerkt bei der Antwort auf unsre Frage angekommen: ob der Mensch glücklich werde, wenn er in der sichtbaren Welt seinen Genuß und Besitz und seine Macht suche? Nein, glücklich wird er dadurch nicht, haben wir gesehen; denn was er findet, ist vergänglich, und seine Lust daran ist eben so vergänglich, oder sie steigert sich in tyrannische Leidenschaft und wird dann, wie jede Leidenschaft, Mord der Seele.

Diese Wahrheit, daß die sichtbare Welt für sich allein kein ächtes und bleibendes Glück gewähre, daß sie also nicht das höchste Gut sei, bei dem der Mensch verweilen dürfe — diese Wahrheit ist so einfach, so in die Augen fallend, jedes Gemüth muß sie so oft in sich von neuem erfahren, sie giebt sich täglich auf so mannigfaltige Weise zu erkennen, daß es zu keinen Zeiten an solchen gefehlt hatte, die durch Wort und That es anerkannten: der Mensch bedürfe, um glücklich

zu sein, noch etwas Anderes als jene Güter der sichtbaren Welt. „Etwas Anderes“ bedürfe er; aber: „was denn?“ frägt es sich. Auch hierauf hat man sehr verschiedene Entscheidungen versucht; und es ist noch lange nicht an dem, daß auch die besseren, über den sinnlichen Pöbel (denn nur der bloß Sinnliche ist der eigentliche Pöbel, er gehöre zu welchem Stande er wolle) emporragenden Menschen hierüber schon einverstanden wären.

Man hat, sobald man das Unzulängliche der sichtbaren Güter anerkannte, im Wesentlichen immer drei Hauptversuche gemacht, und man macht sie noch heut zu Tage — drei Hauptversuche, um das Glück wirklich zu erreichen, welches man in der sichtbaren Welt umsonst suchte. In allen drei Versuchen steht der Mensch schon um Vieles höher als da, wo wir ihn bis jetzt beobachtet haben, wo er nur seinem Triebe nach sinnlichem Besitz, Genuß und Ansehen folgte. Dort sehen wir den Menschen nur als ein Geschöpf der Natur, eingeschlossen als ein Glied in die Kette der natürlichen Wesen, unterworfen den Trieben seines sinnlichen Willens, getrieben von der Lust zu ihrer Befriedigung, und von der Befriedigung zur Uebersättigung hinabsinkend oder zur gereizteren Lust hingerissen. Anders wird es mit dem Menschen, wenn er eingeht in jene höheren Bestrebungen, in jene drei Versuche, die wir bezeichnen wollen als: Entsagung, als Vergeistigung und als Tugend oder Gesetzmäßigkeit. Der Mensch, welcher sich über die Natur erhebt, spricht also zu sich selber, entweder: „Ent-

sage allen Gütern der sichtbaren Welt und sei dir selbst genug!“ — oder: „Vergeistige jene Güter, indem du in der sichtbaren Welt nur nach geistigen Gütern strebst!“ — oder: „Bezähme deine Lust an den sinnlichen Gütern durch den Gehorsam gegen deine Pflicht; wo deine Pflicht gebietet, da laß deine Lust schweigen!“ — Diese drei Richtungen des emporstrebenden Menschen nennen wir (da wir der Kürze wegen bestimmte Bezeichnungen brauchen) die Entsagung: Stoicismus; die Vergeistigung: Spiritualismus; und die Tugend oder Gesetzlichkeit: Moralität.

In allen drei Richtungen — das ist Ihnen wohl bereits in die Augen gefallen — ist der Mensch nicht mehr ein bloßes Glied der Natur, nicht mehr ein unbedingter Sklave seiner sinnlichen Regungen, seiner natürlichen Triebe; nein, er ist schon über der Natur; er beginnt emporzusteigen in das Reich der menschlichen Freiheit, er wird ein sittlicher von der Natur verschiedener Mensch. Mit Einem Worte: sittliches Streben ist nicht früher in dem Menschen vorhanden, als bis eine von jenen drei Richtungen in ihm Wurzel gefaßt hat: Entsagung, Vergeistigung und Gesetzlichkeit. Diese drei Richtungen oder sittlichen Versuche stehen aber gewöhnlich nicht nebeneinander, so daß der Mensch bald mit dem einen, bald mit dem andern anfinge; sondern öfter folgen sie auf einander wie Stufen, und sie sind auch wirklich verschieden am Werthe. Von uns Allen, die wir uns hier beisammen finden, hat ein Jeder entweder alle drei genannten Stufen schon durchgemacht, oder er steht noch

auf einer derselben und strebt nun nach der folgenden hin. Das heißt: unsre Sittlichkeit wird bei den Einen von uns sich erst als Entsagung ankündigen; bei Andern wird sie schon im Suchen begriffen sein nach geistigen Gütern, oder sie wird schon fortgeschritten sein zum pflichtmäßigen Handeln, zum gesetzlichen, moralischen Leben; oder — — Doch dieß: „Oder" muß ich noch zurückhalten; denn erst später wird es sich zeigen, ob es noch etwas Höheres und Beglückenderes gebe als jene drei Bestrebungen, ob vielleicht ein sittliches Leben möglich sei, welches alle die drei genannten Richtungen auf eine höhere Art in sich zusammenfasse: die Entsagung, die Vergeistigung und die Pflichttreue? Ob eine solche Sittlichkeit möglich sei? die Frage findet hier ihre Stelle noch nicht. Jetzt gilt es nur, jene drei Bestrebungen als rein menschliche, als sittliche anzuerkennen; als rein menschliche sage ich; denn eben nur der Sittliche ist der reine, freie, adeliche Mensch, während Jeder zum Pöbel gehört, der noch an die Sinnlichkeit unbedingt gekettet ist. — Um Ihren Gedanken hier einen Ruhepunkt zu vergönnen, lege ich Ihnen aus unserem größten neueren Dichter eine Stelle vor, wo er schön und sinnvoll sich über den sittlichen Menschen auf dieselbe Art ausspricht, wie wir es eben gethan:

„Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
„So ist's kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
„Man muß in ihm des Schöpfers Allmacht loben,
„Der schwachen Thon zu solchen Ehren bringt.

„Doch, wenn ein Mensch von allen Lebensproben
„Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt:
„Dann kann man ihn mit Freuden andern zeigen,
„Und sagen: „Das ist Er, das ist sein eigen!"

„Denn alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,
„Zu leben und zu wirken hier und dort;
„Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
„Der Strom der Welt, und reißt uns mit sich fort;
„In diesem innern Sturm und äußern Streite
„Vernimmt der Geist ein schwerverstanden Wort:
„Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
„Befreit der Mensch sich, der sich überwindet!"—

Ja, wer sich überwindet, das heißt in dieser Stelle so viel als: „wer seinen sinnlichen Willen dem sittlichen Willen, wer seine Natur dem Geiste unterordnet" der befreit sich dadurch von der Naturgewalt, welcher alle anderen Geschöpfe unterworfen sind; in ihm beginnt die rechte Emanzipation, die des Menschen von der Natur. Dieß der Sinn des Dichters.

Wir aber gehen jetzt näher ein auf jene drei Stufen des sittlichen Lebens: auf die Entsagung, den Spiritualismus und die Gesetzlichkeit oder Moralität.

Die erste Stufe ist die, wo der Mensch entsagt den Gütern der sichtbaren Welt; er sieht: Genuß, Besitz und Macht in der Natur gewähren nicht, was sie versprechen, sie bleiben uns nicht, oft steigern sie sich bis zur Leidenschaft, und stürzen den Menschen in die Thierheit hinab. Darum

— so spricht der Resignirende — sind diese Güter meiner Liebe nicht werth; ich will sie nicht; ich begehre sie weiter nicht; und so oft auch meine sinnliche Natur nach ihnen verlangt, so sei die ganze Kraft meiner Seele darauf verwendet, dieses mein sinnliches Verlangen zu ersticken! — Der Entsagende entwickelt also gegen seinen sinnlichen Willen einen zweiten Willen, welcher sich nur durch den Entschluß äußert: „Ich will nicht!“ — Der sinnliche Wille möchte, getrieben von seiner anerschaffenen Natur, immer nach außen, in die Welt; er aber biegt gewaltsam diesen Zug nach außen zurück auf sein Inneres. „Du sollst nicht nach außen — gebietet er — du sollst verweilen in dir selber!“ — Er ist in stetem Kampfe begriffen gegen seine eigene Natur; eine beständige Verneinung, Resignation macht den Inhalt seines Lebens aus; und sein einziger Lohn ist die Gewißheit: Ich bin nicht der Sklave der Natur und ihres Wechsels; ich bin der Herr meiner Triebe! —

Diese Gewißheit ist wohl sein einziger Lohn; doch sei es ferne von mir, diesen Lohn gering zu schätzen. Vielmehr achte ich es für meine Pflicht, ehe ich das Mangelhafte und Unglückliche dieses resignirenden Zustandes hervorhebe, zuerst es noch einmal nachdrücklich anzuerkennen, daß in einer solchen Resignation auf alle sichtbaren Güter sich eine wahrhaft göttliche Kraft des Willens offenbare. Wer es noch nicht erfahren hat, was dazu gehört, um seine natürliche Lust an weltlichem Genuß und Macht darniederzuhalten, der möge sich eines Urtheils über diese Resignation

enthalten! Ja, ich möchte noch weiter gehen bis zu der Behauptung: Wer Theil nehmen will an der wahren Kraft des sittlichen Lebens, der muß einmal in seinem Leben auf diesen Punkt der unbedingtesten Entsagung gekommen sein; der muß einmal den entscheidenden Akt in seinem Gemüthe vollzogen haben, wo er bereit wäre, alles dahin zu geben, was er besitzt und gilt, wenn ihm nur das Eine bleibt, das Eine, wodurch er ein Mensch ist.

Wir können durch die lauteste Anerkennung jene Kraft des sittlichen Menschen ehren, die sich im Entsagen bewährt; aber diese Anerkennung wird uns nie zu der Meinung verleiten, daß diese Resignation nun schon die höchste Sittlichkeit sei und die Beglückung des Menschen. Die bloße Ueberwindung der sinnlichen Lust allein schenkt uns deßhalb noch nicht die Kraft zum Guten; drum ist sie auch nicht die höchste Sittlichkeit; und der bloße Kampf gegen die angeborne Natur führt allein noch nicht zum Frieden; drum ist er auch noch nicht die Beglückung des Menschen. Nie kann diese Resignation den schreienden Mißton betäuben, daß sie einen ursprünglichen Trieb unsrer Natur, der unläugbar nach außen strebt, mit eiserner, mordender Hand nach innen zurückzwängt. Darum entgeht dieser Zustand niemals einer traurigen Wahl. Entweder die unnatürlich eingezwängte Natur erhebt sich immer wieder von neuem, und macht dem Entsagenden einen stets erneuten Kampf nothwendig; oder gesetzt auch, sein Sieg sei ein bleibender, so wird sich in lange dauernder Entsagung auch

das beste Herz zuletzt krampfhaft zusammenziehen und versteinern. Liebe und Haß sind ausgezogen aus diesem Gemüthe; nur eisige Kälte ist geblieben; nicht beglückt in sich, keinen andern an sich ziehend und beglückend, trägt ein solcher schon die blassen Züge des Todes auf seinem Antlitze. So steht er da, fest allerdings wie ein Fels; aber vergeblich suchet ihr bei ihm das Grün, welches die Augen erquickt, und die Quelle, welche euern Durst löschet.

Diese Resignation nannte ich Stoicismus, weil die Schule der Stoiker im Alterthume sich zu dieser Gesinnung bekannte; ihnen gegenüber erheben sich immer die Menschen des sinnlichen Genusses, die Epikuräer, deren Wahlspruch damals lautete wie noch heut zu Tage:

„Genieße, wer genießen kann,
„Und wer nicht kann, entbehre!" —

Die zweite unter den drei Stufen der Sittlichkeit, von denen wir sprechen, ist die Vergeistigung, der Spiritualismus. Auf dieser Stufe begnügt sich der Mensch nicht mit einem bloßen Entsagen; wohl erkennt auch er die Armuth und die Täuschung aller Weltgüter; darum ist nun sein Entschluß: „Statt der sinnlichen Güter wähle ich geistige. Wir Menschen — so fährt der Spiritualist fort — bedürfen allerdings Genuß, Besitz und Macht; nur sollen wir diese Bedürfnisse nicht in der Sinnlichkeit befriedigen, sondern im geistigen Gebiete. Es ist uns nicht zu thun um Geld, um Wollust, noch um hohe Aemter und Würden; sondern um geistigen Besitz, Genuß und Macht.

An Wissen wollen wir reich werden, geistige Genüsse suchen, durch unsern Geist Etwas bedeuten und gelten, nicht durch zufällige Gewalt!" — Diese Sprache müssen im Grunde alle diejenigen führen, welche glauben: in der Kultur, in der Bildung des Geistes bestehe schon die wahre Sittlichkeit und die eigentliche Aufgabe des Menschen.

Und hier stoßen wir auf eine Hauptrichtung der Gegenwart; unterwerfen wir uns nicht unbedingt dieser Lieblingsmeinung unsrer Zeit, welche alles Heil von der Kultur erwartet: so werden wir in den Augen vieler Zeitgenossen dem Verdachte einer gewissen Beschränktheit kaum entgehen. Glücklicherweise ist hier nicht der Ort, die weitaussehenden Fragen über Werth und Gefahr der Kultur überhaupt zu erörtern. Wir wollen nur das Eine wissen: Ist die rechte Stufe der Sittlichkeit schon erreicht, wenn unsre Liebe nicht auf sinnliche, sondern auf geistige Güter verwendet wird? —

Für's Erste ist so viel klar: Ein solches geistiges Streben muß nach dem menschlichen Urtheile unendlich höher stehen als ein bloß sinnliches Streben; gerade so wie Jedermann den Geist für mehr hält als die Sinnlichkeit. Durch dieß Streben nach geistigen Gütern erhebt sich der Mensch über die Natur so gut wie der Resignirende; und darum eben nannten wir diese Stufe eine sittliche. Allein so gern wir zugeben, daß in dieser Vergeistigung ein sittliches Streben enthalten sei, so ist damit doch noch keineswegs gemeint: die derartige Geisteskultur sei schon die

Quelle des wahren sittlichen Lebens. Denn wo sucht die geistige Bildung ihre Nahrung, wenn nicht in Wissenschaft und Kunst? Sind nun Wissenschaft und Kunst für sich allein schon hinreichend, den durch sie genährten Menschen frei zu machen von seiner sinnlichen Natur, stark und einig in seinem Gemüthe und Leben? Uns dünket, der Augenschein lehre etwas Anderes. Oft genug finden wir, daß ein vertrauter Umgang mit Kunst und Wissenschaft beisammen ist in demselben Menschen mit aller Erniedrigung und Zügellosigkeit der Sinnlichkeit. — Sodann wissen wir: Genuß und Besitz, die auf das geistige Gebiet gerichtet sind, können eben sowohl zur schrankenlosen Leidenschaft sich steigern als der sinnliche Genuß und Besitz. Auch in der Wissenschaft und in der Kunst giebt es einen Geiz, eine Wollust und eine Herrschsucht. Oder, giebt es nicht Manche, die mit ihren Kenntnissen und Kunstanlagen den schmutzigsten Wucher treiben, und den engherzigsten Krämersinn überbieten? Giebt es nicht in der Beschäftigung mit der Wissenschaft und in der Freude an der Kunst eine Genußsucht, die zur geistigen Wollust werden kann? Und ist nicht der in Wissenschaft und Kunst hoch Gebildete zuweilen der herrschsüchtigste Despot, der unversöhnlichste, ehrgeizige Nebenbuhler? Also auch der spiritualistische Wille kann, wie der sinnliche, eine Beute jener Leidenschaften werden; nur daß sie ein feineres Gewand tragen. Und ferner sind die Güter des Geistes, die man unter Bildung versteht, der Vergänglichkeit nicht enthoben. Wie viele Kenntnisse ent-

ziehen sich unserm alternden Gedächtnisse? und Kunstwerke, die uns früher entzückten, lassen uns vielleicht nach Jahren kalt! Ist nicht auch in Wissenschaft und Kunst der Unfriede zu Hause? wie viele Zweifel und Richtungen durchkreuzen sich; welcher Streit um die Wahrheit! in der Kunst, welcher Wechsel der Eindrücke und Gefühle! —

Wäre der Spiritualismus schon die wahre Sittlichkeit, so müßte er den Geist sicher stellen gegen die Herrschaft der Sinnlichkeit; allein sehr oft gelingt ihm dieß nicht. Er müßte die blinde Gewalt der Leidenschaften fern halten; aber oft fällt er ihnen anheim; er müßte die vergängliche Lust und Zwietracht ausscheiden; aber beider kann er sich oft nicht erwehren. Eben darum ist die Kultur oder die Vergeistigung (Spiritualismus) wohl ein Versuch zur Sittlichkeit, aber unvermögend die bleibende Kraft des sittlichen Lebens zu verwirklichen. Kunst und Wissenschaft haben wohl die Bedeutung, den Menschen auf die Höhe der freien und reinen Entwicklung des geläuterten Geistes zu heben; aber wo erreichen sie ihre Bestimmung? Nur bei dem sittlichen Menschen. Wir können mit Wohlgefallen nachsprechen, was in neuerer Zeit von einem schweizerischen Dichter ausgesprochen wurde:

„Ewig in sich selber einig
„Ist der klare Geist allein;
„Ewig in sich selber selig
„Ist allein der reine Geist." —

Aber wo findet der Geist diese Klarheit, die ihm Einheit giebt; wo findet er diese Reinheit, die ihm Seligkeit bringt? — die Antwort ist dort nicht gegeben, sondern zurückgeschoben; denn der klare und reine Geist ist ja eben der sittliche; und somit wäre zugestanden: nur in der Sittlichkeit findet der Geist seine Einheit und Seligkeit, nicht im Wissen, und nicht in der Kunst.

Sind uns die beiden Bestrebungen, Resignation und Kultur oder Vergeistigung als mangelhaft und ungenügend für die Sittlichkeit erschienen, so wenden wir uns zu der dritten Stufe, zu der sogenannten Moralität, dem tugendhaften, pflichttreuen Handeln. — Worin nun besteht das Wesen dieser Moralität? Der moralische oder gesetzliche Mensch will seine natürliche Liebe zu den sichtbaren Gütern nicht gewaltsam ausrotten wie der Resignirende, auch nicht bloß vergeistigen wie der Spiritualist; nein, er will seine natürliche Liebe, seine Lust an der sinnlichen Welt beherrschen; er will sie unterwerfen einem höheren Willen, wenn seine Lust mit demselben in Konflikt geräth. — Und wie kündet sich dieser höhere Wille an in dem moralischen Menschen? — Sie wissen alle, wie die Antwort lautet. Der Sitz eines höheren Willens in dem Menschen ist das Gewissen. Das Gewissen — dieser einsame Fremdling in der Menschenbrust, und doch als souveräner Richter auftretend, ohne sich erst zu rechtfertigen über seine Vollmacht und seine Herkunft, wie schon das Wort es ausdrückt, ist es die gewisse, die unmittelbare Sprache eines anerkann-

ten Gesetzgebers. Als Stimme und Wille Gottes giebt sich das Gewissen dem Inneren des Menschen zu erkennen. Unterwirft sich der Mensch diesem Willen, so nennen wir ihn moralisch; das Wesen der Moralität bestände demnach in Gehorsam gegen das Gewissen. Diesen Gehorsam leisten wir oft aus Furcht, weil wir die stachelnden Vorwürfe des Gewissens scheuen; oft sind wir gehorsam aus Stolz, weil wir mit dem Auge des Gewissens das Unrechte verachten lernen. Handeln wir getreu den Eingebungen unseres Gewissens, so heißt dieß auch: pflichtgemäß handeln; denn jede Handlung erscheint uns als Pflicht, zu welcher das Gewissen uns antreibt.

Die Moralität in dem bisherigen Sinne wäre also Gehorsam gegen ein Gesetz oder eine Pflicht, dem unsre sinnliche Natur sich beugt; den Gesetzgeber selber nennen wir entweder Gewissen, oder Gott.

Es wäre schon ohne weiteren Beweis einleuchtend, daß wer sich einmal zu dieser Stufe der Gewissenhaftigkeit oder Pflichttreue emporgearbeitet hat, um Vieles weiter gekommen ist als der Resignirende und der Spiritualist. Denn er steht nun wirklich auf dem Boden der Sittlichkeit; und im gewöhnlichen Leben versteht man unter Moralität ausschließend diese Gewissenhaftigkeit. Mehr als dieß kann der Staat von seinen Bürgern nie fordern; und glücklich, wenn er nur dieß erreicht. Denn erst der moralische Mensch erlangt das, was die Kultur allein nicht vollbringt: die Ueberwindung der Leidenschaft; jene blinde Natur-

gewalt, in welche der Habsüchtige, der Wollüstige und der Herrschsüchtige versinkt — sie vermag nicht, des moralischen Menschen sich zu bemächtigen. Darin eben erkennt ja der Gewissenhafte seine Würde und seinen Sieg, daß an seinem Willen die Wogen der Leidenschaft sich brechen müssen, und daß er die Freiheit gewinnt, dem Rufe der Pflicht, also dem göttlichen Gesetze zu gehorchen.

Und doch, zum dritten Male muß die Frage laut werden, die uns heute schon zweimal ernst begegnete: Hat auf dieser Stufe der Gewissenhaftigkeit nun endlich der Mensch erreicht, was er suchte? hat ihm das Leben gewährt, was er von ihm erwartete? hat mit dem moralischen Gehorsam nun auch ein neues und fröhliches Dasein sich begründet? Wir wiederholen es: die Leidenschaft besiegt der Moralische; wo seine Pflicht ihn aufruft, da unterwirft er sich. Aber ist nun mit dieser Gewissenhaftigkeit auch schon die ausdauernde Kraft zur Sittlichkeit gegeben und die Freude daran? Ist der Unfriede ausgeschlossen aus dem Herzen des Moralischen? ist die vergängliche Lust am Vergänglichen in ihm getilgt? — Schwere und entscheidende Fragen, vor denen der Moralische, der sich genau kennt, zurücktreten wird. —

Es ist wahr, der Moralische erkennt seinem Gewissen, seinem höheren Willen die Herrschaft zu über seine natürlichen Triebe, über seinen sinnlichen Willen. Aber hört deßhalb der sinnliche Wille auf, zu existiren? Keineswegs; oft genug erhebt sich die überwundene natürliche Lust in

uns immer von neuem; widersetzt sich immer von neuem dem Gehorsame des Gewissens; und nicht selten gelingt es ihr, das Herz unbewacht zu überraschen, und dort willkürlich zu walten, bis der höhere Wille in uns sich wieder aufgerafft hat. Das weiß ja Jeder von uns, der je den Versuch gemacht hat, wie weit sein moralischer Wille ausreiche — daß es Niederlagen giebt in unserm Inneren, die schmerzlicher sind als jedes äußere Mißgeschick; daß es ein immer wiederholtes Zurücksinken giebt von der sittlichen Festigkeit, die wir eben erreicht glaubten, ein Zurücksinken, welches uns in den gefährlichsten, moralischen Kleinmuth verwickeln kann.

Was sollen wir daraus schließen? Daß ein doppelter Wille vorhanden ist in dem moralischen Menschen: Gewissen und angeborne Natur, Gehorsam der Pflicht und die Lust an Genuß und Besitz; beide wollen ihren Willen geltend machen; beide machen sich wechselseitig die Herrschaft streitig. Die angeborne Natur, unser Durst nach Glück verlangt Freiheit; das Gewissen gebietet Gehorsam. Beide, das Verlangen nach Freiheit und der Gehorsam unter das Gewissen, sind nicht erst vom Menschen erfunden oder gesucht; beide stellen sich unmittelbar ein, sobald unser Bewußtsein erwacht. Und doch scheint es, daß beide uns in einen unversöhnlichen Zwiespalt stoßen; unser Leben scheint getheilt zwischen Freiheit und Gehorsam; wo das Eine gewinnt, scheint das Andre einzubüßen. Wir haben nicht vergessen: es gehöre wesentlich zum Charakter des

Moralischen, daß er unbedingt gehorchen will, sobald die Stimme des Gewissens laut sich vernehmen läßt, um ihn vor einem Schritte zu warnen oder zu einem andern aufzufordern. Aber oft fehlt es an besonderen Aufforderungen und Warnungen, das Gewissen hat keinen besonderen Anlaß sich auszusprechen; äußerlich fließt unser Leben ruhig dahin; und doch fühlen wir uns nicht glücklich; und doch gestehen wir es uns: es fehle in unserm Inneren an dem rechten Zusammenhange, an Haltung, an Ruhe, an Kraft. Oft scheint es, keine höhere Pflicht trete jetzt unserem natürlichen Sinne, unserer Lust an der Welt entgegen; darum sei es auch vergönnt, dieser Lust, das heißt unserem eigenen Willen auch seine Freiheit zu gönnen; nur müsse es nach Maß und Gesetz geschehen; und das eben sei die rechte Moralität, jedem Uebermaße auszuweichen. Daraus bildet sich am Ende ein gewisser moralischer Takt, den man im bürgerlichen Leben, in der Gesellschaft, mit Recht hoch hält; dieser Takt erlaubt uns überall so weit zu gehen, daß das Gewissen sich nicht schneidend verletzt fühle, so daß auf diesem Standpunkte unzählige Handlungen, ein großer Theil unseres Lebens, ganz unserem Gutdünken preisgegeben sind. Es will dieser moralische Takt ein gewisses Gleichgewicht herstellen zwischen unsrer Freiheit und unserem Gehorsam; zwischen unsrer natürlichen Lust am irdischen Glücke und zwischen den Anforderungen der Pflicht. Dieser Takt führt gewöhnlich zu dem Grundsatze: Befriedige dein eigenes Interesse, das heißt deine irdische Natur nur so, daß dein

Gewissen dabei ruhig bleibt; oder: Erlaube dir so viel Freiheit, als dein Gewissen verträgt! Ein vager Maßstab, welcher den Einen Vieles und den Andern Weniges gestatten kann; ein künstlicher Vergleich zwischen dem höheren und niederen Willen in uns, ein Vergleich, der uns keine dauerhafte Garantie giebt. Freiheit und Gewissen werden immer wieder den alten Zwiespalt hervorrufen; eine kräftigere und ungebildetere Natur wird sich Manches erlauben, wo ein zarteres Gewissen längst Einsprache gethan hätte; und ein Gewissen, das lange Zeit beruhigt schien, kann plötzlich, zuweilen erst auf dem Sterbebette mit ungewöhnlicher Lebendigkeit aufwachen, und uns an Versäumnisse und an Verirrungen mahnen, worüber dasselbe Gewissen doch früher geschwiegen hatte.

So ergäbe sich uns das Resultat: die Moralität, die Gewissenhaftigkeit hebe zwar den Menschen, und mache ihn erst dieses Namens recht würdig; aber auch sie vermöge nicht, den tiefen Zwiespalt aufzuheben, in welchen jedes Menschenherz zerrissen ist; auch *sie* wisse nicht uns sicher zu stellen gegen die Eingriffe unsrer niederen Natur; auch *sie* könne das doppelte Leben, zwischen welchem der Mensch hin und her schwankt, nicht verschmelzen in ein einiges und befriedigtes Leben. Mit *Einem* Worte: die Moralität hebe den Menschen und veredle ihn, aber sie mache ihn noch nicht zum einigen, freien, seligen Menschen. Und jener Entschlafene, dessen Worte wir schon einmal anführten, hätte dann auch Recht mit *der* Klage:

„Was ich soll? — Wer löst mir je die Frage?
„Was ich kann? — Wer gönnt mir den Versuch?
„Was ich muß? — Vermag ich's, ohne Klage?
„So viel Arbeit um ein Leichentuch!" —

So liegt jetzt, V. V.! das Ergebniß unsrer heutigen Rede klar vor uns: In der sichtbaren Welt sucht der Mensch sein Glück; aber er findet es nicht, sondern Täuschung und Entzweiung. Nun erhebt er sich über die Güter der sichtbaren Welt, durch eine dreifache Aeußerung seiner höheren Natur; er erhebt sich über die sichtbare Welt durch Entsagung, durch Geistesbildung, durch den Gehorsam gegen seine Pflicht. Er findet Veredlung, aber nicht Beglückung, noch nicht vollendete Ruhe des sittlichen Daseins; die Entzweiung ist nicht aufgehoben. — Wird sie je aufgehoben, diese Entzweiung; giebt es eine Sittlichkeit, wo Einheit ist, wo die Freiheit versöhnt ist mit der Pflicht? — Die Aufgabe, diese Fragen zu lösen, erwartet uns von heute über acht Tage, wo wir, das hoffe ich, ohne Vorurtheil, mit klarem Gemüthe, mit freier Stirne uns zusammenfinden werden.

Fünfte Rede.

Stimmen der Zeit als Zeugnisse. — Das sittliche Ideal; seine Erscheinung im Leben.

Verehrte Versammlung!

Wir nähern uns heute dem Theile unsrer Darstellung, in welchem Sie den Mittelpunkt erblicken müssen für das Bisherige und das Folgende; wir nähern uns der Entwickelung, welche für eine höhere Sittenlehre eben so wichtig ist, wie sie in dem Leben des Menschen selbst einen tiefen Einschnitt von unberechenbaren Folgen zu machen pflegt.

Unsre letzte Rede hatte uns bis auf den Punkt geführt, wo wir anerkennen mußten: alle die untergeordneten natürlichen und selbst die höheren geistigen und moralischen Bestrebungen des Menschen seien doch nicht im Stande, uns zu unserem eigentlichen Ziele zu führen; sie seien nicht im Stande, ein dauerndes inneres Glück zu begründen, weil sie die Entzweiung nicht aufheben, an welcher der Mensch darniederliegt. Wir sahen, die sichtbare Welt ladet uns ein, bei ihr zu suchen, was wir bedürfen — und wir suchen

es vergebens; wir sahen die edelsten und preiswürdigsten Anstrengungen des menschlichen Willens sich äußern im heldenmüthigen Entsagen, in würdiger Bildung des Geistes, in treuem Gehorsam gegen Pflicht und Gewissen. Und doch auch diese Anstrengungen, in denen wir den Adel der menschlichen Natur anerkennen, sahen wir nicht dahin gelangen, wohin sie zielen; immer in einen neuen Zwiespalt sahen wir sie verwickelt, immer die alte Getrenntheit in unsrer Brust wieder aufgedeckt. Wir konnten sie nicht wegläugnen die tiefe Kluft, welche zwischen den Bedürfnissen unsrer sinnlichen Natur und der Würde des Geistes liegt, zwischen dem Gelingen und Wünschen, zwischen unserem äußeren Glücke und innerer Ruhe, die Kluft zwischen unserm Wollen und Vollbringen, zwischen Lust und Gewissen, zwischen Freiheit und Gehorsam. Wenn es wahr ist, daß diese Entzweiung in uns bleibt, daß an ihr die edelsten Erhebungen unsrer Kraft scheitern: so wäre ja damit ein Geständniß gemacht, wogegen unser Selbstgefühl sich so lange sträubt; ein Geständniß, worauf wir das allergrößte Gewicht legen müssen. Es wäre nämlich damit eingestanden: der Mensch habe, auch wenn er seine höchsten Kräfte entwickle, daran doch nicht genug, um seine wahre Bestimmung zu erreichen; und wenn er auch das Edelste, was in ihm liege, entwickele: so habe er daran doch nicht genug, um zu der vollendeten Sittlichkeit zu gelangen, zu einer Sittlichkeit, die ihren Frieden und ihr Glück in sich selber trüge.

Hier ist nun eine Gränze, die wir nicht überschreiten

dürfen, bis Sie alle sich vereinigt haben in der Anerkennung dieser Wahrheit; wer etwa noch zurückbleiben möchte mit irgend einem „Aber", für den ist unser Weg verschlossen; wer hier nicht Ja! sagt, der muß zu allem Folgenden Nein! sagen. Sie dürfen ja nicht meinen, daß ich bloß durch Schlüsse und durch Nachdenken mich zu jener Behauptung über das, was der Mensch erreichen könne, bestimmen ließ. Allerdings war es mein Nachdenken, welches (wie billig) mich zuerst leitete; aber ich hätte nie meinen Gedanken für sich allein hingestellt, wenn nicht auch die Erfahrung völlig damit übereinstimmte. Nachdenken und fremde Erfahrung müssen sich entgegenkommen, wenn eine Wahrheit praktischen Werth haben soll. Wer das Räthsel seines eigenen Lebens gelöst hat, nur der vermag auch die Erfahrung der Anderen zu verstehen und sich zu eigen zu machen. — Spricht nun in der That die Erfahrung für unsre obige Behauptung: daß der Mensch mit allem, was er hat, doch noch nicht genug habe zu seiner Bestimmung, zu seinem Glücke? Wird dieß wirklich eingestanden von denen, welche über sich und über das Leben nachdenken? Damit dieser Beweis geführt werde, will ich es versuchen, Ihnen Zeugnisse vorzulegen von bedeutenden, aber sehr verschiedenen Menschen; Sie sollen Stimmen vernehmen von Männern, verschieden in Stand, Bildung, Richtung, die aber alle für die Erfahrung zeugen: daß der strebende Mensch doch nicht hinauskomme über die Noth des Lebens, über den Schmerz seiner Entzweiung.

Wir eröffnen die Reihe unsrer Zeugnisse mit dem Dichter, der oft in die vollendete Schönheit der Form die bangsten Klagen eines zerrissenen Herzens ergoß. Er ruft:

„Wer wüßte je das Leben recht zu fassen?
„Wer hat die Hälfte nicht davon verloren
„Im Traum, im Fieber, im Gespräch mit Thoren,
„In Liebesqual, in leerem Zeitverprassen?" —

Oder:

„Wo ist ein Herz, das keine Schmerzen spalten?
„Und wer an's Welten-Ende flüchten würde,
„Stets folgen ihm des Lebens Truggestalten." —

Oder:

„Das Land der Mühe, dieses Land des herben
„Entsagens, werd' ich ohne Seufzer missen;
„Wo man, bedrängt von tausend Hindernissen,
„Sich müde quält, und dennoch muß verderben!" —

Dann:

„Stets wird ein Seufzer meiner Brust entsteigen
„Nach einem Lenz, der sich nur halb entfaltet!" —

Und noch stärker:

„Was forscht ihr früh und spät dem Quell des Uebels nach,
„Das doch kein andres ist, als: Kreatur zu sein!" —

Und endlich:

„Drum preis' ich den, der nicht begehret!
„Was wäre hier, im leichten Staube,
„Des Suchens oder Findens werth?

„Nach höhrem Ziel verweist der höhre Glaube;
„Hier ist es nicht, wo jedes Ding verletzt,
„Jenseits des Lebens wird dein Ziel gesetzt.“ —

An diesen Dichter möge sich ein Schriftsteller anschließen, dessen Wort für Manche ein nicht geringes Gewicht hat; auch ein Dichter, obwohl er in Prosa schrieb; dessen eigenes Leben fast wie ein Gedicht erscheint, obwohl nicht als ein harmonisches, und der das Leben gern in ein Gedicht seines Herzens hätte verwandeln mögen: es ist Rousseau: „Wir sind — sagt er — hienieden so wenig des Glückes „fähig, daß nothwendig die Seele oder der Leib leiden „müssen, wenn sie nicht alle beide leiden; das Wohlbefinden „des einen schadet beinahe dem andern.“*) — „Nichts — „so heißt es bei einem neuen vielgelesenen Schriftsteller — „Nichts ist dauernd als der Wechsel, Nichts beständig als „der Tod. Jeder Schlag des Herzens schlägt uns eine „Wunde, und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn „nicht die Dichtkunst wäre. Sie gewährt uns, was uns „die Natur versagt: eine goldene Zeit, die nicht rostet, „einen Frühling, der nicht abblüht, wolkenloses Glück und „ewige Jugend.“**) — Aber auch dieser Trost wird von einer andern Seite her geschmälert: „Die meisten Kultur=

*) *Confessions VI:* „Nous sommes si peu faits pour être heureux ici-„bas, qu'il faut nécessairement que l'ame ou le corps souffrent, quand ils „ne souffrent pas tous les deux, et que le bon état de l'un fait presque tort „à l'autre.“

**) Ich führe Börne hier an, nicht um seinetwillen, sondern weil man ihn als Vertreter einer verbreiteten Richtung betrachtete.

„menschen — meint Jean Paul — sind jetzt ein Feuerwerk, „das unter einem Regen abbrennt, unverbunden, mit zer„rissenen Gestalten glänzend, halbe Namenszüge malend." — „Und im Grunde — so äußerte sich ein in der neueren „Politik berühmter Name*) — ist es immer nichts als die „niedrigste aller menschlichen Tücke, nämlich die Eitelkeit, „das unsinnige Streben nach Schein, was uns um allen „wahren Genuß, um die ganze, ächte Realität des Daseins „betrügt. In diesem schmachvollen Kloak geht unsre Weis„heit, unsre Kraft, mithin auch unsre Glückseligkeit „unter." — „O — ruft ein Anderer**) — die Einheit „des Lebens zu finden, in welcher Beruf und Trieb „in einander aufgehen, das Innere von dem Aeußern, „das Aeußere von dem Innern rege getrieben wird: das „ist so unendlich schwer!" — Von einem berühmten jüngstverstorbenen Zeitgenossen***) ist uns das Wort aufbewahrt: „Ach, aus Liebe und Noth war mein ganzes „Leben ein unzertrennliches Gewebe." —

„Das ist das Schwere — sagte einmal Göthe in „seinen späteren Jahren — daß unsre bessere Natur sich „kräftig durchhalte, und den Dämonen nicht mehr Gewalt „einräume als billig." — Oder ein anderes Mal: „Das „Schlimme ist, das man im Leben so viel durch falsche „Tendenzen ist gehindert worden, und daß man nie eine

---

*) Friedrich Gentz, in einem Briefe an Rahel, 1810.

**) Alexander von der Marwitz in Varnhagens Galerie.

***) Friedrich Schlegel, im Jahr 1802.

„solche Tendenz erkannt, als bis man sich bereits davon „frei gemacht.“ — Und wieder: „Die Hauptsache ist, daß „man lerne, sich selbst zu beherrschen. Wollte ich mich un„gehindert gehen lassen, so läg' es wohl in mir, mich „selbst und meine Umgebung zu Grunde zu richten.“ — „Der Mensch — so ruft ein Koloß der französischen Revo„lution aus*) — welche sonderbare Zusammensetzung von „Leichtsinn und Verkehrtheit ist er! Der Mensch, welcher „die Sterne zählt, welcher die Elemente sich unterwirft, „welcher die Gewalt der gesammten Natur bekämpft, wel„cher Alles vermag, nur nicht sich selbst und Seines„gleichen zu leiten; welcher Alles gefunden hat, nur „nicht Freiheit und Frieden — er hat die Autorität „einzusetzen, aber nicht zu lenken verstanden; er kann krie„chen, aber nicht gehorchen; er kann sich empören, aber „versteht es nicht, sich zu vertheidigen; er kann lieben, aber „nicht treu bleiben; er hat alle Gegensätze im Gu„ten und im Bösen in sich, im Gemüthe und im „Geiste. — Und neben dieß Wort stellen Sie nun dasjenige eines sittlich unvergleichlich höher stehenden Menschen, Friedrich Jakobi's, von dem Niebuhr sagte:**) „Er war „ein ungewöhnlich reiner Mensch. Er erschien mir immer „wie ein Wesen aus einer besseren Welt, das nur auf kurze „Zeit bei uns verweilt.“ Jakobi also gesteht: „Es ist „sehr leicht, mancherlei Gutes zu thun; und Großes zu

*) *Mirabeau*, lettres à Chamfort.

**) Erinnerungen an Niebuhr, von Franz Lieber.

„thun, ist immer eine Lust. Aber ohne Sünde bleiben, „ohne Missethat: das ist — o wie schwer! aber auch wie „weit erhaben über Alles! Das Böse zu meiden, das er„fordert andere Kräfte; da muß der ganze Mensch sich „zusammennehmen, oft bis zur Vernichtung sich anstrengen, „und am Ende finden, daß er zu wenig hatte an „den Kräften seiner ganzen Menschheit." „Wun„derlich ist mir oft zu Muthe gewesen — sagte derselbe — „wenn ich unter Leuten von der großen und ganz großen „Welt mich befand, auch unter großen Geistern, und zusah, „welche Gewalt sie unter Umständen — nichtswürdiger „Dinge wegen — über sich selbst hatten und behielten, und „in welcher scheußlichen Ohnmacht sie unter andern „Umständen dalagen ohne Gram und Scham." — Und von ebendemselben noch ein Wort: „Der Mensch erringt „es nicht, daß ihm allein das Schickliche angenehm, das „Unschickliche allein und überall zuwider, die Erfüllung „jeder Pflicht eine Lust wäre. Darum kann er sich in sei„ner gegenwärtigen Zusammensetzung auch nicht lieben; „drum ist es ihm Triumph und höchstes Gut, mit seinen „Ahnungen aus sich heraus zu gehen" u. s. w.

Furchtbar dagegen ist die Ironie, in welche Lessing seine Klage über das Weh dieses Lebens kleidet; er schrieb nach dem Tode seines neugebornen Kindes ungefähr Folgendes: „Meine Freude war nur kurz; und ich verlor ihn so „ungern diesen Sohn! denn er hatte so viel Verstand, so „viel Verstand! ... Ich weiß, was ich sage. War es nicht

„Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt „ziehen mußte? daß er sobald Unrath merkte? War es „nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff sich „wieder davon zu machen?“ —

Milder zwar, aber trübe genug ist das Loos des Menschen in dem bekannten Liede Herders geschildert:

„Des Schicksals Spruch ist erfüllet,
„Und Mensch heißt dieses Geschöpf;
„Im Leben gehört es der Sorge,
„Der Erd' im Sterben und — Gott.“

Und gerade im Hinblicke auf Herder hat ein ihm Geistesverwandter*) geäußert: „Sich ganz wohl zu fühlen „auf der Erde ist nur dem völlig Irdischen beschieden, „nicht den Himmlischen, welche im irdischen Traum sich „an diesem und jenem schmerzhaft verwunden, meinend: es „liege nur an diesem und jenem, während es am ganzen irdischen Traume liegt, und am himmlischen „Wachen darüber hinaus.“ —

Den Schlußton dies ernsten Chorales mag das Wort dreier Dichter geben, in denen alle Saiten des menschlichen Herzens angeklungen; Göthe zuerst:

„Ihr führt in's Leben uns hinein,
„Ihr laßt den Armen schuldig werden;
„Dann überlaßt ihr ihn der Pein;
„Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.“ —

---

*) Friedrich Köppen in seinen Briefen über Bücher und Welt.

Nun Schiller:

„Abend ward's und wurde Morgen;
„Nimmer, nimmer stand ich still;
„Aber immer blieb's verborgen,
„Was ich suchte, was ich will!" —

Und endlich Novalis:

„O du suchest umsonst — untergegangen ist
„Jenes himmlische Land — keiner der Sterblichen
„Weiß den Pfad, den auf immer
„Unzugängliches Meer verhüllt." —

An diesen Stimmen mag es denn genug sein, und vielleicht mehr als genug, um Ihnen den Beweis zu führen, daß es ein gemeinsames Bewußtsein gebe bei allen wachen, strebenden Menschen, bei allen, die es einmal bis zu dem Gedanken gebracht haben: ihr Dasein müsse wohl etwas mehr sein als eine elende Geburt des todten Zufalles — daß es bei diesen allen ein gemeinsames Bewußtsein gebe von einem tiefen Schmerze des Lebens, von einer unaufgelösten inneren Entzweiung. Hierin waren sie alle übereinstimmend, so sehr sie sich sonst unterscheiden; Alter, Bildung, Stand, Wirkungskreis, äußeres Glück, innere Natur und Richtung, kurz alles, was zwischen gebildeten Menschen einen Unterschied begründen kann: das alles war auch bei jenen Männern höchst ungleich; und doch bei allen dieselbe Klage über den harten Riß, der sich durch ihr Leben ziehe. Sehr verschieden hingegen ist der Ausweg, den sie suchen; ein trübe Resignation ist es bei

den Einen; Andre nehmen ihre Zuflucht zu irgend einer schönen Illusion, die ihnen über das Grab ihres Glückes Blumen streuen soll, also zur Poesie; noch Andre blicken hoffend auf die Zukunft hin, auf künftige Geschlechter, oder über das Grab hinaus, oder ihre Sehnsucht verlangt nach einer anderen Liebe.

Ich habe mit Vorbedacht Zeugnisse ausgewählt aus fast allen Sphären des gebildeten Lebens, um Ihnen einleuchtend zu machen: es sei nicht etwa nur eine individuelle Meinung, die man annehmen oder bestreiten könne; nein, es sei das Gemeingefühl aller in sich klaren Menschen, daß der gesammte Inhalt alles Menschlichen uns nicht gewähre, was wir bedürfen. Ich hätte mir die Mühe, so viel geehrte Autoritäten um mich zu sammeln, ersparen können, wenn ich mich unmittelbar an Sie selber gewendet hätte mit der Aufforderung: Sie möchten doch nachforschen bei sich selber, ob Ihnen Nichts mehr fehle, keine Kraft und keine Lust, sobald Sie nur zusammenrafften, was Sie an eigenen Kräften und an Gütern der Natur besäßen? Ich habe es vorgezogen, in unser aller Namen Andere sprechen zu lassen, denen es an Nichts von allem dem gebrach, dessen wir uns rühmen könnten. Das fremde Zeugniß habe ich darum vorgezogen, weil es mir überhaupt als Gesetz gilt für diese Vorträge: nicht Sie hindrängen und hinzwängen zu wollen zu irgend einer Meinung oder Lebensansicht (denn die *Festigkeit* eines *überzeugten* Gemüthes wird, glaube ich, nicht geschaffen durch Scharfsinn der *Gründe*

und Ueberredung); wo es angeht, möchte ich Ihnen nur das Leben, wie es Jeder selbst in sich erfahren kann, darlegen und vor Sie hinstellen: lebendige Gemälde und Anschauungen, Ihnen es überlassend, wo Sie sich heimisch fühlen oder wo Sie eine Heimath suchen wollen. —

Rufen Sie sich nun noch einmal alle die Eindrücke zurück, welche der ganze Gang unsrer Untersuchung in Ihnen zurücklassen mußte; blicken Sie noch einmal auf das Ringen und Streben unseres Willens in seinen mannigfaltigen Aeußerungen von dem niedrigsten Lebensgebiete bis zur sublimirtesten Höhe hinauf — von welchem Gefühle werden Sie sich am Ende immer wieder überwältigt finden? — Denken Sie sich, wir säßen bei einander in lang genährten Sorgen, in einen nie überwundenen Schmerz versenkt; denken Sie sich, daß wir zusammenzählten ein Jeder die Summe seines bisherigen Lebens; es dächte ein Jeder zurück an die Zeit, wo er dem mächtigen Zuge seiner Natur folgte zu den Verheißungen der Welt hin; er zählte die Gewinnste nach, die ihm von dort geblieben, die Wunden, die ihm dort geschlagen worden. Auch jene Stunden ständen wieder vor ihm, da er sich selbst verloren hatte, als die Wogen einer Leidenschaft über ihm zusammenschlugen, und ihn hinausspülten in das Nichts. Er dächte dann an die Tage, wo er stark werden wollte durch hoffnungsloses Entsagen, und wo er zerfloß in den Reichthum der Kultur-Genüsse; alle die Kämpfe riefe er sich zurück zwischen seinem Gewissen und seiner Natur, so manche Siege, noch häufigere

Niederlagen, von denen nur er weiß. Ein Jeder von uns also überdächte sich auf diese Weise sein ganzes Sein und Streben, er überschaute den Weg, auf dem er hergekommen; und wir endigten nun Alle mit dem schmerzenden Bewußtsein eines unversöhnten Zwiespaltes in uns, mit der Wahrnehmung eines unerklärlichen Risses, der durch unser ganzes Dasein sich hindurchzöge. Denken Sie sich, ich wiederhole es, wir säßen da, nachsinnend über dieser Erfahrung, ohne eine Lösung für das herbe Räthsel; — — und es träte unter uns Einer, dessen Züge die Ruhe eines in sich beseligten Gemüthes verkündigten, eine edle Gestalt; jede Bewegung und jedes Wort wäre der harmonische Ausdruck einer unumwölkten Seele; er brächte einen Theil seines Lebens unter uns zu; es wäre uns vergönnt, ihn zu begleiten durch alle Stufen seiner öffentlichen Laufbahn, und ihm nachzufolgen auf den stilleren Pfaden seines Privatlebens, — welchen wunderbaren Kontrasten würden wir hier begegnen! Was unser Wille unabläßig sucht, was er in der Welt erringen möchte: Besitz, Genuß, Macht — davon wäre Jenem nicht so viel zu Theil geworden als dem Geringsten von uns. Er besäße nicht eine Spanne eigener Erde, kein Obdach könnte er sein eigen nennen. Von den Genüssen, womit Andere das Leben zu verschönern suchen, fänden Wenige den Weg zu ihm; eine Kette von Entbehrungen umschlänge sein ganzes Leben; nie schlösse er mit einem verwandten Wesen den Bund für das Leben, nie wiegte er in Vaterfreuden ein Kind auf seinen Armen, nie

fände er den Freund, der ihn ganz verstände, dem er seine ganze Seele anvertrauen dürfte; auch des Geistes edle Genüsse in Wissenschaft und Kunst wären ihm versagt. An Macht und Ehre müßte er zu den Kleinen und Verachteten gezählt werden, oft kaum das Leben fristend vor den Nachstellungen seiner Gegner; von dem herbsten Verdachte verfolgt, so lange er lebte. —

Und doch entdeckten wir bei demselben auch eine Fülle von Besitz, Genuß und Macht, die uns in Erstaunen setzte. Nie mangelte ihm und den Seinen, was sie bedurften; ja unter tausenden von Bedürftigen verbreitete er Sättigung. Unsern Genüssen blieb' er fern, und doch mußte eine unversiegbare Quelle von Freuden in ihm fließen, denn nie schwand ihm Ruhe und Zuversicht, nie der Trost für Andere. War er auch der Verfolgte und Verachtete, so beugte sich doch oft sein Volk vor der Kraft seines Wortes und seiner That, und die Gewalt und Tücke der Bosheit wichen vor seinem Blicke in ihre Nacht zurück.

Woher nun, fragen wir, dieser Reichthum in seiner Armuth, diese Seligkeit in seiner Entbehrung, diese Macht in seiner Schwachheit? Treten wir zu ihm selber hin, um von ihm das Räthsel lösen zu lassen, wie die höchste Bedürftigkeit und die höchste Fülle sich in Demselben vereinigen könne? Darauf hält er eine einzige Antwort bereit; seine Rede, seine That, jeder Schritt, den wir ihn thun sehen, jeder Zug, der den Pulsschlag seines Herzens verräth: alles ertheilt uns dieselbe Antwort. — Nicht auf den

Tiefsinn einer neuen Lehre, nicht auf den Schwung eines frischen Entschlusses weist er uns hin, wenn wir nach der Quelle seines reichen, ungetrübten Lebens fragen. — Er spricht von einer Liebe, in welcher sein ganzes Dasein wurzele und aufgehe; einer Liebe, ohne die er in Nichts zerfiele. Eine Liebe, die nicht aufflammt in jugendlicher Glut, die nicht bedingt ist durch Ebbe und Fluth eines begehrenden Gemüthes. Nein, es ist die lichte, nie unterbrochene Flamme einer unbedingten und doch völlig freien Hingebung; es ist die Einheit des gesammten inneren und äußeren Lebens, wie sie verschlungen ist untrennbar mit einem höheren Dasein. Es ist die vollendete Verschmelzung des eigenen Seins und Wollens mit dem göttlichen Willen und mit göttlicher Führung. So ist die Liebe, von welcher Er spricht, dessen Leben wir jetzt anschauen; es ist die Liebe zu dem Ewigen und Göttlichen, ja noch mehr, es ist die Liebe zu der Quelle alles Ewigen und Göttlichen, die Einheit mit seinem Vater.

In dieser Vereinigung mit dem höchsten Gute ist er erhoben über jedes andere Bedürfniß, reich bei aller Armuth, genießend im Entbehren, stark in der Schwäche. Und so wäre sein innerster Lebenspunkt vor uns aufgedeckt.

Er aber ruht nicht aus in der eigenen Beseligung; daß er selber unauflöslich Eins sei mit seinem Vater: das ist ihm nicht genug. Den Segen, den er in sich trägt, möchte er ausströmen lassen auf die, welche er seine Brüder und Schwestern heißt; herbeirufen möchte er alle zum Mitgenusse

an dem Leben, das ihn befreit und beglückt. Er kennt nur Einen Schmerz, einen tiefen, kaum zu heilenden: den Schmerz über das Elend der Menschheit, und über die fortströmende Quelle dieses Elendes: die menschliche Schuld und ihre furchtbar anwachsende Macht. So ist das einzige Leid, welches auf seiner reinen Seele lastet: Mitleid; diesem Einen hohen Gefühle ist jeder Athemzug seines Lebens gewidmet. Es ist der Eine Gedanke der Rettung, der ihn beseelt und durchdringt überall, wo er auftritt, und wo er sich zurückzieht, unter seinem Volke und im engern Kreise der Freunde. Und immer ist dieser rettende Gedanke auch die rettende That; wo sein segnender Blick hinreicht, da schwindet die leibliche Noth, alle die Gebrechen und Zerrüttungen, die sich, wie ein graues Netz, um unser Dasein gewunden haben. Doch nicht die leibliche Noth vorzugsweise ist es, die seine Gedanken der Liebe ausfüllt. Daß er die Menschen sehen muß in ihrer Verirrung und inneren Entzweiung, tief hinabgesunken unter die hohe Bestimmung, deren sie völlig vergaßen, und die er doch noch in ihnen liebt im Glauben, daß sie wieder erwachen werde — das erfüllt ihn mit größerem Mitleiden als jedes irdische Leid. Und nun, je treuer wir ihn sehen in dem Berufe, frei zu machen die Leiber von dem Drucke, der sie in den Staub der Erde beugt, und noch mehr: frei zu machen die Seelen von der unwürdigsten Knechtschaft, sie aufzurichten über den Traum des Vergänglichen zu dem milden Lichte des Ewigen, sie zu erheben über den Gram des

sittlichen Zwiespaltes zu der geläuterten Freiheit eines frohen Gehorsams — je treuer wir ihn sehen in diesem rettenden Berufe: desto mehr steigt die Gewalt des Widerstandes, die Tücke der Feinde, die Verblendung der Menge, Mißverstand und Aergerniß der Seinigen. Wie oft wird die Hand zurückgestoßen, die er zur Hülfe bietet; wie oft die geleistete Hülfe durch die böswilligste Mißdeutung befleckt und zum Tadel verkehrt! Je reicher der Segen, den er säet, je üppiger der Undank, den er erntet; er möchte ausruhen im ungestörten Umgange mit seinen wenigen Getreuen, und in der Bildung ihres ergebenen Gemüthes. Aber oft genug begegnet ihm selbst hier der Kleinmuth, die eitle Selbstsucht, ein enger Sinn, ein schwaches Verständniß. So bleibt ihm oft kein menschlicher Trost; nur die Stille der Nacht, die Einsamkeit eines Berges, der erquickende Umgang mit seinem Vater. — Die Gewalt, die er überwinden wollte, scheint nun dennoch obzusiegen; die Macht der Selbstsucht, die er tilgen möchte in den Gemüthern durch die Gluth einer besseren Liebe: sie scheint jetzt ihre Triumphe zu feiern. Denn er fällt, und mit ihm — so scheint es — die Sache, für die er lebte. Er unterliegt und endigt mit dem Loose eines Verbrechers. Eine bange Stunde des inneren Kampfes ist auch ihm nicht erspart. Aber unterliegend, erdrückt, ist er doch nicht gebrochen; der klare Himmel seiner Seele ist nicht zerstört. Eben jetzt, wo er verlassen scheint von seinem Vater, wo das Schicksal ihn zermalmt, wo die Menschen ihn von sich

ausstoßen: eben jetzt wohnt göttliche Ruhe in seinen Blicken, in seinem Innern Friede in Liebe. Er weiß sich dennoch Eins mit seinem Vater; er fühlt sich versöhnt mit seinem Geschicke; er verharret in Liebe gegen die Menschen. — In aller Verlassenheit weiß er sich noch getragen und umfangen von Vaterhänden. Er hält fest an der Gewißheit: das Geschick, welchem er zu unterliegen scheint, müsse doch zu einem unendlich höheren Siege führen; auch dieß Geschick seines Unterganges sei aufgenommen in den ewigen Plan der Rettung, dem sein Leben galt und sein Sterben. Und die Liebe gegen sein Geschlecht besteht die härtesten Proben; der Undank derer, für welche er lebte, höhnt ihn, und er fleht für die Feinde, daß ihre Verblendung ihnen nicht angerechnet werde; seine letzte Stiftung inmitten der Leiden ist: der verlassenen Mutter einen Sohn zu geben, und dem verwaisten Freunde eine Mutter. — So stirbt er, da Alles gegen ihn verbunden scheint; er, versöhnt mit Allen, in Liebe zu Allen. —

Stehen wir stille vor diesem hohen Bilde, ohne noch weiter zu fragen: ob es je in der Wirklichkeit gelebt habe, und wo und wann? — Stellen wir uns unbefangen hin vor dieses Bild; fassen jeden Zug seines Lebens in's Auge, wie es so eben für uns hingezeichnet worden; fassen dann alle die einzelnen Züge wieder in ein einziges Bild zusammen, und lassen nun still und ungestört den Eindruck walten, den die Anschauung dieses Bildes auf die geöffnete Seele üben muß. — Hier tritt einer jener Momente ein, die Jeder, der sie erfährt, unter die höchsten Erinnerungen seines Lebens zählt. —

Jetzt muß ich Sie daran erinnern, daß ich diese letzte Darstellung mit der Aufforderung einleitete: Sie möchten sich einmal denken, daß ein solches Bild wirklich unter uns träte, daß ein solches Leben wirklich vor unsern Augen gelebt würde, während uns Andre der Gram über die eigene Zerrissenheit drückte. Welches Gefühl — so frage ich — müßte uns wohl zuerst ergreifen, bei dem Hinblicke auf ein solches Bild und bei dem Rückblicke auf das eigene Wesen? Gewiß ein Gefühl der Wehmuth; wie könnten wir die tiefe Kluft zwischen der innern Entzweiung, die uns lähmt, und dem Frieden, der Jenen beseligt — wie könnten wir sie anders wahrnehmen als mit tiefer Wehmuth, mit gerechtem Schmerze? Und wenn nun noch die Ahnung in uns erwachte, daß auch in unserem Inneren der Keim gelegen habe zu einem Bilde, wie wir es vor uns sähen in seiner ganzen Schönheit; daß jener Keim in uns nicht aufgehen konnte um eines Wurmes willen, der ihn zernagt; daß jenes Bild darum nur in einzelnen und zerrissenen Zügen sich in uns finde — auch diese Ahnung würde den schon geweckten Schmerz noch steigern. Allein aus diesem Schmerze, wo er ein wahrer wäre, müßte am Ende die Sehnsucht hervorgehen, los zu werden des Zwiespaltes, an dem wir leiden, und überzugehen in den froheren Zustand, den jenes Bild uns vorhält. Wir möchten Theil nehmen an seiner Ruhe; wir möchten sein Leben aufnehmen in uns, und seine Liebe zu der unsrigen machen. Aber wird uns dieß gelingen? Ist es je gelungen?

Jetzt ist es an der Zeit, eine Frage aufzuwerfen, die wir früher zurückweisen mußten: Hat denn jenes Bild, dessen vollendete sittliche Schönheit wir gerne bewunderten — hat es je eine reale Existenz gehabt; oder ist es ein schönes Ideal, das dem Reiche einer Poesie angehört, die gerne das blasse Leben mit ihren heitern Farben schmückt; ist es ein lieblicher Traum, den die Sehnsucht unbefriedigter Gemüther geträumt hat, und an dem sie gerne festhielten als wäre der Traum eine Wirklichkeit? — Hat eine so edle menschliche Gestalt je unter uns gewandelt; wurde ein so vollendetes Leben wirklich unter uns auf Erden verlebt? —

So sei es endlich ausgesprochen: Ja, jene Gestalt hat unter uns gewandelt, und jenes vollendete Leben wurde auf Erden gelebt. Noch schauen wir sein Leben an in den wenigen und doch so reichen Zeichnungen, welche die Seinen uns hinterließen; wir schauen es an um uns herum, wo wir hinblicken, in tausend Zeugnissen der Gegenwart, die uns verkünden, daß die alte Welt vorüber sei; und endlich schauen wir sein Leben noch an da, wo keine Hand es verdecken oder verwischen kann, keine Hand, wenn nicht etwa die eigene! — Wenn nun hier ausgesprochen wurde, was wir nie zurücknehmen wollen noch können: daß nämlich jenes vollendete Bild eine historische Wahrheit sei, ein Ideal in der Wirklichkeit, eine Wirklichkeit, die ganz Ideal ist — streifen wir damit etwa an die Meinung einer Sekte hin, an den gutmüthigen Glauben einiger beschränkter Kreise?

haben wir ein Wort geäußert, das man sich nur in's Ohr flüstert zu Zweien, im abgelegenen Winkel? —

Ich weiß es, daß Sie hierauf nur eine Antwort haben. Die Gewißheit, daß die höchste sittliche Vollendung in der Person des Erlösers unter uns gelebt hat: diese Gewißheit ist kein Privatgedanke, keine Sektenmeinung; seit achtzehn Jahrhunderten hat die christliche Menschheit in diesem Glauben gewurzelt; Tausende haben daran sich aufgerichtet; Tausende sind in dieser Gewißheit entschlafen. In dieser Wahrheit ist ein Eckstein unsrer Sittenlehre begründet.

Auch in der heutigen Rede, V. V., sehen wir uns um einen wesentlichen Schritt gefördert; was wir gefunden, ist: Der ganze Inhalt und Umkreis des Menschlichen reicht für sich allein nicht hin, die vollendete Sittlichkeit zu schaffen; aber die Vollendung der Sittlichkeit ist dennoch einst in das Leben eingetreten, und zu einer Realität geworden. — In der künftigen Rede erwartet uns die Lebensfrage: ob es einen Zusammenhang giebt zwischen jener Vollendung und unserem Suchen; ob ein Uebergang stattfinden kann von unserer Entzweiung zu jener Einheit?

Sechste Rede.

Das sittliche Ideal in seiner Beziehung zur menschlichen Entzweiung.

Verehrte Versammlung!

Es ist Ihnen wohl noch in Erinnerung: das eine und erste Hauptziel, nach welchem wir bis jetzt ausgegangen sind und noch ferner ausgehen, ist kein anderes, als zu ermitteln: auf welche Weise das höhere sittliche Leben in dem Einzelnen, in dem Gemüthe entstehe und sich entwickele. Bei dem Schlusse der vorigen Rede hatten wir uns in dem doppelten Resultate vereinigt: Erstens: der Mensch bringt es aus sich selber nicht zu der gesicherten Freiheit des sittlichen Lebens. Zweitens: die vollendete Sittlichkeit ist dennoch einmal unter uns vorhanden gewesen in der persönlichen Erscheinung des Erlösers.

So wäre denn unsre nächste und dringendste Angelegenheit: zu erfahren, ob nun jene sittliche Vollendung, die wir in Ihm anschauen, auch irgendwie einzuwirken vermöge auf unsre sittliche Entzweiung; ob es also einen inneren

Zusammenhang gebe zwischen *seinem* Leben und dem unsrigen? Denn *das* muß Ihnen beim ersten Blicke klar sein, daß uns wenig geholfen wäre mit der bloßen historischen Ueberzeugung: die Sittlichkeit habe einst in *einem* menschlichen Leben ihren höchsten Gipfel erreicht, einen Gipfel, an welchen wir ohne Erfolg hinaufschauen. Man spricht zwar gern von der eifrigen Nachahmung eines solchen Beispieles; und wir wollen die Schönheit solcher Entschlüsse und Bestrebungen nicht herabsetzen; allein die Erfolge einer solchen Nachahmung sind nicht eben ermuthigend. Man bleibt auch da am Ende immer wieder in jener ungeheuern Lücke, die zwischen dem Vorsatze und der entsprechenden Ausführung liegt; es heißt auch da:

„Da erblasse vor der Wahrheit Strahle
Eure Tugend; vor dem Ideale
Fliehe muthlos die beschämte That.
Kein Erschaffner hat dieß Ziel erflogen;
Ueber diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund." —

Wenn also solche Nachahmung nicht genügt, so wiederholt sich die Frage: Giebt es denn eine andre Einwirkung auf uns, die da ausgeht von der Anschauung jenes höchsten sittlichen Lebens? — Alles kommt hier darauf an: ob jenes Leben des Erlösers, wie wir es nach seinen wesentlichen Zügen gezeichnet haben — ob jenes Leben wirklich einmal vor uns gestanden habe in lebendiger Wahrheit, als ein gegen-

wärtiges? Haben wir das Bild seines Lebens so in unsre Anschauung aufgenommen, daß es uns nahe und menschlich befreundet wird, wie wir in unsrer letzten Rede uns der Vorstellung hingaben, als träte Er vor uns hin, und wir könnten Ihn begleiten mit unsern Blicken — so erwachen mit innerer Nothwendigkeit bei diesem Anblicke Erinnerungen und Ueberzeugungen in uns, die bisher in unserem Inneren schliefen oder gefesselt waren. — Und eben die hier erst erwachenden Erinnerungen sind es, die uns als die erste Brücke erscheinen müssen, hinüberleitend zu der Freudigkeit eines neuen Sinnes.

In dem Leben nämlich, welches der Erlöser lebte, sehen wir eine stetige, nie unterbrochene Vereinigung mit dem göttlichen Willen; in all seinem Thun herrschte kein andres Gesetz als ein göttliches, und nur Eine Liebe, die zu seinem Vater. Das ist es ja eben, was uns ergreift und uns immer wieder hinzieht zu der Anschauung seines Lebens, daß darin alles Menschliche vorhanden war, was wir auch in uns fühlen und an uns; daß aber alles dieses Menschliche in ihm ganz und vollendet durchdrungen war von göttlichem Geiste. In Ihm sehen wir, wie die Freude an dem Irdischen nie getrennt war von der Liebe zum Ewigen, und wie seine Liebe zum Ewigen immer segnend alles Irdische und Menschliche umfaßte. Vor seinen Augen war keine Welt, war kein Mensch vorhanden, abgeschlossen in sich selber, und darum losgerissen von der unvergänglichen Quelle alles weltlichen und menschlichen Daseins. Vor seinen Augen war Welt

und Mensch im innigsten Zusammenhange mit dem unsichtbaren Grunde alles Erschaffenen, mit der göttlichen Quelle alles Lebens. Und nur das war sein Schmerz, daß er die Menschheit verblendet und überlistet sich losreißen sah von ihrem einzigen und ewigen Grunde; daß sie nun da stand vor ihm, in den schmählichen Ketten des Vergänglichen, verbannt aus dem Vaterhause durch die eigene freiwillige Entweichung.

Und eben dann, wenn die Anschauung seines in Hingebung und Liebe seligen Lebens unsre ganze Seele erfüllt — wird es plötzlich klar vor unsern Augen, ergreift es uns mit unabweisbarer Gewißheit: welcher der Wurm sei, den wir bisher noch nicht entdeckten, der Wurm, der an jeglicher Blüthe unseres Glückes nage; nun wird uns klar, welches die Fessel sei, die uns stets festhalte in der Entzweiung des Lebens, der wir umsonst zu entfliehen suchten. Nun endlich ist das bange Räthsel gelöst, und es ist uns als brechen die ersten Strahlen eines neuen Lichtes durch das Dickicht des Waldes; wir meinen von ferne den Ruf zu vernehmen:

„Helft uns nur den Erdgeist binden;
Lernt den Sinn des Todes fassen
Und das Wort des Lebens finden;
Endlich — kehrt euch um!“

Dann erkennen wir: es sei nur die selbstische Entfremdung von dem Göttlichen, die uns nie und nirgend zum vollen und sichern Gefühle des Glückes in der Welt kommen läßt; es sei eben diese Entfremdung, welche den nun hinlänglich

geschilderten Zwiespalt immer frisch erhalte. Wir besinnen uns, daß jener früher beobachtete Zug unsrer Natur, der uns mit Nothwendigkeit herausführte aus uns selber — von uns mißverstanden, durch uns verkehrt wurde. Denn wenn jener uns anerschaffene Zug uns befreien wollte von dem Engen und Trüben unsrer sinnlichen Persönlichkeit — so hatte er uns hinführen wollen zu dem unergründlichen und unsichtbaren Grunde alles Sichtbaren: zu Gott. Diesem Zuge unseres innersten Wesens hatten wir widerstanden, oder ihn verhüllt; die Sehnsucht, welche die beseelte Welt hinzieht zu ihrer ewigen Quelle, hatten wir eigenmächtig gehemmt, und nur zuweilen ihr einen Ton der Klage gestattet. Wohl waren wir herausgetreten aus unserem engen Ich; aber um uns hinzugeben an das Vergängliche, um aufzugehen in der Welt, statt hindurchzudringen mit höherer Liebe zu dem wahren lebendigen Mittelpunkte der Welt. So hatten wir, statt das Wesen zu finden, im Scheine uns verloren; statt aus der Quelle zu trinken, aus dem trüben Strome geschöpft. Und statt in der Liebe Gottes beides zu umfassen: Gott und die Welt — hatten wir eine Welt ohne Gott gesucht, und nun beides verloren: Gott, den wir verließen und die Welt, die uns verließ, die uns täglich verläßt, und einmal wenigstens uns für immer verläßt.

So ist der Grundirrthum der Menschheit aufgedeckt; der tiefste Keim des Unfriedens, den Jeder in seiner Brust trägt, ist enthüllt: es ist die Lieblosigkeit gegen die höchste Liebe; es ist das Entfliehen aus dem Hause des Vaters. Es ist

jener Irrwahn einer Freiheit ohne Gott, deren bittre Frucht immer die härteste Knechtschaft ist; fühlte sich der Mensch unfrei in seiner Verbindung mit Gott; wollte er den Nerv durchschneiden, der ihn mit dem Ewigen zusammenhält: so mußte er unabänderlich unter das Joch seiner selbstsüchtigen Willkür und unter die Willkür der Natur gerathen. Nicht daß der Mensch dieß und jenes thut, dieß oder jenes liebt, ist verwerflich; nein, daß er überhaupt etwas thut und liebt ohne Gott, völlig abgesehen von Gott; daß er in irgend einem Momente seines Lebens handeln kann, als wäre Gott nicht vorhanden, als gäbe es gar kein Verhältniß zwischen ihm und dem Ewigen — das ist es, was den für die Ewigkeit Geborenen herabwürdigt, was ihn zur Unruhe und zur Schwäche verurtheilt. Daß der Mensch eingreift in's Leben, daß er gewinnt und verliert, strebt und kämpft: ist ebenfalls nicht verwerflich; nur wenn er darüber seiner höhern Bestimmung vergessen muß, wird es zur Sünde. Daß er Genuß und Macht, daß er überhaupt Glück sucht: ist eine Bedingung seines Lebens; daß er aber ohne Gott, losgerissen von ihm, irgend ein Glück für möglich hält: das ist die unselige Verirrung und der schwere Traum, aus dem wir oft so spät aufwachen. —

Erkennt der Mensch in dem Lichte des Lebens, das ihm der Erlöser vorhält, den eigentlichen Grund seiner inneren Entzweiung: so wird ihm wohl gleichzeitig der Pfad nicht verborgen bleiben, der ihn wieder zurückleitet zu dem verlorenen Gute. Ist es die Lieblosigkeit gegen den Vater, ist

es die selbstische Entfremdung von Gott, welche die geheime Krankheit der Menschen fortpflanzt von Geschlecht zu Geschlecht — nun so bliebe ja für den Menschen, dem diese Einsicht geworden, nur noch das frohe Geschäft, sich wieder hinzuwenden zu der Sonne, von der er sich abgekehrt? Er dürfte nur sein Gemüth hingeben der Liebe des Ewigen, der er sich verschloß, und alle früheren Ketten wären zerrissen durch diese einzige höchste That seines Willens? — Um Theil zu nehmen fortan an jenem besseren Leben dürfte er also nur die Schranke niedertreten, die ihn bis jetzt von jener Liebe getrennt, niedertreten seinen Eigensinn, die Schranke, die sein sinnlicher Wille aufbaut, jenen eitlen Willen, der am Scheine sein Wohlgefallen hat, der in der Befriedigung seiner dürftigen Gelüste ein kümmerliches Leben erkünsteln möchte? Diesen beschränkenden Willen seiner niederen Natur dürfte also der Mensch nur brechen, und von sich werfen, um dann die Freuden eines neuen, geläuterten Willens in sich zu erfahren? Dann dürfte er das vielbesprochene Wort des Dichters auf sich anwenden:

„Lange hab' ich mich gesträubt;
Endlich gab ich nach;
Wenn der alte Mensch zerstäubt,
Wird der neue wach.

„Eh' du dieß begriffen hast,
Dieses „Stirb!" und „Werde!"

Bist du nur ein träger Gast
Auf der trüben Erde."

Diese meine letzte Darstellung von dem Uebergange des niederen Lebens in ein höheres, hat, wie Sie werden bemerkt haben, einen einladenden Anschein. Wer sollte es nicht schön finden, wenn jener Zwiespalt des Menschen, der ihn vorher überall verfolgte, so leicht zu heben wäre; wenn es bloß von einer lichten Stunde abhinge, wo wir die selbstsüchtige Fessel endlich brächen, und frei daständen für immer? Schön wäre dieser Hergang gewiß, und Jeder würde gern sich darein finden; oft hat man wirklich diese innere Befreiung des Menschen so dargestellt, als sei der Uebergang zu einem geläuterten Leben nur das Produkt einer einzigen freien That unseres Gemüthes, und von da an sei unverlierbar der neue Morgen gefunden. Und in der That, so lange wir mit Wohlgefallen bei dieser Darstellung verweilen, so lange wir jenen innern sittlichen Verlauf von außen anschauen in fremder Beschreibung und in gefälligen Bildern, so scheint uns jener schnelle und fröhliche Hergang nicht nur schön, sondern auch der Wahrheit gemäß.

Allein fragen wir die Erfahrung um Rath, so werden wir leicht inne, daß die Beispiele wohl kaum sich finden werden, wo jener Umschwung des inneren Lebens so leicht und schnell sich verwirklichet. In dem Leben der meisten strebenden Menschen giebt es allerdings Stunden der Entscheidung, Lichtpunkte, mit denen eine neue Bahn anfängt, eigentliche Schöpfungstage. Die innere Beglückung eines freien sitt-

lichen Daseins ist aber kein Werk von gestern und heute; in der Regel arbeiten Jahre daran. Wie lange verzögern wir oft ihren ersten Anbruch, und auch nachher bleibt ihre Entwickelung von so manchen Hemmungen umgeben, bis die Verirrung der Extreme überwunden, bis die Rückfälle verschmerzt sind, bis mit der neugewonnenen Einsicht auch das rechte Maß der Thätigkeit sich vermählt! — Wahrlich, die meisten, je besser sie sich kennen, werden von sich sagen müssen, was wir aus dem Munde des Dichters anführten:

„Lange hab' ich mich gesträubt,"

bis sie mit getroster Erfahrung hinzusetzen können:

„Endlich gab ich nach;"

eben darum werden sie es gestehen, daß jenes sittliche: „Stirb" und „Werde!" auch mehr sei als ein poetisches Bild. —

In diesen zwei Hauptmomenten, im Untergehen des selbstischen Willens und im Erstehen des höheren sittlichen Willens stellt sich allezeit die Geburt der freien Sittlichkeit dar. Aber was uns, wenn wir hier zusammenhängend davon sprechen, so enge verbunden scheint und nahe bei einander liegend: das Erblühen eines neuen Sinnes auf dem Grabe des alten — das findet sich oft getrennt im Leben und krankhaft auseinander gerissen; manche Enttäuschung ist dann erforderlich, manche Läuterung von innen, mancher Zug von außen, bis das Grab der Selbstsucht zu einem Friedhofe wird, oder, um ohne Bild zu sprechen, bis aus der Ueber-

wältigung des natürlichen, beschränkten Sinnes die Freiheit einer liebenden Gesinnung ersteht.

Ist die Rede von einem Untergange des natürlichen Sinnes, von einem Ersterben des selbstischen Willens, so können Viele sich eines widerstrebenden Gefühles nicht erwehren, einer geheimen Besorgniß vor peinlichem Zwange und vor Unnatur. Man fürchtet, finstre Zumuthungen einer selbstquälerischen Ertödtung, einer trübsinnigen Weltentsagung wiederkehren zu sehen. Obwohl nun auf der einen Seite diese Besorgniß ihren Grund hat in einer versteckten Feigheit des Egoismus, so ist doch nicht zu verkennen, daß viele sittliche und religiöse Erscheinungen im Leben zu jenem Irrthume Anlaß geben können. Denn nur zu oft ist die Umschmelzung des natürlichen Sinnes mitten in ihrem Flusse erstarrt, und gelangt nicht zu der fröhlichen Existenz einer höheren Freiheit. Die selbstsüchtige Gesinnung, gegen die man kämpft, ist dann nur zurückgedrängt, nicht erstickt, und wie ein zurückgedrängter Feind zwingt sie uns, immer noch die scheuen Blicke auf sie zu heften, so daß es uns nicht vergönnt ist, mit dankender Freude nach oben zu schauen, und vorwärts zu dringen. Auf diesem Standpunkte der Sittlichkeit ist immer vom Kampfe die Rede, nie vom Siege; immer von Entsagen, nie von Gewinnen, immer vom Tode des selbstsüchtigen Sinnes, nie vom Leben des liebevollen Willens. So kann es geschehen, daß die eben hervorbrechenden Züge des Lebens auch in einem edeln Angesichte sich wieder verhärten in ein blasses Bild des Todes.

Was wir mit Freuden begrüßten als den Anfang eines schönern Lebens, das täuscht dann die besten Erwartungen, weil es eben nur beim ernsten Anfange bleibt, und so — statt hindurchzudringen zum kräftigen Fortschritte — nun in sich selber vertrocknet und verkümmert. Es macht dieß auf den Beobachter der sittlichen Welt denselben schmerzlichen Eindruck, wie wenn Sie an einem Frühlingsmorgen die erst halb geöffneten Knospen von einem tückischen Froste geknickt sehen.

Diese jetzt geschilderte Richtung, die auf das Ersterben des natürlichen, selbstischen Sinnes das erste und hauptsächlichste Gewicht legt — nennt man in der katholischen Kirche: Mönchthum, Klosterleben, in der protestantischen: Methodismus, obgleich ich den letzteren Namen, der verwirrenden Mißverständnisse wegen, ungern brauche. Diese im Mönchthum und Methodismus hervortretende Richtung hat ihre erste Quelle in einer Stimmung, die ihr gutes Recht für sich hat, und richtig verstanden christlich, also rein sittlich ist. Es ist dieß eine Stimmung, die in jedem durchgebildeten Gemüthe einmal vorgekommen ist, die also in der sittlichen Entwickelung eine nothwendige Stelle einnimmt; bedenklich und unstatthaft wird sie erst dann, wenn sie, statt einer neuen Stimmung und Richtung Bahn zu brechen, sich in sich selber fixirt, und sich als Zweck ansieht, da sie doch nur ein Mittel sein sollte.

Wenn nämlich vor dem lebendig angeschauten Bilde des Erlösers dem Menschen das Räthsel seines bisherigen Lebens

klar wird: so ist seine erste Stimmung ein tiefes Gefühl der Wehmuth. Er erwacht aus dem Traume seines frühern Strebens, und fühlt den scharfen Stachel eines ohne Gott genossenen Lebens. Und dieses allerdings schmerzliche Gefühl ist der schmale Weg, der allein zur Freiheit führt. Oft aber wird dieß Gefühl in aufgeregteren Naturen übermächtig, überspannt sich zur Ausschließung jeder anderen Stimmung, und verliert sich in eine stete, fieberhafte Angst vor den Gütern des Lebens, vor der Welt, deren Nichtigkeit man jetzt um so heftiger empfindet, als man sich vorher vielleicht in ihrem Genusse berauscht hatte. In dieser Angst vor dem Irdischen will man nun völlig brechen mit demselben, und ungetheilt dem Göttlichen sich hingeben, dem man so lange im Irdischen entfremdet blieb. Und das eben ist ja die wesentliche Bedeutung des mönchischen Sinnes, daß er die höchste Aufgabe des Christen in der bloßen Ertödtung des weltlichen Willens, der sinnlichen Natur erfüllt glaubt. Das Mönchthum verband, wie Sie wissen, zu den drei Gelübden der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams. Die Armuth sollte die Freude am irdischen Besitze ersticken; in der Keuschheit sollte die weltliche Genußsucht untergehen, durch den Gehorsam sollte die Gewalt der Herrschsucht und des Stolzes gebrochen werden. So sehen Sie hierin überraschend eine Bemerkung bestätigt, zu welcher wir früher schon veranlaßt wurden; indem das Mönchthum jene drei Gelübde festsetzte, hat es mit dem richtigsten Blicke erkannt, daß die

Grundrichtungen unseres natürlichen Willens sich auf Besitz, Genuß und Herrschaft beziehen. —

Aber nun frägt es sich: Ist die Welt überwunden, wenn man sie flieht; ist der weltliche Sinn gebrochen, wenn man von den Gegenständen desselben sich losreißt; ist das Gemüth schon befreit durch diesen einen Kampf? — Dieselben Fragen wiederholen sich im Angesichte derjenigen Seite des protestantischen Methodismus, die mit dem Mönchthum verwandt ist. Zwar schreibt diese Richtung nicht jene drei Gelübde vor; sie erlaubt den Besitz, die Ehe und persönliche Freiheit — obwohl einige Sekten und viele Einzelne auch hierin ganz in den Mönchsgeist übergehen — allein sie verurtheilt die Freude daran, und macht diese Bekämpfung der Freude an der Welt zum Hauptzwecke für Jeden.

Gestehen wir zuförderst, daß dem Ernste der beiden genannten Richtungen hohe Achtung gebührt; daß man es mit Gegenwart und Zukunft nicht so leicht nimmt, wie mit einem behaglichen Nachmittags-Spaziergange, das kann nur der belächeln, der von den Regungen eines erwachenden Gewissens nichts weiß, und zu schwächlich ist, um die Kraft eines entschlossen entsagenden Willens zu ehren. Aber dieses bereitwillige Zugeständniß kann nicht im mindesten die Ueberzeugung schwächen, daß es doch unmöglich die wahre Aufgabe der Sittlichkeit sein kann: dem Leben sich zu entziehen, statt dasselbe zu beherrschen und zu läutern; entweder man muß an einer sittlichen Welt verzweifeln oder zugeben, daß alle Gebiete des Lebens durch eine höhere Ge-

sinnung geadelt werden können. Verkennen läßt sich eben so wenig die Wahrheit der Erfahrung, daß jene mönchische Tendenz sich nie auf die Dauer rein erhält; sie verschließt sich in stiller Contemplation oder sie überspannt sich und reibt sich auf in trüber Selbstquälerei; oder die Lust an der Welt, die sich nun einmal nicht wegwischen ließ, kehrt wieder zurück; der alte Ernst verschwindet, oder wird zu einer heuchlerischen Maske.

Glauben Sie nicht, daß nur im Mönchthum und im Methodismus das Schmerzliche gefühlt werde, welches in einer ausschließenden Wahl zwischen dem Irdischen und Ewigen liegt. Das Bange und Herbe einer solchen Wahl haben auch Solche empfunden, die auf der Höhe unsrer Bildung stehen, die mit der Welt und dem Höchsten, was sie gewährt, vertraut sind, die dann aber, von den Einflüssen christlicher Erfahrung ergriffen, in einer drückenden Entscheidung zwischen dem Ewigen und Irdischen sich ermüden. Jetzt erkennen sie das Vergängliche des Lebens, und glauben sich stark genug, ganz dem Unvergänglichen leben zu können; dann fühlen sie wieder alle die Nerven, durch welche sie mit dem Leben zusammenhangen; aber in der Freude am Leben erkaltet, so klagen sie, die Liebe zum Ewigen. Diesen jetzt charakterisirten Zustand einer inneren Ungewißheit hat uns ein Zeitgenosse geschildert, der verschiedene geistige Richtungen der Gegenwart in sich aufgenommen hat; ein Mann, der aus lebendiger Erfahrung schöpft, und uns jene Wechsel

der Wahl mit einer Anschauung und Kraft schildert, die mir jede weitere Ausführung erspart:

„Der allein hat die Befugniß,
„Meine Schmerzen sich zu deuten,
„Welchen sie gleich hart getroffen,
„Welchen sie gleich tief erfreuten;
„Welcher zwischen Volk und Kirche
„Seine Seele auch getheilet,
„So daß sie in beiden Sphären
„Liebesehnsuchtsvoll verweilet!“

Er geht nun darauf über, zu zeigen, wie er mit der einen Seite seines Lebens und seines Gemüthes ganz in der Natur, dem Genusse des Lebens wurzle, und hierin also ganz der sichtbaren Welt angehöre:

„Dieses ist's, was mich zerrüttet:
„Heidnisch ist mein ganzer Sinn;
„Und in allen Adern fühl' ich
„Oft, daß ich Germane bin:
„In die Ströme mich zu stürzen,
„Auf den Felsen hinzustreifen,
„Durch der Länder lange Folge
„Eil'gen Schrittes hinzuschweifen,
„Waffen in der Hand zu tragen,
„Vor Berserkerwuth zu schäumen,
„In der Wälder grüner Dämmrung
„Von den hohen Göttern träumen;
„Ritterlich die Frau'n zu ehren,

„Goldnen Weines Fluth zu trinken,
„Und in der Natur Umarmung
„Bis zum Taumel zu versinken.“

Bis hieher also die Schilderung der einen Richtung seines Gemüthes; nun die entgegengesetzte:

„Aber dann erblick' ich wieder
„Jenes Kreuz auf Golgatha;
„Und Er tritt mir, der Erlöser,
„Ganz in seiner Liebe nah.
„Seine Wunden seh' ich fließen,
„Sehe, wie er selig stirbt,
„Fühle, wie er es allein ist,
„Der uns Seligkeit erwirbt.

„O versteht es, theure Freunde,
„Was in mir sich dann bewegt,
„Was sich mir in dem Gemüthe
„Dann ein heißer Streit erregt!
„Alles Weltliche soll schwinden;
„Die Natur, sie mag vergehn,
„Kann ich nur sein Wort vernehmen,
„Seinen Blick nur offen sehn! —

„Alle Ewigkeiten könnt' ich
„Still bei ihm in Andacht wohnen;
„Und die Erde gäb' ich gerne
„Für des Himmels heil'ge Kronen;
„Um an nichts als ihn zu denken,
„Stets sein Angesicht zu schauen,

„Könnt ich mönchisch eine Zelle
„Mir in Einsamkeit erbauen.

„Wehmuth faßt mich unbeschreiblich;
„Lust- bin ich und Qual-durchdrungen;
„Erde hat mich und der Himmel;
„Beide haben mich bezwungen.“ —

Mit Befremden werden Sie mir jetzt vielleicht die Frage entgegenhalten: „Also ist auch auf dem christlichen Gebiete die Aufgabe, um die es sich handelt, noch nicht gelöst? Mag es sein, daß das Christenthum uns die Quelle des innern Zwiespaltes aufdeckt: der Riß in unserm Innern dauert deßhalb doch noch immer fort. Und wir wären also auf dem christlichen Gebiete nicht wesentlich über die Klippen des früheren bloß moralischen Strebens hinausgekommen? Wie wir sahen, daß jene Moralität uns in einem unversöhnten Kampfe lasse zwischen der Pflicht und der eigenen Lust — so blieben wir auch auf dem Boden des Christenthums verurtheilt zu einem ruhelosen Herumschwanken zwischen dem Weltsinne und dem Leben in Gott? — Mit Einem Worte: die Entzweiung unseres Lebens wäre wohl verstanden, aber nicht überwunden?“ —

Gesetzt, Sie träten mir wirklich entgegen mit dieser Einwendung, so müßte ich ruhig darauf erwiedern: Ja, dem ist also. Lange kann die christliche Erfahrung begonnen haben, und jene frohe Einheit des Lebens, jener dauernde Friede ist doch noch nicht gefunden. Unzählige sind gescheitert an dieser Erfahrung; Mißmuth, verzagte Resignation,

ja die Aufforderung eines planlosen Leichtsinnes haben hierin ihre Stützen gesucht. Indessen, selbst wenn wir zugeben müßten, daß auch das christliche Leben in jenem Zwiespalte für immer befangen bleibe — so könnte es auch dann nicht unzweifelhaft sein, ob der unruhige Kampf um das Höchste vorzuziehen sei einer Ruhe in der Gemeinheit!

Doch es giebt noch eine andere Zuversicht; für Viele ist sie vorhanden in der Hoffnung, für Viele in der Anschauung und Erfahrung. — Jahre lang geht man vielleicht noch umher, immer in der Hoffnung, es warte noch eine neue Entwickelung auf uns; man ist erwacht im Lichte des sittlich vollendeten Lebens, welches wir in dem Erlöser anschauen; überwältigt von diesem Eindrucke will man die Schönheit eines solchen Lebens auch in dem eigenen Dasein genießen; aber ermüdet von öfterem Mißlingen, geht man wieder seine eigenen Wege. —

Endlich erscheint der Moment, von dem die letzte Entscheidung abhängt; ein einziger Blick — und eine neue geistige Welt liegt vor uns, um uns wird es lichter und lichter; das letzte und schwerste Räthsel ist gelöst. Einfach ist die Lösung; Kinder mögen sie verstehen; und doch wird sie in ihrer ganzen Tiefe meist spät und schwer von dem Menschen verstanden, die darin verborgene Welt selten genossen. Das Wort der Lösung ist aber dieses: der Mensch erkennt, daß Gott die Liebe sei, in deren Plane er selber aufgenommen ist, von deren Walten er sich getragen weiß. —

Wie aber diese Erkenntniß in dem Gemüthe sich vorbereite; wie es möglich sei, daß sie zu einer festen Zuversicht werde: darüber dürfen Sie hier keine Erläuterung erwarten. Hier kann nur die eigene Erfahrung die rechte Antwort geben; und unsre Darstellung will ohne Ansprüche nur einladen zu dem Versuche der eigenen Anschauung dessen, was hier gemeint ist. Jene Gewißheit ist in Jedem, der sie einmal hat, dieselbe; aber unzählig sind die vorbereitenden Wege; und kein einziges Leben ist wohl einem anderen hierin völlig gleich. Aber alle diese Wege treffen zusammen in dem Einen entscheidenden Bewußtsein: das Leben des Erlösers im Erliegen und im Siege sei nicht bloß ein reales Bild des höchsten sittlichen Lebens, in dessen Anschauung der Mensch erwache, und sich selbst wieder finde. Nein, es sei zugleich eine einzige freie That der Liebe, die uns gelte; es sei die thatsächliche Enthüllung des göttlichen Willens, der einen Jeden mitgezählt und ihn aufgenommen habe in den Plan seiner Liebe. Von einer ungewissen Wahl zwischen Göttlichem und Irdischem kann von jetzt an nicht mehr die Rede sein, so wenig als ein ruhiges Gewissen vom Selbstmorde spricht. Es ist nicht mehr bloß unsre Sache: ob wir das Göttliche aufnehmen wollen in uns; wir wissen uns selber aufgenommen in das Reich des Göttlichen; es ist die Luft, in der wir athmen; es ist der Boden, auf dem wir stehen; es ist das Vaterhaus, in welchem wir heimisch sind und vertraut. Verbannen aus diesem glücklichen Dasein kann uns nichts als

etwa ein arger Selbstbetrug des eigenen Herzens, jene Lüge nämlich: daß es noch eine andere Freiheit gebe und ein anderes Glück außer der Heimath.

Das wäre nun das Resultat der heutigen Stunde: Wir wissen, wie in dem Lichte eines anderen sittlich vollendeten Lebens der Mensch sich selber erkennt und den Grund seiner Entzweiung entdeckt; dieß war das Erste. Wir wissen zweitens: wie er, indem er den selbstischen Sinn überwindet, sich vereinigt mit dem göttlichen Willen, der ihm entgegenkommt, und ihn aufnimmt; wodurch er zum Bürger wird im Reiche der sittlichen Freiheit. Lassen Sie uns in der künftigen Rede zum Schlusse dieses Abschnittes das schöne und fröhliche Dasein betrachten, welches die sittliche Freiheit verspricht. —

Siebente Rede.

Das Leben in der sittlichen Freiheit, in seinen Grundzügen.

Verehrte Versammlung!

Was in einer Reihe von Vorträgen unter uns angebahnt wurde, das haben wir erreicht; das lösende Wort unsrer Aufgabe wurde ausgesprochen am Schlusse der vorigen Rede. Vor Ihren Augen wurde Schritt für Schritt der Weg zurückgelegt, welcher zu der wahren sittlichen Entwickelung führt. Diese Bahn, die wir im Geiste durchlaufen haben, steht, denke ich, nun klar vor Ihnen; Sie selbst sind mitgegangen; Sie sind bei dem Standpunkte angelangt, wo der Mensch erwacht ist aus der Winterkälte vergänglicher Selbstsucht, wo er, entrissen der Entzweiung einer dem Göttlichen fremden Gesinnung, endlich freudig das Ewige in sich aufgenommen hat, und nun, von dieser Liebe geleitet, alles Irdische als Mittel begreift und beherrscht. Wir schlossen mit dem Gedanken: daß jener entscheidende Akt der inneren Befreiung nur dann in uns zu Stande kommt,

wenn uns, durch das Verständniß der größten göttlichen That in der Menschheit, die sichere Ueberzeugung geworden ist: wir selber seien der Gegenstand göttlicher Huld; die ewige Liebe habe einen Jeden, der sich in Wahrheit zu ihr wendet, eingeschlossen in ihre Plane unausdenklicher Gnade. Wurzelnd in diesem festen Grunde einer in Gott ruhenden Bestimmung, erringt der Mensch jene innere Beglückung und Freiheit, ohne die kein wahrhaft sittliches Dasein möglich ist. Das wahre, innere Wesen, den eigentlichen Gehalt eines solchen Daseins hätten wir heute darzustellen, um Ihnen die Schönheit des höchsten sittlichen Lebens, wie ein Jeder es in sich beginnen kann, zur Anschauung zu bringen, gleichsam wie in den Umrissen einer Zeichnung, wozu Sie aber die lebendigen Farben in Ihrem Innern mitbringen müssen, wenn Ihnen nicht alles ein todtes Bild bleiben soll.

Daß aber die Sittlichkeit, die auf dem bisher beschriebenen geistigen Boden erblüht, wirklich die höchste im Leben erreichbare und die allein befriedigende sei, das wird Ihnen sofort einleuchtend werden, wenn es sich zeigt, wie alle anderen sittlichen Bestrebungen auf dem christlichen Standpunkte nicht verloren gehen, sondern erst wahrhaft aufgenommen und verwirklicht werden. Es ist Ihnen noch in Erinnerung, daß wir drei Stufen genannt haben, auf denen der bessere Mensch zur inneren Freiheit sich aufzuschwingen sucht: Resignation, geistige Kultur und Moralität. Sehen wir nun zu, ob diese drei sich nicht wiederfinden auf dem Standpunkte, den wir jetzt einnehmen; ob jene drei nicht

hier erst ihr gesuchtes Ziel erreichen, ohne den Menschen zu zerrütten! —

Die erste, die wir nannten, war die Entsagung, die von allem Sichtbaren sich wegwendet, und nur in sich, oder — wo sie höher steigt — nur in dem Ewigen ruht. Ist diese Entsagung unserem Standpunkte fremd? so wenig, daß wir vielmehr behaupten dürfen: auch wer schon hindurchgedrungen ist zu der Freiheit eines höhern Lebens, der wird eben nur durch tägliches Entsagen sein bestes Dasein behaupten. Freilich denkt diese Entsagung nicht an ein bloßes Aufgeben und erstorbenes Resigniren; wegwerfen will sie nur das Täuschende und Nichtige, damit Raum gewonnen werde im Innern für die höchsten Güter. Wer diese Entsagung, die im Dienste der Freiheit steht, begriffen hat, der wird ohne Klosterzwang und ohne mönchische Regel zu jenen drei Gelübden der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams sich immer von neuem bekennen aus freiem inneren Triebe.

Wie verstehen wir seine Armuth? Daß er sich losmacht von dem Wahne, als sei in irgend einem äußeren Besitze sein Dasein geborgen. Hat er Reichthümer: er besitzt sie, als hätte er sie nicht; immer sich ernstlich prüfend, ob er in seinem Gemüthe gerüstet wäre für den Moment, wo all sein irdisches Besitzthum zerstöbe; ob er die Zuversicht in sich trage, daß er auch im Schiffbruche seines äußeren Besitzes doch auf einem festen und unerschütterten Grunde stände. Hat ihm aber sein Loos von Anfang an nur einen spär-

lichen Besitz zugewiesen: so sehet Ihr doch seinen Blick nie lange getrübt durch die niederdrückende Sorge um irdische Existenz. Wie könnte er, treu seinem Berufe, an seiner Erhaltung zweifeln, da er weiß, daß Vatersorgen für ihn wachen, und mehr als Mutterliebe für ihn thätig ist? Ihm ist heimathlich zu Muthe in der Welt Gottes; wie könnte er in der reichen Heimath zu darben fürchten? In diesem Vertrauen überwindet er immer sieghafter die heidnische Sorge um zeitliches Bedürfen; um so ernster bedacht, daß ihm das Eine nicht verloren gehe, wodurch er reich ist: jenes Kindesgefühl, das sich in der Heimath weiß, jene Zuversicht auf die Liebe, deren Walten uns trägt und umgiebt. —

Ebenso deuten wir das Gelübde seiner Keuschheit. Die niedere sinnliche Lüsternheit, die sich um unsre Füße schlingt, und uns überlisten möchte durch die dreiste Versicherung, daß sie des Lebens bestes Gut gewähre: die hat für ihn ihre Gewalt verloren; alle Reizungen des Sinnengenusses mögen seinem geschärften Blicke den Tod und den Moder nicht verdecken, der hinter ihnen lauert. Nicht bloß jene Versunkenheit bleibt ferne von ihm, wo ein Geschöpf Gottes hinabgestoßen wird auf die verworfene Stufe des sinnlichen Mittels. Ihm ist die Erkenntniß geworden, daß jede Existenz, die ausschließend aus den Sinnen ihre Nahrung zieht, nothwendig zu einem Morde werde für das wahre Leben. Er müßte sich selbst hassen und wegwerfen in dem Augenblicke, wo er sein Leben an den Tod verkaufte. Aber auf

welche Weise wird ihm diese Entsagung so leicht gemacht; wie überwindet er so kräftig die Macht der Sinnlichkeit, die schon die Trefflichsten überwältigte? So frägt man mit Recht, und der Entsagende würde erwiedern: den niederen Genuß besiegt nur der höhere; die niedere Liebe wird nur verzehrt in der reinen Glut einer höheren Liebe. Eine Welt von Freuden wohnt in der Brust des wahrhaft Sittlichen; Freuden, deren Dasein der sinnliche Mensch bezweifeln muß, weil er mit dem Glauben daran alsobald sich selbst und seine Genüsse verurtheilte. Wer aber auf den heiteren Höhen der Sittlichkeit wandelt, der steht an der lebendigen Quelle von Freuden, vor denen die niedere Begehrlichkeit verstummt. Soll ich es versuchen, das Wesen dieser Freuden näher zu bezeichnen, und so das Innerste des sittlichen Glückes zu enthüllen? Der Versuch dürfte kaum gelingen; denn wer jenen Freuden je in's Angesicht geschaut hat, den können wenige Worte an ihren wahren Gehalt erinnern; wem aber diese Erfahrung im Gemüthe fremd wäre, dem würde jede preisende Darstellung wie unverständliche Musik vorkommen, falls er bescheiden dächte, oder wie Träumerei und Ueberspannung, falls er beschränkten Sinnes wäre. Darum erinnere ich hier nur an Weniges, wohl wissend, daß Sie selber eine schöne Reihe eigener Erfahrungen daran knüpfen werden. Ich erinnere an das Siegesgefühl, welches uns beglückt nach der Bezwingung einer falschen Richtung, nach der Dämpfung einer nach Herrschaft strebenden unlautern Leidenschaft. Ich erinnere an die Stimmung, die uns

erfüllt, wenn wir im Verborgenen einen Schmerz gestillt, den die Welt übersah; wenn wir durch entgegenkommendes Vergeben einen Gegner überwanden; wenn wir ein im Trübsinn verschlossenes oder in Kälte verhärtetes Gemüth aufweckten zum Gefühle einer schöneren Bestimmung. Ich erinnere an Stunden frohen Dankes, wo auf einem lange Zeit einsamen Wege nun die sich zu uns gesellen, die unser tiefstes Sehnen und Wollen zu deuten wissen, in deren Freundschaft nun das eigene Dasein sich erweitert, und zu der Zuversicht und Reife erstarkt, welche allein in der Gemeinschaft gedeiht. Ich erinnere endlich an jene noch froheren Stunden, wo uns auch auf einem einsamen Wege die Gewißheit der höchsten Liebe wird; wir fühlen uns und unser ganzes Dasein einsam und verlassen — und Keinem wird ja dieß Loos erspart; denn einmal wenigstens, am Schlusse des Lebens, steht ein Jeder einsam und verlassen da — und nun gerade erwacht das unmittelbarste Vertrauen auf die göttliche Huld, die auch um uns weiß, und auch uns in Liebe zum Dasein rief. Dann pflegt es wohl zu geschehen, daß unser gesammtes Bewußtsein aufgelöst ist in ein seliges Gefühl des Dankes für den Besitz eines nie mehr entfliehenden Daseins; daß auch wir ein Werk göttlicher Gedanken sind; daß auch unser Leben „ein einziger Geburtstag der Ewigkeit"*) ist, daß auch wir den unausdenklichen Gedanken unseres Seins zu erfassen beginnen: das

*) Bekanntlich ein Wort Jean Pauls.

alles bildet sich dann in uns zu einer einzigen unaussprechlichen Empfindung, von welcher selbst der Dichter nur zu sagen weiß:

„Ich freue mich mit Thränen,
„Daß ich geboren bin."

Von dieser an Licht und Frische so reichen Stimmung gelten die Worte des Liedes, die wir früher angeführt:

„Kein Jauchzen ist's mit hellen Stimmen,
„Kein Strahl von Gottes Angesicht;
„Kein sel'ges in Gefühlen Schwimmen,
„Das alles ist es nicht."

Wenn nun im Obigen nur an Freuden rein geistiger Natur erinnert wurde, so ist damit doch keineswegs gemeint, daß der religiös sittliche Sinn es verschmähe, die Gaben und Freuden des natürlichen Lebens zu genießen. Wir haben es ja Alle zugegeben: nicht die Natur und ihre Gaben trennen uns von Gott, sondern der selbstische Sinn, der die Natur losreißt vom Göttlichen, und sie zum letzten und höchsten Ziele erhebt. Darum genießt der sittlich Freie die natürlichen Gaben und Freuden immer zugleich als göttliche; er genießt sie allezeit in den Schranken edler Sitte und göttlicher Zucht. Alle seine Freude am Sichtbaren erhält einen stillen bleibenden Werth, weil sie ihn hinzieht zum Unsichtbaren als zu der Quelle von jener; jeder Genuß in der Zeit gälte ihm nichts, wenn er ihn trennen müßte von dem Gedanken an das Ewige. Wem so die göttliche Harmonie des Lebens verständlich geworden, der bleibt von

nun an eben so fern von frivoler Genußsucht wie von fanatischer Naturfeindschaft; und nun erst ist auch der wahre Scherz mit seinen Freuden möglich geworden. Das ist nicht mehr jener Scherz, der den Ernst verscheuchen möchte, weil er ihn fürchtet, sondern der Scherz, der gerade auf dem tiefsten Ernste des Lebens ausruht. Nur wer mit sich selbst im Frieden und mit dem Leben versöhnt ist, steht auf dem sicheren Grunde, wo er an dem Heiteren des Daseins sich erfreuen kann, wo er ohne Bitterkeit und ohne Leichtsinn sich ergeht in fröhlichem Scherze über das Wandelbare und Verkehrte des menschlichen Beginnens, wie er es oft genug beobachten kann. —

Das Dritte von jenen entsagenden Gelübden ist der Gehorsam oder die Verzichtung auf den eigenen Willen. Und sollte dieses Verzichten dem sittlich Freien schwer fallen, der doch die Schwäche, die Haltlosigkeit, die Wandelbarkeit des eigenen Willens genug erprobte? Er weiß, daß er den Inhalt seines Lebens erhöht, wenn er die Starrheit seines Willens bricht, und er bricht ihn stets von neuem, so oft dieser zur selbstsüchtigen Schranke werden will. Und wie viel leichter wird ihm dieser fortwährende Sieg, da er sich nicht beugen muß vor einem mächtigen, willkürlichen und unerbittlichen Schicksale, sondern vor einem Willen, dessen einzige Quelle Gedanken der Liebe sind! In diesem göttlichen Willen gehet der eigene auf, wo er ihn versteht; in dieser Verschmelzung beider Willen wird sein Gehorsam zur wahrsten Freiheit erweitert, und seine Freiheit geläutert in gött-

lichem Gehorsam. Wer sich einmal unter diese sanfte Zucht göttlicher Führung begeben, der erst beginnt etwas zu ahnen von einem tiefen, wunderbar geleiteten Zusammenhange seines Lebens; ohne Bangen sieht er manchen schönen Wunsch, manche theure Hoffnung untergehen; er darf in höherem Sinne des Dichters Worte wiederholen:

„Brechet muthig alle Brücken ab!
„Zittert nicht, die Heimath zu verlieren!
„Alle Pfade die zum Leben führen,
„Alle führen zum gewissen Grab.
„Opfert freudig auf, was ihr besessen,
„Was ihr einst gewesen, was ihr seid;
„Und in einem seligen Vergessen
„Schwinde die Vergangenheit!“ —

Diesen Heldenmuth des Vertrauens gewinnt er, daß, ob auch alle Brücken hinter ihm zusammenbrechen, er doch nicht zurückschaut, und wenn er auch seine ganze Vergangenheit aufgeben muß, er doch nicht zweifelt, treu geleitet zu sein von dem Willen, mit dem er sich jetzt vereinigt.

Diese dreifache Entsagung wird auf dem Standpunkte der höheren Sittlichkeit geübt in ihrem vollen Ernste, aber ohne düstre Verbitterung, ohne Einbuße an Leben und Liebe. Nun begreifen wir, wie es für den sittlich Freien eine Armuth giebt, die den ganzen Menschen bereichert, eine Keuschheit, in deren milden Schranken das Geheimniß der höchsten Freuden verborgen liegt, und einen Gehorsam, der zum frohesten Gefühl der Freiheit führt. —

Von der Entsagung wenden wir uns jetzt zu der zweiten Stufe strebender Menschen: zur geistigen Kultur, zur Bildung. Kann diese an sich selbst der religiösen Sittlichkeit fremd sein oder entgegengesetzt? — Allerdings zeugt eine nur zu häufige Erfahrung dafür, daß eine erweiterte, steigende Kultur sich den Segnungen des sittlichen Lebens entzieht; wir sehen eine Geistesbildung, die das Joch beengender Vorurtheile abgeworfen und durch diesen leichten Sieg übermüthig geworden, nun, mit stolzem Ekel gegen jede sittliche Beschränkung, untergehen in innerer Zerrüttung, immer noch mit dem trügerischen Schleier geistiger Ueberlegenheit den inneren Jammer und Moder verhüllend. Einer solchen falschen, abgefallenen Bildung tritt der Sittliche freilich rücksichtslos entgegen; ihn schreckt kein mitleidiges Achselzucken, kein höhnisches, ihn der Bornirtheit zeihendes Lächeln. Er kennt diese Künste eines dennoch herb geängstigten Gewissens, und mit Einem freien Blicke der Wahrheit zerreißt er das nächtliche Gewebe der Lüge. Doch diese Verirrung der Bildung — so häufig sie auch vorkommen mag — wird uns den Werth ächter Geistesentwickelung nicht verleiden; auf der Höhe der Sittlichkeit wird diese Entwickelung ebenfalls verlangt und erstrebt. Dem wahrhaft Sittlichen gilt es ja als Gewißheit, daß nur die Aussaat, die auf den Geist gefallen ist, wahre Realität in sich trägt; darum eben hegt er eine hohe Ehrfurcht vor dem Geiste und seiner Bestimmung, und alles Geistige wird mit Ernst von ihm gepflegt. Ihm ist der Geist das höhere

Organ, wodurch alles Natürliche gedeutet und veredelt wird; das Organ, welches die tiefsten Erregungen und Entwickelungen des Gemüthes versteht, festhält und zum dauernden Besitze vergeistiget; das Organ endlich, wodurch allein der Mensch wahrhaft auf den Menschen wirkt. So gewinnt die Bildung eine hohe sittliche Bedeutung; im Dienste eines geläuterten Willens vollendet sie den innern Menschen. Diese Bildung hat dann ihren Mittelpunkt und ihr Ziel in unserer höchsten Bestimmung, zu welcher wir aufstreben; sie will Nichts sein für sich allein, so daß sie etwa nur in müßigen Stunden dem Gemüthe freieren Spielraum vergönnte, nein, sie verwächst auf's innigste mit dem Gemüthe; sie kann nicht ruhen, bis sie einen Zusammenhang gefunden mit der Richtung unseres Willens. Nun ist es keine Bildung mehr, die bloß, wie vereinzelte Lappen, an unsrer Oberfläche hängt; keine Bildung mehr, die von unsrer Eitelkeit zu einem Schaugerichte herausgeputzt wird. Es ist die würdige Entfaltung des Geistes, der nach Vollendung strebt und dieser Vollendung nur dann sich nähert, wenn er den göttlichen Grund des Daseins anerkennt; an der Gesundheit, an der Kräftigung dieses Geistes arbeitet der Sittliche um so treuer, als er weiß, daß ihm durch den Dienst des Geistes seine Arbeit reichlich vergolten wird. Auch tritt die vom sittlichen Geist geleitete Bildung nicht in einen unnatürlichen Gegensatz gegen die Sinnenwelt als solche; denn sie ist eingedenk ihrer Aufgabe, das Natürliche, Sinnliche zu bilden und ihm die rechte Stelle anzuweisen in der menschlichen Bestimmung.

Dann nahet die Zeit, wo Natur und Geist versöhnt sich verbünden mit dem höchsten Berufe des sittlichen Menschen.

Außer Entsagung und Bildung haben wir die Moralität unter den höheren Bestrebungen des Menschen genannt; unter Moralität hatten wir den Gehorsam gegen das verstanden, was sich unserm Gewissen als Pflicht darstellt; eine Pflichttreue also, die mit unsrer natürlichen Lust und Liebe in Widerspruch gerathen kann. Wie nun verhält sich diese Moralität zu der freien, religiösen Sittlichkeit? Wir entgegnen: Was jene sucht, hat diese gefunden. Wer im Lichte göttlicher Liebe erwacht ist aus dem Traume einer bloß natürlichen (sinnlichen) Existenz, der hat die innere Hemmung, den sinnlichen Widerstand gegen die Pflicht aufgehoben. Die eigene vergängliche Lust hat er in sich vernichtet; und so hat die freie Liebe zum Ewigen ihn ergreifen können und hinüberziehen auf den geheiligten Boden der Freiheit. Für ihn ist die Pflicht nicht mehr ein äußeres Gesetz, das ihm von irgend einem Dritten erst müßte eingeschärft werden; ihm erscheint die Pflicht nicht mehr mit dem ernsten Angesichte des Gebieters; sie hat sich ihm verschönert in die milden Züge des Freundes, in das vertraute Bild der Liebe. — Was er sonst seine Pflicht nannte: jene Rücksichten für Andere, woran ihn sein Gewissen von Zeit zu Zeit wieder erinnern mußte: das hat er nun aufgenommen in sein Inneres; es ist sein freier Wille, seine innerste Neigung geworden. Wie der Gottesdienst Mancher fast einem Hofdienste gleich sieht, womit sie sich einmal in der Woche der höchsten

Gewogenheit empfehlen wollen, um die anderen Tage desto ungestörter zu bleiben: so ist die Moralität Vieler ein ähnlicher Hofdienst gegen die Menschheit; man will sich mit ihr abfinden, indem man bisweilen ihr Dienste erweist, und — wie man sich ausdrückt — ein gutes Werk an ihr thut, auch nur um in der übrigen Zeit seiner Eigenliebe desto gemächlicher zu pflegen. Solch dürftiges Außenwerk verachtet der wahrhaft Sittliche; mag es der äußeren Ordnung wohlanstehen: immerhin! vor dem Auge der Wahrheit bleibt es doch Lüge oder Selbsttäuschung. Er aber kennt nicht mehr jenen Unterschied zwischen der Pflicht gegen Andre und dem eigenen Glücke; sich anders glücklich zu fühlen als im freien Dienste der Pflicht, oder einer andern Pflicht zu leben als der: zu beglücken — das gilt ihm beides als ein entzweiender Wahn, dem er endlich entflohen ist. — Sie wissen: wer sich glücklich fühlt, der kann auch beglücken; wer sich geliebt weiß, der ist dadurch erwärmt für eine liebevolle Gesinnung. Gilt dieß nicht von dem wahrhaft Sittlichen in vollem Maße? Er lebt in der steten Anschauung und Gewißheit der höchsten Liebe, in deren Armen er ruht; nach dem Ausdrucke des Dichters:

„Tiefgerührt von heil'ger Güte,
„Und versenkt in sel'ges Schauen,
„Steht der Himmel im Gemüthe,
„Wolkenloses Blau." —

Im Genusse dieses inneren Friedens kennt der Sittliche nur eine Pflicht, und diese beherrscht ihn als das innerste Gesetz

seines neuen Lebens. Was er erkannt hat als die höchste Beglückung, was ihn ergriffen als innere Befreiung: das kann er nicht genießen als selbstischen Privatbesitz, als stilles Geheimgut. Er will einladen zum Mitgenusse; er will an die Anderen bringen, was er selbst in Liebe erfaßte. Kann er glücklich sein, wenn er sich von Unglück umgeben sieht, von einem Unglücke, das ewig sich selbst erneut, jener innern Entzweiung des Menschen, an welcher die Trefflichsten verbluten? Darum gilt sein Mitleid nicht vornämlich den Verlusten, welche die Menge am meisten beklagt, nicht jenen Wechselfällen des Schicksals, so herb sie auch sein mögen — nein, ihn betrübt mehr als dieß das tiefere geistige Elend derer, die, wie sehr auch erniedriget, ihre ewige Bestimmung nicht verwischen können. Ihn schmerzt zuerst das geistige Elend übermächtiger Selbstsucht, woran die lange Verkettung der anderen Uebel sich anschließt. Diese Verwelktheit des vergänglichen Sinnes möchte er versetzen in den Frühling, der fröhlich in der Liebe erblüht. In diesem Bestreben, die milde, segensvolle Wärme des höheren sittlichen Lebens weiter und weiter dringen zu lassen in die Leerheit des Formendienstes, in die Kälte der Eigenliebe, in die Zerflossenheit des Leichtsinnes — in diesem Bestreben erfüllt der Sittliche seine einzige und höchste Pflicht, worin die Schaar der gewöhnlichen einzelnen Pflichten von selbst inbegriffen ist. Oder bedarf etwa der, welcher nur glücklich ist in der Liebe, noch des Verbotes zu hassen und zu schaden; bedarf er des Gebotes, zu nützen und wohlzuthun;

bedarf er der Ermahnung, dem Gesetze und der Ordnung zu genügen? Nein, durch die Liebe zur Pflicht ist er frei von dem knechtischen Zwange der Pflicht; er kennt nur den inneren Zwang der Liebe; wo diese erkalten will, wo sie noch nicht zum vollen Siege gelangt ist: da muß das Gesetz gebieten, das Gewissen uns anklagen und antreiben.

So erkennen wir das tiefere Wesen und das hohe Ziel freier Sittlichkeit; in ihr erst findet jener dreifache Aufschwung des edleren Menschen: Entsagung, Bildung und Moralität, seine wahre Heimath; erst auf ihrem sicheren Boden wird die Entsagung zum steten Gewinne, wird die Bildung zur Kräftigung des ganzen Menschen, und die Pflicht zur Liebe. Und jenes vierte „Oder", welches wir früher verschweigen mußten, ist jetzt ausgesprochen.

Hier lassen Sie uns stille stehn anschauend und nachsinnend, unser Gemüth sich erweitern, unser Denken sich lichten — ob die Schönheit eines solchen Lebens nicht auch uns ergreife mit ihrer sanften Gewalt! —

Was aber könnte fortan die Freude und die Freiheit des sittlichen Daseins stören oder vernichten? Für den Sittlichen ist die Erinnerung des Vergangenen nicht mehr lastend, seine Erwartung des Künftigen ist gereinigt von der bangen, drückenden Sorge. Wohl erhebt sich gegen ihn manche Anklage, wenn er zurückschaut auf seine Vergangenheit; auf vielen Stunden und Tagen seines Lebens liegt ein nächtlicher Schatten. Aber dieser schmerzende Rückblick vermag ihn nicht zu lähmen, noch zu begraben in die Untiefen

eines düstern fruchtlosen Grams, denn er weiß, auch im Verzeihen ist die göttliche Liebe größer als sein Herz; diese Liebe hat seine Kälte überwunden; sie überwindet auch die Angst anklagender Erinnerung. Daß er sich verirrte und dem Höchsten sich entfremdete, ist ihm ein demüthigender Stachel der Reue; daß aber aus Verirrung und Entfremdung die ewige Liebe ihn suchte und rettete: das läßt ihn zurückschauen mit dankendem, versöhntem Gemüthe, und vorwärts blicken mit erhöhtem Vertrauen, mit reicherer Liebe. Hat so die schwerste Erinnerung, das Gedächtniß der Schuld in der Erfahrung der Gnade den scharfen tödtlichen Stachel verloren, so kann alles andere, was die Vergangenheit sonst noch Schmerzliches hat, den errungenen Frieden nimmer stören. Ueber dem Grabe seiner Lieben, über der Zertrümmerung seiner Pläne und Wünsche, über dem Verluste so manchen theuern Besitzes wölbt sich ihm ein Friedensbogen in vertrauender Ergebung. Doch ist es nicht jene düstere Ergebung, welche nur dem unausweichlichen Geschicke sich unterwirft; es ist der stille Frieden eines versöhnten Herzens, der zuversichtliche Glaube an eine gnädige Führung, mit deren Willen unser Wille sich verbündet.

Ist der Sittliche im Frieden mit seiner Vergangenheit, so hat er für die Zukunft ein festes Vertrauen gewonnen. Was könnte ihn erschüttern beim Hinblicke auf das Künftige: der Gedanke an sich, an Andere, an die Wendungen des Geschickes? — Wohl kennt er sich selber, kennt die Untreue, die in seinem Busen schläft, kennt die Ränke eines abwärts

ziehenden Sinnes; darum baut er nicht auf sich selber; aber darauf baut er, daß er nicht allein gelassen sei, daß die Pläne göttlicher Huld auch seiner nicht vergessen, daß seinem Wollen die Liebe entgegenkomme, die Keinen verläßt, der sich an sie hält. Darauf baut er für sich; und in diesem Vertrauen macht ihn keine Demüthigung irre, die sein Herz erfährt. —

Für Andere hat die Zukunft ein drohendes Antlitz durch Menschenfurcht. Von Munde zu Munde geht die Rede, und die sich verständig dünken, wiederholen sie mit Wohlgefallen: „Ihr seid befangen in einem gutmüthigen „Irrthume, indem ihr mit jugendlichem Vertrauen in die „Zukunft blickt; auch wir haben einst so schön geträumt. „Aber lernet nur erst die Menschen kennen, wie sie sind, „und machet euch vertraut mit dem Leben in seiner nüchter„nen Wirklichkeit — dann werdet ihr anders denken lernen, „und bescheiden herabsteigen in unsre Alltäglichkeit." — Den Sittlichen kann diese verständig klingende Rede weder befremden noch einschüchtern; sie ist geboren, diese Rede, in der Träumerei getäuschter Erwartungen, erzogen in der Mattherzigkeit, groß geworden in der selbstsüchtigen Beschränktheit. Weil nun einmal die Mehrzahl fest haftet an der Gemeinheit, so ist ihr letzter Genuß, sich in der Gemeinheit klug zu dünken; und wer mißgönnt ihr diese Freude? Der Sittliche aber, der sein Inneres durchforscht hat, wird — auch ohne sich zu brüsten mit weltkluger Erfahrung — hinlänglich die Nachtseite der Menschen kennen mit ihrem

ganzen Jammer, in ihrer verworrenen Befleckung. Aber weiß er, daß das Schlimmste hausen kann in einer menschlichen Brust, so weiß er noch ein Zweites und Höheres; er weiß, daß auch das Höchste, die Liebe des Göttlichen, wohnen kann in der menschlichen Seele, er selbst hat es erfahren und es wiedergefunden in den Befreundeten. Er glaubt an die Menschen, an das, was sie werden können, nicht an das, was sie sind; dieser frohe Glaube erhellt ihm die Zukunft, und tröstet über die unzähligen Erfahrungen der Selbstsucht. Ja auch vor der Möglichkeit bebt er nicht zurück, daß Verblendung und Bosheit gegen das höhere Leben sich verbünden könnten; „er sitzt — wie Luther sagt — unter dem Schatten des Glaubens und des Vaterunsers", und weiß, daß die Liebe immer wieder siegen wird, seit sie den höchsten Sieg erfochten. —

Und könnten ihn die Fügungen des Schicksals bekümmern, denen Viele nur mit Bangen entgegensehen? Für ihn haben Schicksal und Zufall ihren Sinn verloren in dem versöhnenden Lichte einer liebenden Vorsehung. Was ihn darum auch treffen mag in der Zukunft: er nimmt es nicht aus den Händen eines kalten Zufalles, sondern aus den Händen der Liebe, die sich ihm auch in Thränen nicht verdunkelt, die er liebt auch im gerechten Schmerze eines herben Verlustes. — Und endlich das letzte Geschick, vor welchem der Weltsinn erblaßt: jener dunkle Ausgang aus dem sichtbaren Dasein — wird der Gedanke an diesen einsamen Weg das Leben des sittlich Freien verdüstern? Wer im sichtbaren Leben schon

die vergängliche Lust am Irdischen überwand; wer in dem Wandel der Erscheinungen ein Ewiges im Gemüthe erfaßt und dasselbe als Liebe anschaut: der erwartet in ungetrübter Fassung das letzte Loos des Sichtbaren. Er weiß sich für alle Zukunft getragen von der Liebe, die ihn hier schon umfing, die ihn nie mehr verlassen kann. Und so erblickt er in dem Zerbrechen seines leiblichen Daseins nur den letzten Akt einer Befreiung, an der er gearbeitet, seit er wahrhaft zu leben anfing. —

Dieß, V. V., sind die Grundzüge eines Lebens, welches die höhere Sittlichkeit ihren Freunden verspricht. Freiheit und Liebe ist der Pulsschlag dieses freudigen Daseins. — Unser erste Hauptabschnitt ist beendet; zu dem zweiten führt uns die nächste Rede. —

Achte Rede.

B. Das sittliche Leben in der Gemeinschaft. — Der Zusammenhang des innern und äußern Lebens.

Verehrte Versammlung!

Am Schlusse der letzten Rede waren wir bei dem Punkte angelangt, wo wir den ersten Abschnitt für geschlossen erklären konnten. Unser Ziel war, das sittliche Leben im Gemüthe darzustellen, und zwar nicht so, daß Sie darin etwa eine Lehre oder eine moralische Vorschrift, ein Gesetz, erkennen sollten; vielmehr sollte Ihnen — wenn anders meine Absicht erreicht wurde — die höhere Sittlichkeit als der Ausdruck des freiesten und schönsten Daseins erscheinen; nicht als Zwang oder bloße Ansicht und Meinung, sondern als die vollendete Entwickelung des menschlichen Lebens.

Darum ging unser Bestreben dahin, nicht nur den Gegensatz von gut und böse hervorzuheben, der sich deutlich im Gewissen ankündigt; sondern wir erblickten auch in dem sittlichen Guten das allein Schöne und Wahre, wie in dem sittlich Verwerflichen das Unwahre, Erlogene, das

Richtige und Unschöne. Sie fühlen es wohl: es ist für die Erkenntniß und im Leben noch ein großer Schritt von dem einfachen Bewußtsein: „*dieß ist sittlich gut*" bis zu der klaren Ueberzeugung: „eben weil dieß das Gute ist, ist es auch eine Realität und Schönheit, und was ihm widersteht, das Böse, ist nothwendig auch Lüge, Schein und Häßlichkeit." — Von dem einen zum andern sei ein großer Schritt, sagten wir; wir können hinzusetzen: unsre ganze bisherige Darstellung sollte nichts anders sein als ein Versuch, eben jenen Schritt zu thun. In diesem Sinne waren unsre Reden eben so gut eine Entwickelung des ächten *Glückes* als der ächten *Sittlichkeit*; und wir halten dafür: jede Sittenlehre, die nicht nur einen Kampf, sondern auch einen Sieg kennt, sollte in dem Sittlichen, Pflichtgemäßen immer auch das Beglückende, Befreiende nachweisen. *Das* eben ist es, wogegen der Unsittliche sich sperrt, wogegen er sich sträuben muß aus aller Kraft, so lange er nicht *anders* wird: *das* Zugeständniß nämlich, daß in der Sittlichkeit das höchste Gut, das einzig reelle Glück liege. Sagt ihm, er handle unrecht, gegen sein Gewissen, gegen seine Pflicht; sagt ihm, er verletze die Reinheit des Gemüthes, er sinke in gemeine Selbstsucht — das alles wird er vielleicht nicht bestreiten; denn gegen diese Vorwürfe weiß er sich gewappnet; er hat es sich — wenn er aus der feinsten Schule kömmt — gemerkt, das Gewissen sei ein Popanz für Schwache und die Pflicht ein passender Sporn für den großen Haufen; das Gemüth sei ein Weibergeschwätz, und die sogenannte

Selbstsucht sei das geheime Vorrecht aller Aufgeklärten. Hinter solchen Fechtkünsten des sittlichen Unglaubens, hinter diesen Erfindungen eines satanischen Aberwitzes mag sich der Unsittliche eine Zeit lang gesichert glauben, und die Anklagen jener ersten Art belächeln. — Aber sagt ihm: „indem er unsittlich handle, bezeuge er zugleich seine Beschränktheit und Feigheit; er verunstalte sein Leben zu einer Lüge und einem Zerrbilde; er versinke in das Nichtige eines Scheinlebens und in die Schmach verächtlicher Abhängigkeit — sagt ihm dieß und Aehnliches, und er wird alle Kräfte seines Geistes, alle Mittel und Künste, womit Menschen sich blenden lassen, zu Hülfe rufen, um euch diese Wahrheit zu bestreiten. Das muß er thun, so lange er so bleiben will, wie er ist; stimmte er euch bei, so müßte er sich selbst für vernichtet erklären; weil er auch nur für die Möglichkeit eines höheren Lebens kein Auge mehr hat. — Wir schilderten hier freilich die tiefste Stufe der selbstbewußten, raffinirten Unsittlichkeit; aber Aehnliches treffen wir, veredelt freilich, auf den mittleren Stufen der sittlichen Dämmerung an; da nämlich wo die Lust am Unerlaubten sich noch zu behaupten sucht neben den Anforderungen eines höheren Lebens. Diesem Lichte sittlicher Forderungen gegenüber vermag jene niedere widerstrebende Regung nur dadurch sich zu halten, und den schon verlorenen Boden von neuem zu gewinnen, daß sie dem schwankenden Gemüthe vorspiegelt: es gebe auch außerhalb des sittlichen Gebietes noch Wahrheit und Schönheit, es gebe auch dort ein reelles Leben und wirklichen

Genuß. Das sind noch immer jene Einflüsterungen der uns überlistenden Schlange, die in jedem Busen schläft, und uns versichern möchte: „Ihr werdet mit nichten des Todes sterben, wenn ihr von der verbotenen Frucht genießet.“ — Darum tritt die Sittenlehre, welche ihre wahre Aufgabe kennt, jenem Schlangenworte der Verführung entgegen mit dem klaren Zeugnisse des Lebens; sie zeigt, wie nur in der Sittlichkeit das Leben wohne, und in ihrem Gegensatze der Tod; denn wie die Sittlichkeit die Vereinigung ist mit dem Göttlichen, das heißt: mit dem wahren Leben — so ist die Unsittlichkeit der Abfall von dem Göttlichen, und ebendeßhalb ein Versinken in das Gericht des Todes. Sobald diese Erkenntniß dem Geiste aufgegangen, sobald nur der sittliche Sinn scharf genug ist, um den Leichengeruch zu spüren, der mit allem Unsittlichen verbunden ist — so ist das erste und mächtigste Mittel der Verführung vernichtet, und die betrügerische Maske von dem Antlitze des Ungöttlichen gefallen. Seit das vollendete Leben eingetreten ist in die Menschheit, und von einem Jeden ergriffen und genossen werden kann, soll die Sünde nicht länger uns vorlügen, daß in ihren Adern gesundes Blut fließe und daß ihr Inneres von dem Pulsschlage des wahren Lebens bewegt werde. Darum konnte Der, welcher das Leben in sich trug, allen kommenden Generationen das Wort des Sieges hinterlassen: daß die Macht des Ungöttlichen überwunden sei; weil dieses in seinem glänzendsten Siege die entschiedenste Niederlage erfuhr, und für immer.

Mit diesen Bemerkungen ist — so scheint es uns — hinreichend das Verfahren gerechtfertigt, welches wir bisher beobachtet haben. Statt uns aufzuhalten mit einem langen Gerede über die verschiedenen Pflichten, die der Sittliche zu erfüllen habe, faßten wir eine nähere und einflußreichere Angelegenheit in's Auge; wir wandten uns zu der Quelle, ehe wir uns um die abgeleiteten Kanäle kümmerten. Wie und wo wird das sittliche Leben geboren? wie entfaltet es sich? und welche Uebergänge bereiten ihm den Sieg, die dauernde Freiheit? — Das waren die Fragen, deren Lösung nun gegeben ist; Fragen, die unaufgelöst bleiben müssen, wenn man nicht hineinsieht in die Mitte des wirklichen Lebens; wenn uns die Erfahrung den Menschen nicht zeigt, wie er ist, und der Glaube, wie er werden kann und soll. — Wir hatten die Entwickelung des sittlichen Strebens bis dahin begleitet, wo der menschliche Wille in ungetheilter Liebe sich verbunden hat mit dem göttlichen Willen, und in dieser, das ganze innere Sein umwandelnden Verbindung frei wird durch Liebe, und liebend in der Freiheit. Als wir nun das schöne und reiche Dasein schilderten, welches derjenige führt, dem der helle Tag einer in Liebe freien Gesinnung angebrochen ist — da schwebten uns nicht jene hohen Bilder vor, welche man unter dem Namen der „Ideale" aus der Wirklichkeit zu verbannen pflegt. Nein, wir sprachen von einem Dasein, welches da sein kann, welches da gewesen ist in Unzähligen und noch allezeit durchbricht zum Lichte. Und obwohl Manche spät und nach langer, ermüden-

der Wanderung erst stille stehen bei diesem Ziele, während Andre früher den Boden gewonnen, auf welchem es sich sicher steht für immer; obwohl Keinem jener Port zugänglich ist, er habe denn zuvor die Lust am vergänglichen Scheine in sich ersterben lassen — dennoch müssen wir daran festhalten, daß einem Jeden, der nur den Weg nicht scheut, jenes neue, höhere Leben sich aufschließt; und so werden wir dem Dichter beistimmen:

„Jeder mag es finden,
„Wer, in sich versenkt,
„Wenn ihn Leiden binden,
„An den Himmel denkt.
„Ledig aller Sorgen,
„Ist der ew'ge Morgen
„Seinem Geist geschenkt."

Vielleicht sind nun nicht Wenige der Ansicht, die wahre Aufgabe der Sittenlehre sei schon gelöst und beendet, sobald sie nur zur rechten Anschauung gebracht habe, in welcher Weise ein sittliches Dasein im Gemüthe entstehe. Denn was könne der Mensch Höheres noch suchen oder finden als daß er in seinem Inneren eine Stätte bewahre, wohin er sich zurückziehen könne aus dem Beengenden des äußeren Lebens; da die reifste Erfahrung und die vertrauteste Kenntniß der Menschen zuletzt den Besseren immer zu dem Bekenntnisse des Dichters führe:

„In des Herzens heilig stille Räume
„Mußt du fliehen aus des Lebens Drang!" —

Es sei zwar — so fährt man fort — ein edles und sittliches Begehren, das Tiefste seiner eigenen Ueberzeugung, einen wahren, höheren Gehalt auch in der Welt geltend zu machen; aber das gerade sei die Täuschung edler Gemüther, die Welt für etwas Höheres empfänglich zu halten.

„Die Wenigen, die was davon erkannt,
„Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
„Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
„Hat man von je gekreuzigt und verbrannt!" —

So sei nun einmal die Welt (und sie lasse sich nicht ändern), daß sie bleiben wolle, wie sie sei, in dem Nichtigen sich heimisch fühlend, und in dem Staube kriechend, den sie genieße; wer sie darin zu stören wage, gegen den richte sie sich mit aller Macht, um ihn zu sich herabzuziehen, oder — falls dieß mißlinge — ihn zu vernichten. Darum möge — so lautet der Schluß — wer ein höheres Leben in sich trage, es weise verschließen in den eigenen Busen, oder nur wenigen lange Geprüften das theure Geheimniß vertrauen. Man solle sich fügen in das Unabänderliche, und in Fausts Klage einstimmen:

„Der Gott, der mir im Busen wohnt,
„Kann tief mein Innerstes erregen;
„Der über allen meinen Kräften thront,
„Er kann nach außen nichts bewegen." —

Wenn der Sittliche dagegen sich sträube, werde ihm widerfahren, was Göthe in Folge langer Erfahrung andeute: „Der vorzügliche Mensch möchte das Göttliche, was in ihm

„ist, auch außer sich verbreiten. Dann aber trifft er auf „die rohe Welt, und um auf sie zu wirken, muß er sich ihr „gleich stellen. Hierdurch aber vergiebt er jenen hohen Vor„zügen gar sehr, und am Ende gänzlich. Das Himmlische, „Ewige wird in den Körper irdischer Absichten eingesenkt, „und zu vergänglichen Schicksalen mit fortgerissen.“ —

Solche Klage vernehmen wir aus dem Munde derer, die gewiß oft den Würdigsten beizuzählen sind. Und dennoch, wollten wir unbedingt dieser Rede Glauben schenken und diesen Rath zur Regel unseres Strebens machen: so würden wir damit nicht nur an der sittlichen Gestaltung des wirklichen Lebens verzweifeln — wir würden sogar unsere eigene bessere Existenz zur Hälfte dadurch preisgeben. Wer wirklich festhielte an der Ueberzeugung: es gebe allerdings ein höheres sittliches Leben für den Einzelnen im Gemüthe; allein es müsse sich verborgen halten in diesen subjektiven Schranken, und in der Welt sei es nicht durchzuführen — wer zu dieser Behauptung sich bekennte, der würde einer doppelten Anklage kaum entgehen. Der Anklage nämlich, daß er sich einer hohen Pflicht entziehe gegen seine Mitmenschen, und dann daß er sein eigenes sittliches Dasein der größten Gefahr aussetze. Sprechen wir von beiden gesondert!

Woher sollte die Gefahr für das höhere Leben kommen, wenn man dasselbe sorgfältig in der Tiefe seines Gemüthes bewahrte? — Je nach Verschiedenheit der Gemüthsart treten uns hier zwei Gefahren entgegen: das in sich verschlossene sittliche Leben überreizt sich entweder, oder

spannt sich ab und zerfließt fruchtlos. Es überreizt sich; denn ein Gemüth, welches, die höchste sittliche Aufgabe erkennend, das Göttliche in sich aufzunehmen strebt, wird nun nothwendig — falls es nicht nach außen wirken will — seine ganze Kraft auf sich selber richten; mit scharfem Auge jeden innern Hergang in sich beobachtend, wird es an sich die Anforderung stellen, daß jeder Gedanke, jede Regung, jedes Gefühl ein reiner Ausdruck des in ihm gegründeten sittlichen Lebens sei. Dem Menschen aber gelingt es im irdischen Dasein nicht, die Quelle des Irdischen, des unlautern Persönlichen, welche überall mit einfließen will, gänzlich und für immer zu vernichten. Die stets erneute Selbstprüfung, von welcher die Gesundheit unseres inneren Lebens abhängt, wird zwar unsere sittliche Freiheit bewahren und jene störenden unreinen Einflüsse niederhalten; eine völlige Vernichtung derselben liegt dagegen nicht im Bereiche des Menschlichen. Und doch ist es eben dieß letztere, was die bezeichnete sittliche Richtung erringen möchte; weil sie nun dieß zu hoch gesteckte Ziel nie oder doch nicht dauernd erreicht, geräth sie leicht in eine Ueberreizung, in welcher sie das Unerreichbare erzwingen und die Schranke des Irdischen zerstören will. Denn darin gerade wäre die Schranke des Irdischen zerstört, wenn es dem Menschen vergönnt wäre, das Göttliche völlig rein ohne alle menschliche Trübung in sich aufzunehmen. Darin mag auch der tiefsinnige Glaube des Alterthums seine Erklärung finden: daß derjenige sofort sterben müsse, welchem Gott erschienen sei; oder wie wir

dieß ausdrücken würden: die irdische Form müßte zerbrechen, wenn das volle Licht des Göttlichen **unmittelbar** in dieselbe hineinleuchtete. Mag auch diese Beobachtung etwas Demüthigendes für die Menschheit haben: immerhin ist es gerathener, seiner Schranken bewußt zu werden, als in unbegränztem Streben sich zu erschöpfen. Und ist uns auch das Höchste nicht vergönnt: so ist doch Hohes und Ewiges erreichbar; sind wir hier noch nicht darauf angewiesen, in unserm Innern die letzte Vollendung zu erreichen, so liegt uns desto gewisser ob: unserem sittlichen Willen auch im Leben, in der Wirklichkeit, seinen Ausdruck zu erstreben.

Indessen es kann für die in sich verschlossene Sittlichkeit noch ein andrer Fall eintreten außer der nun besprochenen Ueberreizung: wir nannten dieß „**Abspannung** und **Zerflossenheit**." Wir dürfen die Wahrheit nicht vergessen: wenn wir darauf verzichten, sittlich auf die Welt zu wirken, so verzichtet die Welt darum nicht, auf **uns** zu wirken; eine völlig neutrale Stellung ist im sittlichen Leben nicht möglich, und die Welt wird frühe genug Jeden, der sich in ihr bewegt, ihren Einfluß fühlen lassen. Oft zwar vernimmt man die Behauptung: „Die wirkliche Welt lasse ich gewähren, wie sie nun einmal ist, weil ich sie doch nicht ändern kann; allein mit meinem Innern gehöre ich ihr doch nicht an; **da** kann sie mir nichts anhaben!" Man versuche dieß Jahre lang, und wiederhole dann mit gutem Gewissen dieselbe Behauptung! — Um ganz zu begreifen, was hier gemeint ist, muß man an geliebten Personen es beobachtet haben, wie

ein ursprünglich edles Gemüth dem verflachenden Einflusse des äußeren Lebens unterliegen kann; wie da ein sittliches Gut nach dem andern von der Fluth des Lebens hinweggespült wird, bis endlich nur noch ein verödetes Inneres dasteht. Diese Gefahr ist überall vorhanden, wo man seine Sittlichkeit nur als ein vornehmes Privilegium, das heißt nur für sich selber (in seinem Innern) benutzen will.

Die Gefahr der Ueberreizung und der Abspannung ist aber nur die eine Anklage, welche sich gegen eine Sittlichkeit erhebt, die eine Einwirkung auf die Welt aufgiebt. Gewichtiger ist noch die zweite Anklage, daß eine solche Gesinnung sich dem schweren, aber heiligen Dienste der Menschheit entziehe, daß sie folglich sich einer feineren Selbstsucht schuldig mache. Sobald wir zum Bewußtsein erwachen, so belebt sich in uns das Gefühl, daß der einzelne Mensch nicht ein abgeschlossenes, für sich allein bestehendes Ganzes sei, sondern daß er nur einen einzelnen Ring in einer unendlichen Kette bilde, daß er ein Glied eines umfassenden Körpers ausmache. Er müßte also dem augenscheinlichen Plane der Natur, er müßte der bestimmtesten Ordnung Gottes widerstreben, wenn er sich selbst aus diesem lebendigen Zusammenhange mit Anderen herausreißen, und sich zum letzten Mittelpunkte erheben wollte. Schon bei seinem ersten Eintritte in's Leben fühlt er sich von dieser ewigen Ordnung beherrscht; denn durch seine Geburt schon befindet er sich ohne seine Wahl und ohne sein Zuthun in Verbindung mit Andern und in der heilsamsten Abhängigkeit

von ihnen. Diesen lebendigen Zusammenhang mit den Menschen, Einwirkung zu üben und zu erfahren, könnte er also nur zerreißen durch einen frevelhaften Abfall von einer höheren Weltordnung, vor welcher er sich beugen soll. — Dieses bloß natürliche Gefühl eines innigen Zusammenhanges mit der Menschheit wird ungleich verstärkt, entwickelt und geheiligt auf dem Gebiete der christlichen Ueberzeugung. Denn hier begegnen wir der durchgehenden Grundanschauung, daß die Menschheit, trotz aller innern und äußern Verschiedenheit und Abstufung, doch ein einziges Ganzes ausmache, einen einzigen beseelten Leib, dessen göttliche Bestimmung es sei, von *einem* Geiste durchdrungen zu werden. In dieser Anschauung ist vielleicht die tiefste und folgenreichste Eigenthümlichkeit des Christenthums ausgesprochen; und es braucht nicht erst erörtert zu werden, daß hierin die unbedingteste Forderung an den Einzelnen liege, sich als ein lebendiges, unzertrennliches Glied einer großen Gemeinschaft zu fühlen, und in diesem Bewußtsein zu handeln. Denn sobald er sich absichtlich dieser gegenseitigen Einwirkung entzöge, so träte er aus dem Kreise des Christlichen heraus, ein erstorbenes Glied, das in geistige Verwesung übergehen müßte. Daraus werden Sie von selbst den Schluß ziehen: *Je inniger und klarer das christliche Leben in dem Einzelnen sich gestaltet, desto lebendiger und fruchtbarer entwickelt sich in ihm das Bewußtsein der Gemeinschaft.*

So ist es nun schon ausgesprochen, was wir suchten und

wofür wir Ihre Zustimmung gewinnen wollten: die Wahrheit nämlich, das sittliche Leben im Gemüthe müsse in der sittlichen Gemeinschaft seinen Ausdruck suchen. Und dieß gerade ist ja der Gegenstand des zweiten Theils dieser Vorträge: die Darstellung des sittlichen Lebens, wie es sich entwickelt und behauptet in der Gemeinschaft, nämlich in der Familie, in der Kirche, im Staate.

Jedoch, so bestimmt wir auch von der höheren Sittlichkeit ein Leben in der Gemeinschaft fordern müssen, wir weigern uns nicht des Geständnisses, daß auch diese unerläßliche Bestrebung des sittlichen Menschen von einer bedeutenden Gefahr bedroht sei. Die sittliche Einwirkung auf die Welt ist nur denkbar, wenn wir mit der erst zu überwindenden und neu zu beseelenden Welt in Berührung treten; diese Berührung ist aber gegenseitig; auch wenn der Sittliche seine Umgebung zu durchdringen scheint mit seiner Gesinnung, wird doch allmälig die Umgebung auf ihn selber zurückwirken. Und es kann geschehen, daß die anfangs herrschende höhere Gesinnung zuletzt wieder den Verhältnissen unterthan wird, in denen sie sich bewegt, und die sie zu lenken versuchte. Der lebendige Fluß erstarrt zur Lava; der sittliche, nach dem Göttlichen strebende Sinn unterliegt dem Gewichte des Alltäglichen und dem Drange augenblicklicher, vergänglicher Bedürfnisse; sein Nerv stumpft sich ab, und er zerfließt am Ende in dem ihn bespülenden Gewässer. Vielleicht, daß noch einige Redensarten übrig bleiben, welche an

den besseren; nun verschwundenen Sinn noch erinnern; vielleicht, daß man mit unthätiger Sehnsucht auf jene frühere Zeit zurückblickt, etwa traurig hinzusetzend: daß dieser Sinn der Vergangenheit angehöre, und aus seinem Grabe nimmer aufstehe. Nein, er wird nicht auferstehen jener Sinn für den, welcher in feiger, träger Resignation solche Rede führt; das entschwundene Leben wird nicht auferstehen, weil es nie gestorben ist und nie sterben kann; er selber hat sich zu Grabe getragen; er selber muß darum zuerst auferstehen aus dem Todesschlummer, in den er sich einwiegen ließ, dann wird das frühere Leben wieder an ihn kommen, und ihn erquicken mit Frühlingsluft. — Das ist der alte noch nicht ausgefochtene Kampf, der seinen Anfang hat in der ersten Erscheinung christlichen Lebens; seit die Christenheit jenes Wort vernommen hat: „Alles ist Euer!" ist der christliche Geist in dem unabläßigen Streben begriffen, die Welt in allen ihren Verhältnissen an sich zu ziehen, sie zu beseelen mit seiner Gesinnung, und frisches Blut in ihre Adern zu ergießen. Seit bald zwei Jahrtausenden ist dieß Werk des christlichen Geistes der innerste Sinn der Weltgeschichte; er hat gesiegt in Unzähligen, die schon zu den Vätern heimgegangen, gesiegt in Unzähligen, die noch in unsern Reihen stehen. Aber noch hat er das Letzte nicht errungen, wonach die Hoffnung ausschaut, und woran vielleicht noch Jahrhunderte arbeiten werden: dieses nämlich, daß nicht in dem Gemüthe allein, sondern in allen Gestalten und Formen des Lebens der sittlich freie Geist des Christenthums

herrschend werde; so daß nicht mehr — wie jetzt so oft — das Bedürfen und die Forderung der Sittlichkeit abpralle an der Verknöcherung des Lebens, an der spröden Form vergänglicher Verhältnisse. Jenes hohe Ziel des christlichen Geistes gehört zwar dem Glauben an, aber es muß verstanden sein von der Sittenlehre, die ihre rechte Stelle einnehmen will. Jede an das Leben sich anschließende Sittenlehre und jedes sittliche Streben ist darum ein neuer Versuch, den vergänglichen Stoff des Lebens und der menschlichen Verhältnisse heranzubilden zu der Schönheit eines freien sittlichen Daseins. Und in jedem Einzelnen, der hierin den wesentlichen Zweck des Lebens erkannt hat, wiederholt sich immer wieder jener große sittliche Prozeß.

Wenn nun auch wir zu der Aufgabe treten, eine Darstellung des sittlichen Lebens in der Gemeinschaft zu versuchen, so erinnere ich Sie zuerst an die frühere Bemerkung, daß alle sittliche Gemeinschaft sich in drei Hauptformen, unter drei Grundgestalten darstellt: in der Familie, in der Kirche, im Staate. Diese drei in ihrem Wesen und in ihrer Bestimmung begreifen zu lernen, ist jetzt unsre nächste Absicht; denn das Begreifen und Erkennen steht hier in innigem Zusammenhange mit dem Wollen und Wirken. Wie der sittliche Mensch zu einer festen und zusammenhängenden Wirksamkeit erst gelangt, wenn er von dem Bewußtsein seiner eigentlichen Bestimmung durchdrungen ist — so werden wir in Familie, Kirche und Staat unsre rechte sittliche Stellung erst dann mit Freudigkeit einnehmen und behaupten,

wenn wir erkannt haben, was jene drei Lebensformen sind, und was sie dem Sittlichen sein sollen.

Möchte es mir gelingen, während ich von diesen drei wesentlichsten Gestalten menschlicher Gemeinschaft spreche, den Sinn ganz aus unsrer Mitte zu verbannen und ihn auf immer von uns fern zu halten, den Sinn, der jene drei herrlichsten Erscheinungen des sittlichen Lebens auf den Markt des haltlosen Geschwätzes und willkürlicher Meinungen herabzieht. Göthe erzählt von der Frau von Staël, sie sei ihm besonders darum so widerwärtig geworden, weil sie von Sachen, an denen ein tüchtiger Mensch sein ganzes Leben lang zu lernen hat, mit jener nach dem Geistreichen schnappenden Oberflächlichkeit gesprochen habe, die Andre überreden will, sie sei mit diesen Angelegenheiten längst im Reinen. Solches bodenlose, entnervende Geschwätz hat sich seit der revolutionären Verwirrung aller Zustände über das gesellschaftliche Leben ergossen, und am unheilvollsten da gewirkt, wo es die sittliche Bedeutung von Familie, Kirche und Staat in dem allgemeinen Urtheile zu trüben, ja aufzulösen wußte. Nicht nur die, welche ohnehin nach Zügellosigkeit lüstern waren, haben dieser Richtung das Wort geredet; auch manche der Trefflichsten, mißmuthig über krankhafte Erscheinungen unseres gemeinschaftlichen Lebens, haben Gefallen gefunden an der auflösenden Ansicht: jene drei Formen sittlicher Gemeinschaft seien im Grunde eine hemmende Fessel für den Einzelnen, sie seien nur zu ertragen als eine nothwendige Zuchtschule für den großen Haufen; der höher Entwickelte dagegen

könne ihrer entbehren. — Die Art, wie Ansichten von dieser Natur entstehen konnten, ist dem leicht erklärlich, der in die Beschaffenheit des wirklichen Lebens geblickt und die dortige Fäulniß erkannt hat; krankhafte Zustände sind meist die Mutter krankhafter Theorien. Wie aber Niemand so beschränkt ist, daß er von einem sittlich verirrten Menschen sich über die menschliche Bestimmung belehren läßt — so müssen auch wir völlig absehen von all dem Krankhaften, Verschrobenen und Verworrenen, welches gegenwärtig so oft in die Familie, in die religiöse und bürgerliche Gemeinschaft eingedrungen ist. Wir dürfen nicht Rath suchen bei der Verunstaltung, wenn es sich um das ursprüngliche Wesen der Gemeinschaft handelt.

Statt nun Ihnen sogleich die Familie in der Gestalt darzustellen, wie sie sich in der sittlichen Freiheit entwickelt und veredelt — beobachten wir sie zuerst in ihrer unvollkommenen Erscheinung. Ist uns die Entstellung der Familie und der noch ungenügende Ausdruck ihres sittlichen Charakters verständlich geworden, so sind wir erst recht vorbereitet, das ansprechende Bild ihres höheren Wesens anzuschauen. Durch die Sehnsucht nach dem Besseren sind wir dann vorbereitet, jenes Wort zu vernehmen als sei es an uns gerichtet: „Ziehe deine Schuhe aus von deinen Füßen; denn der „Ort, darauf du stehest, ist ein heiliges Land!" —

Es ist Ihnen ohne Zweifel noch gegenwärtig, wie ich das höchste sittliche Leben im Gemüthe Ihnen erst darstellte, nachdem wir den Menschen durch alle vorangehenden unge-

nügenden Stufen begleitet hatten. Eben denselben Gang denken wir bei der Betrachtung der Familie zu beobachten. Hiebei wird uns dann die bedeutsame Wahrnehmung entgegentreten: daß der Zustand der Familie fast immer der Ausdruck des sittlichen Standpunktes ist, welchen der Einzelne einnimmt; je höher die sittliche Entwickelung des Einzelnen gediehen ist, desto reiner wird das Ziel sein, welches er in der Familie zu erreichen sucht. —

Wir haben uns heute auf dem wichtigen Uebergange befunden von der Sittlichkeit, die ihr Leben im Gemüthe hat, zu der Sittlichkeit, die dem erscheinenden Leben ihr edles Gepräge aufdrücken will. Daß der Zusammenhang zwischen beiden ein inniger und fortwährender sein müsse: das hat sich — wie ich hoffe — nun zur Ueberzeugung ausgebildet. W i e aber dieser leicht unterbrochene Zusammenhang sich verwirklichen lasse: das ist der Gegenstand aller künftigen Vorträge.

Neunte Rede.

Das sittliche Leben in der Familie. — Die Ehe.

Verehrte Versammlung!

Die vorige Rede hatte den Zweck, uns hinüberzuleiten zu der Betrachtung des sittlichen Lebens in der Gemeinschaft; und zwar blieben wir bei einleitenden Bemerkungen über die Familie stehen. In der Familie erblicken wir die erste und nothwendigste Erscheinung des sittlichen Lebens, die letzte und wesentlichste Grundlage von Kirche und Staat; sie ist die unentbehrliche Quelle aller religiösen und sittlichen Bildung. — Haben wir nur erst die wahren Gesichtspunkte für die Familie gefunden, haben wir sie für das erkannt, was sie ist und sein soll — so werden wir uns hinreichend geschützt finden gegen das untergrabende Gerede, welches sich auch bei uns hier und da an das Licht wagt. — Wenn nun aber von den Verhältnissen die Rede sein soll, die uns allen am nächsten liegen, weil wir uns — fast ohne Ausnahme — selber in ihnen bewegen: so kann Manchen die tiefer dringende Besprechung dieser Verhältnisse mißlich, vielleicht

unthunlich erscheinen. Denn werden hier nicht die zartesten Fäden berührt, die sich in unsre innersten Angelegenheiten verflechten? Könnte man nicht behaupten, daß sogar die ernsteste Erörterung doch meist die Bedeutung der Sache herabziehe, da es bei der Stiftung und Leitung der Familie nur auf den ächten Takt, auf einen feinen, edeln Sinn ankomme, den man sich nicht geben noch erlernen könne? Und wie leicht seien hierin gerade Mißverständnisse, das Hineinflechten von persönlichen Deutungen, und das Aergerniß, das damit zusammenhänge? — Wir können diesen Einwendungen theilweise ein Recht zugestehen, wir können noch hinzusetzen, daß diese Erörterung besonders darum so erschwert wird, weil der Ton unseres gesellschaftlichen Lebens hierin dem Ausdrucke so beengende Gränzen setzt, daß hier die dreifache Aufgabe sich kreuzt, das Gehörige zu verschweigen, anderes nur leise anzudeuten und noch anderes bestimmt auszusprechen. — Dennoch dürfen solche Erwägungen uns nicht zurückhalten; denn eine Sittenlehre, die nicht auf das Wesen der Familie eingehen wollte, verzichtete dadurch auf einen ihrer würdigsten Zwecke. Außerdem fehlen nirgend so als gerade hierüber klare in einem religiösen und sittlichen Zusammenhange entwickelte Grundsätze; der gewöhnliche Religionsunterricht schweigt hierüber entweder ganz oder er giebt einige nothdürftige Lebensregeln. Im Leben selbst wird man gewöhnlich auf seine Klugheit oder auf seinen Takt verwiesen; unwürdige und unzuverläßige Stützen! denn klug ist jeder Jude, und Takt hat jeder Weltmann. Das

Resultat ist dann gewöhnlich, daß man dahingerissen wird von dem Strome äußerer Umstände, wo es dem Zufalle überlassen bleibt, ob man untersinken oder obenauf schwimmen werde. Auch hier gilt das Wort eines großen Schriftstellers:*) „Man muß das Wahre immer wiederholen, „weil auch der Irrthum um uns her immer wieder gepre„digt wird, und zwar nicht von Einzelnen, sondern von der „Masse." —

So unbestimmt, ja so widersprechend auch die Ansichten sein mögen, die im gewöhnlichen Leben über die Bedeutung der Familie gelten — so läßt sich ein gewisser Instinkt bei den meisten Menschen nicht verkennen, vermöge dessen sie die entscheidende Wichtigkeit der Familie zugeben. Sie können nämlich beobachten: sobald man sich einen Begriff über den sittlichen Zustand eines Ortes oder eines Landes machen will, so wird man immer zuerst nach den Bedingungen des Familienlebens fragen; zeigt sich ein Uebermaß von Ehelosen, eine große Zahl von Ehetrennungen; ist die verbrecherische Auflösung der Ehe häufig, so daß man sie entweder leicht beschönigt, oder man zuletzt völlig aufhört, ein Aergerniß daran zu nehmen — dann wird der Einsichtige genug wissen, um alle weiteren Schlüsse zu ziehen. Ja selbst an den Einzelnen pflegt man nicht selten diesen Maßstab zu legen, indem vor jeder näheren Bekanntschaft mit einem Andern wir sein Verhalten zur Familie kennen möchten. —

---

*) Göthe's Gespräche mit Eckermann.

Man hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, wie es kommen möge, daß in der Regel die bedeutenden Beweger politischer Revolutionen auch die sittlichen Bande der Familien abgeworfen, da es von den meisten unter ihnen bekannt ist, daß sie ausschweifend lebten.*) Es giebt allerdings Ausnahmen, besonders bei solchen, die sich einer schon vorhandenen Bewegung bemächtigten; aber gewiß ist, die Regel hat ihren tiefen Grund. Denn der Sinn, welcher uns an die Familie fesselt, knüpft uns auch an den Staat; die Alten hatten dasselbe Wort für beides: Pietät; wir vertrauen diesem Gefühl in der Ueberzeugung: die Bande, welche uns gerade an diese Familie und an diesen Staat knüpfen, seien nicht zufällig, sie lassen sich nicht willkürlich lösen und binden; sie seien das Werk einer höheren Ordnung. Wer diesen Sinn in sich trägt, wird es nicht über sich vermögen, die Ordnung des Staates durch planmäßig hervorgerufene Revolution zu zerstören; wer dieß thun kann, der hat schon die Pietät in sich erstickt, welche die Lebensflamme der Familie ist; auch diese wird er zertrümmern, wenn erst die Begierde erwacht. Ebenso werden wir bemerken, daß der Mangel des religiösen Sinnes oder seine Entartung im Allgemeinen mit einer Zerrüttung der Familien-Verhältnisse zusammenhängt; hier findet die innigste Wechselwirkung statt; wie die religiöse Gesinnung in der Familie erstarkt, so ent-

*) Bemerkenswerthes hat hierüber Vinet gesagt in dem trefflichen Aufsatze: „De la volupté dans son influence sur les individus et sur la société“ in den Essais de philosophie morale.

faltet sich der Segen des Familienlebens nur unter dem milden Sonnenlichte der Religion. — Schließlich erinnern Sie sich an die oft dargelegte Wahrheit der Geschichte, daß der Verfall des Familienlebens immer eine Krise des Staatslebens nach sich zieht, und eine Krise zum Verderben; Wollust und Luxus sind die beiden äzenden Gifte des gesellschaftlichen Glückes.

Wo diese Gifte einmal eingedrungen sind, wo sie die Sitten angesteckt haben, da wird sich in Folge dieser Ansteckung des Lebens bald eine Veränderung im Denken geltend machen. Neue Ansichten über das Wesen der Familie und ihrer Schranken werden in Umlauf gebracht; es werden Theorien aufgestellt, wodurch man die sittliche Revolution zu legitimiren sucht; und nachdem die Auflösung einmal diese systematische Ausbildung erhalten hat, faßt sie erst selber ein Vertrauen zu sich, und fängt an, sich zu geberden als sei außer ihr keine Vernunft. Denn — es sei hier im Vorbeigehen bemerkt — eine sogenannte Ueberzeugung, die durch bloßes Nachdenken erzeugt ist, bleibt nur eine Ansicht; Ansichten aber sind abhängig von dem innern sittlichen Zustande. Man reinige die Quelle, und der Ausfluß wird sich läutern; wer sittlich lebt, wird sittlich denken; denn die sittliche Ueberzeugung ist nur ein Nachsatz, dessen Vordersatz das sittliche Leben ist. Unsittliche, auflösende Ansichten in Bezug auf das Familienleben geben uns daher immer Aufschluß über den sittlichen Zustand derer, welche sich zu solchen Ansichten bekennen. Wie der Apfel, so der Baum. —

Als naheliegenden Beleg für diese Behauptung können wir die Tendenz der französischen Literatur im vorigen Jahrhundert anführen. Wurde dort aller Witz aufgeboten und aller Scharfsinn in Bewegung gesetzt, um den tiefern Sinn für Familie, Kirche und Staat zu zerstören: so war diese Bestrebung ebenfalls nur auf einem schon verdorbenen Boden erwachsen. Das gesellschaftliche Leben im Ganzen war aus seinen sittlichen Fugen gerissen, und die Ton angebenden Schriftsteller machten hievon keine Ausnahme. Es ist z. B. bekannt, wie Rousseau den höchsten Verpflichtungen des Familienlebens durch sein Benehmen auf die empörendste Weise Hohn sprach, indem er seine Kinder ins Findelhaus aussetzte, und deren Mutter erst spät zu seiner rechtmäßigen Gattin machte. Und doch ist es derselbe Rousseau, welcher die Staaten reformiren und die Erziehung umgestalten wollte. Aehnliches, wenn auch nicht Aussetzung der Kinder, läßt sich von den meisten glänzendsten Gestirnen jener Zeit in Frankreich berichten; ihr blendendes Licht ist von einem trüben sittlichen Dunstkreise umgeben. Ebenso haben wir es mit ansehen müssen, daß auch die deutsche Literatur sich durch eine Richtung befleckte, welche uns gern um den Segen reiner Familien betrügen möchte. Ganz jenen Franzosen gleich, koquettiren sie mit der Wollust, wie sie mit dem Selbstmorde liebäugeln; und hinter den süßlichen Mienen einer falschen, betrügerischen Sentimentalität verbergen sie die blassen Todeszüge einer Lüsternheit, welche dem wahren, tiefen Gefühle den Tod bringt.

Durch das Bisherige wollte ich Sie nur darauf aufmerksam machen, daß schon die bloße Beobachtung des täglichen Lebens, also äußere Wahrnehmungen, uns darauf führen können, die Wichtigkeit der Familie zu erkennen, in ihr den lebendigen Pulsschlag der sittlichen Gemeinschaft zu erblicken. — Wir sind daher jetzt vorbereitet, die Familie selber zu betrachten, und zwar aufsteigend von ihren niederen Stufen zu ihrer höchsten. Diejenige Erscheinung des sittlichen Lebens, wodurch die Familie gegründet und erhalten wird, nennen wir E h e. Die Ehe ist Stifterin und mütterliche Pflegerin des Familienlebens; unsere ganze weitere Betrachtung der Familie geht darum von der Darstellung der E h e aus.

Die Ehe empfängt ihren Charakter von der Persönlichkeit derer, die sie begründen; stehen diese auf einer niederen Stufe sittlicher Entwickelung, so wird auch ihre Ehe dieses Gepräge an sich tragen von ihrem Ursprunge an; wird aber die Ehe von Persönlichkeiten geschlossen, deren Sittlichkeit schon in der reinen Atmosphäre der Freiheit athmet, so muß auch ihre Verbindung der Spiegel eines erhöheten sittlichen Daseins werden.

So lange nun der Mensch noch auf der früher beurtheilten Stufe bloßer N a t ü r l i c h k e i t steht, wo er den sinnlichen Richtungen seines ungebrochenen Willens folgt: nach Genuß, Besitz und Macht — so wird nothwendig einem solchen Sinn die E h e vorzugsweise als ein M i t t e l erscheinen, um jene drei selbstsüchtigen Richtungen zu befriedigen.

Eine solche Ehe kann auf dreierlei Weise entstehen. Wo die Richtung auf Genuß vorherrscht, ist die Ehe die Folge einer bloß aufflackernden sinnlichen Neigung; sie giebt in diesem Falle nicht die geringste Gewähr ihrer Dauer oder irgend einer höheren sittlichen Leistung. Denn wie der Sinn, welcher eine solche Verbindung stiftete, selbst vergänglicher Natur ist, so kann auch das, was er stiftet (die Ehe), dem Loose des Vergänglichen nicht entgehen. Wenn nicht höhere, veredelnde Einflüsse auf die Gemüther der Verbundenen nachher mächtig werden: so wird ihre Verbindung — sobald die äußere Neigung zerflossen ist — als eine Last erscheinen, die man pflichtmäßig oder nothgedrungen trägt wie eine unbequeme Fessel, oder die man abzuwerfen sucht, falls Leidenschaft oder Ungeduld durch keine höhere Kraft überwunden werden. — Wer dagegen dem sinnlichen Triebe nach Besitz verfallen ist, der behandelt die Ehe als eine Kaufmannssache; sie wird dann ein Rechnungs-Exempel, wo zwei Summen addirt werden; als das Wesentliche dabei erscheinen nicht die Addirenden, sondern die Addition. Der Grundgedanke einer solchen Ehe ist die Aufhäufung einer gewissen Summe, und die Verbundenen haben bloß die würdige Bestimmung, beide Summen gleichsam auf ihren Schultern zusammenzutragen. Ist erst dieser Hauptzweck erreicht, so mag es den Verehelichten überlassen bleiben, wie sie sich nun weiter zurecht finden wollen; man stellt es dem Zufalle anheim, oder behandelt es wenigstens als eine sehr untergeordnete Rücksicht, ob jene Verbindung sich zu einer sittlichen ausbilden

werde. Wo aber, drittens, weniger die Richtung nach Genuß oder Besitz als die nach Macht und Glanz vorwiegt, da wird die Ehe als der Weg betrachtet, der zu höherem Stande, zu Einfluß oder zum Ruhme führen soll. Es leuchtet von selbst ein, daß eine solche Ehe sehr oft alles innern Gehaltes ermangeln kann. Der ehrsüchtige Zweck ist wohl erreicht; aber das innere Leben der Familie ist vielleicht das ödeste und zerrissenste.

Verläßt aber der Mensch den niederen Standpunkt, auf dem wir ihn bis jetzt vorausgesetzt, strebt er empor über die Gewalt bloß selbstischer Triebe: so wird er auch sofort in der Ehe etwas Höheres erblicken; er folgt jetzt einer jener sittlicheren Bestrebungen, die wir früher „Entsagung, Bildung und Moralität" nannten.

Die Entsagung — deren Eigenthümliches Ihnen aus einer früheren Rede noch in Erinnerung sein wird — verhält sich in der Regel fast verneinend gegen die Ehe; ihre Stimme geht hervor aus einem tiefen Ekel gegen jene drei Arten von Ehe, die ganz im Dienste der Selbstsucht stehen. Man ist auf diesem Standpunkte leicht geneigt, das Familien-Verhältniß nur als eine Hemmung freier Wirksamkeit zu betrachten, als einen Zwang, der uns eine Menge, unsere höhere Natur herabziehender Rücksichten auferlege. Um sittlich ganz frei und kräftig zu sein, müsse der Mann allein stehen, nur auf sich selbst angewiesen, und das Höchste werde ihm möglich — so lautet der Schluß. —

Wo das Streben nach Bildung die vornehmste Stelle

einnimmt, da wird die Ansicht über die Ehe schon darum würdiger, weil hier nicht mehr bloß äußere, zufällige Vorzüge in Anschlag gebracht werden, sondern innere, geistige. Es wird hier von beiden Seiten eine gewisse Gleichmäßigkeit der Bildung verlangt, oder doch eine solche Empfänglichkeit dafür, welche eine gegenseitige geistige Einwirkung möglich macht, und so allmälig auf eine beiden Theilen entsprechende Kulturstufe führt. Allein so wünschenswerth eine nicht zu sehr im Grade verschiedene geistige Ausbildung in der Ehe sein mag: so ist damit das Glück und die sittliche Haltung derselben noch keineswegs gesichert. Ein anderes ist die geistige Bildung, ein anderes ist die Gesinnung; wie oft schimmert jene, während diese verkümmert! — Ja, ein Wachsthum des Verstandes ohne gleichmäßige Entwickelung des Gemüthes, des Charakters, kann gerade die sittlichen Grundlagen der Familie bedrohen. Es kann eine geistige Genußsucht eintreten, bei der man allmälig völlig den Sinn und die Kraft verliert für diejenige Beschränkung, welche uns eben so wohlthätig als sie nothwendig mit dem Familienleben verknüpft ist. Von Beschränkung spreche ich hier insofern, als ja jede wahre Hingebung und jede Treue darin besteht, daß man sich auf eine Liebe, auf eine Pflicht, auf einen Hauptzweck beschränkt, sie allem andern voranstellt. Ohne diese freiwillig sich selbst beschränkende Liebe und Treue ist das Gedeihen der Familie undenkbar. Und doch kann eine überwiegende Verstandesbildung jenen feineren, edleren Familiensinn schwächen, ja untergraben,

wenn sie von der Gesinnung losgerissen, diese selbst herabzieht in das Gebiet der bloßen verständigen Erörterung, wo es also ein Für und ein Wider giebt. Das Sittliche und seine Quelle: das Innere, das Gemüth, wird von der vermeintlichen Höhe dieser Verstandesbildung herab als etwas Untergeordnetes betrachtet, das man duldet, das man anerkennt, das man sogar lobt etwa wie ein schönes Gedicht oder eine angenehme Musik. Das Finale bleibt immer: die Bildung dieser Art betrachtet das Sittliche nicht als eine geistige Gewalt, unter der sie steht, und von der sie sich ohne Frevel und eigene Verstümmelung nicht lossagen könnte; sie stellt sich über das Sittliche, indem sie es zu einem Gegenstande ihres Urtheils, nicht ihres Lebens macht. Es ist schon daraus klar genug, daß dem persönlichen Gelüsten, der bequemen unsittlichen Willkür damit die Thüre geöffnet ist; und eine ganz unabhängig gewordene Bildung kann auf diese Weise sich in den Knechtesdienst sittlicher Versunkenheit hingeben. Unser Resultat bleibt also dieß, daß die bloße, unabhängige Ausbildung der Intelligenz noch keineswegs die sittliche Würde und Bedeutung der Ehe begründen kann. —

Anders verhält es sich auf dem Standpunkte der Moralität, zu welchem wir nun übergehen. Wie Sie sich noch erinnern werden, so gehört es zu dem bezeichnenden Charakter des Moralischen, daß er eine Pflicht anerkennt, die über ihm steht, und deren Erfüllung er sich zum Gesetze macht als Gewissenssache. Hier erscheint darum die Ehe

nicht mehr, wie auf den früheren Standpunkten, als eine bloße Befriedigung persönlicher Neigungen, seien nun diese mehr sinnlicher oder geistiger Natur. Diese Neigungen finden vielleicht eine gewisse Berücksichtigung, die sie verdienen, aber nicht früher, als der größten höheren Rücksicht ihr Recht widerfahren ist. Diese höhere Rücksicht beruht auf einer durchaus moralischen Anschauung der Ehe; sie wird als ein Verhältniß erkannt, welches auf einer höheren sittlichen Weltordnung beruht, und von dessen Bestande das Wohl des gesellschaftlichen Lebens abhängt. Da kann nicht die Rede mehr davon sein, als wäre dieß Verhältniß willkürlich von den Einzelnen gemacht oder erfunden worden, so daß man sich je nach Gutbefinden demselben auch entziehen könnte. Der Moralische sieht wohl, daß alle Fugen der bürgerlichen Gesellschaft mit der Familie zusammenhängen, und daß die Hintansetzung dieser Verbindung fast immer die Beschuldigung der gefährlichsten Selbstsucht hervorrufen müsse. Eben weil der Moralische daran festhält, daß die Verpflichtung gegen Andre, gegen die Menschheit etwas Höheres sei als die eigene Bequemlichkeit, sieht er sich zur Stiftung einer Familie gedrungen. Außer der Familie und ohne dieselbe wirken zu wollen: das erschiene ihm als ein unerlaubtes Ueberspringen der Ordnung, welche uns durch Natur und Erfahrung mit leuchtenden Buchstaben vorgeschrieben ist. — Es ließe sich also die moralische Ansicht der Ehe auf die Behauptung zurückführen: „Die Familie ist dasjenige Ver„hältniß, in welchem allein gewisse sittliche Verpflichtungen

„sich erfüllen lassen; sie ist das Verhältniß, welches dem „Moralischen unerläßlich ist für seine Wirksamkeit; voraus„gesetzt natürlich, daß keine äußeren Hemmungen ohne sein „Zuthun ihm die Stiftung einer Familie unmöglich ma„chen." Bei dieser Betrachtungsweise ergiebt es sich von selbst, daß moralische Anforderungen bei der Begründung der Ehe ein großes Recht in Anspruch nehmen. Hat die Ehe eine sittliche Bestimmung, so ist ja klar, daß sie diese Bestimmung nur erreichen kann durch die sittliche Gesinnung der Verbundenen; darum ist die Gesinnung der Mittelpunkt einer solchen Verbindung, und alle anderen Rücksichten, so nothwendig sie sein mögen, treten auf die zweite Linie zurück.

Es fällt in die Augen, wie hoch wir eine auf solchem Grunde erbaute Familie über die früheren stellen müssen, da ja erst hier die tiefere sittliche Bedeutung der Ehe zur Anerkennung gebracht ist. Dennoch läßt sich auch von diesem Verhältnisse wiederholen, was in einer früheren Rede überhaupt über den Standpunkt der Moralität bemerkt wurde. Wir mögen — das wurde damals gezeigt — noch so gewissenhaft die Erfüllung unsrer Pflichten erstreben, wir sind deßhalb noch lange nicht bei jener sittlichen Freiheit angelangt, wo unser tiefstes Wesen, der Grundton unsrer Seele, Befriedigung und Einheit findet. Jener quälende, innere Zwiespalt wird fortdauern; und wenn wir uns gestern glücklich fühlten in der Pflichttreue, so finden wir uns vielleicht heute schon zerrissen durch Regungen, die sich einen Boden erkämpfen wollen außerhalb des Gehorsams gegen das Ge-

wissen. Von diesem Schicksale innerer Entzweiung wird auch die Familie berührt werden, welche auf dem Grunde der Moralität steht. Wie die Pflicht überhaupt von dem selbstischen Willen stets wieder als Last gefühlt wird, so kann auch die pflichtmäßige Ehe dem Moralischen oft in diesem trüben Lichte erscheinen; er glaubt einen Theil seiner Freiheit eingebüßt, manche seiner Neigungen aufgeopfert zu haben, und er grollt insgeheim einem Zwange, dem er sich als Pflicht unterzogen, den er als Pflicht trägt. Lassen Sie zu einer solchen Stimmung noch äußere Widerwärtigkeiten oder innere an sich unbedeutende Mißverständnisse hinzutreten: so reicht dieß vielleicht hin, um für lange, wenn nicht für immer, einen tiefen Riß in die Familie zu bringen. Wird nicht so oft die trübsinnige Rede herumgeboten unter denen, die von Erfahrungen sprechen: „das Band der eigenen Familie biete gegen ein bescheidenes Maß von Freuden ein ungleich überwiegendes von Beschränkungen und Lasten; mit der goldenen Freiheit der Jugend sei es vollends vorüber“? — Wer so klagen kann — das werden Sie gestehen — dem trauen wir den Sinn nicht zu, der in Haus und Herz einen freien Geist der Zufriedenheit verbreitet. — Von selbst ziehen wir aus dem Bisherigen den Schluß, daß auch jene Moralität noch nicht die höchste und schönste Erscheinung der Familie verwirkliche.

Wo sollen wir denn diese vollendete Erscheinung der Familie erwarten, wenn nicht auf dem Standpunkte der sitt-

lichen Freiheit? mit andern Worten: die christliche Ehe ist die würdigste Entwickelung des Familienlebens. —

Jetzt erst wird die tiefste Bedeutung und das wahre Ziel der Familie, der Ehe, gefunden, und der Sittliche beugt sich vor ihr als dem bewundernswürdigen Werke einer göttlichen Ordnung im Bereiche des Menschlichen. Ihm ist die Familie das warme Sonnenlicht, unter dessen belebendem Einflusse sein sittliches Leben sich ganz entfaltet, und zugleich ist sie ihm die unschätzbare Form, in welche er das Beste niederlegt, was er der Menschheit darbringen kann. In einer solchen Familie trifft das versöhnt zusammen, was im gewöhnlichen Leben entzweit auseinander liegt: die Anforderungen des eigenen Gemüthes begegnen in freundlichem Einverständnisse dem Pflichtgebote für die Andern zu wirken. Denn eben so sehr erstarkt und gewinnt unser inneres Leben in der sittlich-freien Familie, wie durch sie auch den Forderungen der Menschheit, den Gesetzen des äußeren Lebens entsprochen wird. Wie in der Brust des Sittlichen, so verschwindet auch in der von ihm gegründeten Familie jener lange peinigende Gegensatz von Freiheit und Gehorsam, von Selbstsucht und Hingebung. Daß er eintritt in die geheiligte Gemeinschaft der Familie, ist nicht minder ein Werk seiner Freiheit als seines Gehorsams. Frei im vollsten Sinne fühlt er sich nur in der Vereinigung seines Willens mit dem göttlichen; wie sollte er sich denn nicht frei fühlen in den Schranken der Familie, da er diese als eine Veranstaltung des göttlichen Willens kennt? Weiß er

sich überall von ewiger Liebe geführt: wie sollte er ihren Ruf, ihre Huld verkennen in der Gemeinschaft der Familie? — Freilich, was hier angedeutet worden als die schönste sittliche Blüthe der Familie, jene Versöhnung zwischen der eigenen Entwickelung und der Pflicht der Gemeinschaft — das wird abgewiesen, unverstanden von Vielen; bezweifelt von den Einen, belächelt von den Andern. Wer mit trübem Auge und unlauterem Sinne herzutritt, der wird statt eines bedeutungsvollen Bildes nur einen Schatten erblicken. Seine Vorstellung von Familie und Ehe hat er sich zusammengesucht in den Zerrbildern von Romanen, oder in den Entstellungen des gewöhnlichen Lebens, oder er hat sich den Zuschnitt machen lassen von fremder Hand. Was wir meinen, muß ihm verborgen sein und bleiben, bis er gelernt hat, in sich und außer sich etwas Höheres suchen, als er bereits ist.

Ehe wir weiter eindringen in das Wesen und die Darstellung der Familie, in welcher der Geist freier Sittlichkeit wehet, versuchen wir in der Kürze nachzuweisen, daß in ihr jene drei vorangehenden Bestrebungen der Resignation, der geistigen Kultur und der Moralität erst zu ihrer wahren Befriedigung gelangen. Und hiebei werden Sie sich erinnern, wie wir dasselbe an dem sittlichen Leben im Gemüthe nachgewiesen haben.

Was in der Entsagung Wahres und Nothwendiges liegt, findet seine rechte Stelle zunächst bei der Gründung einer Familie, indem der Sittliche jeden noch so blendenden

Vorzug vergänglicher Eigenschaften, wie Schönheit, Vermögen, Stand, selbst Geist, hintansetzt, sobald er bei dem andern Theile auf den höheren Vorzug einer reinen, liebenden Gesinnung verzichten müßte. In dieser Ueberwindung selbstsüchtiger Bestrebungen wird im Gemüthe die Entsagung vollzogen, ohne deren Weihe die Ehe zum gebrechlichen Mittel entwürdiget wird. Wer aber in seinem Innern jenes Opfer vollbracht, gewinnt einen Muth des Lebens, den alle äußeren Stützen nie gewähren; dann ist man fähig, dem Worte Luthers beizustimmen: „Wollte ich doch lieber „bloß eine Hütte haben, nur daß ich wüßte, daß der „Herr mein Gott und die Hütte seine Gabe sei!" — Es braucht hier nicht erinnert zu werden, daß auch äußere Vorzüge, wie Stand und Vermögen, in Betracht kommen können; denn dieß ergiebt sich ja von selbst durch die Natur der äußeren Verhältnisse; und außerdem wird hierauf im täglichen Leben ein solches Gewicht gelegt, daß es hieße: „Wasser in das Meer tragen," wenn wir auch hier noch daran erinnern wollten, wo wir andere Interessen zu vertheidigen haben. —

Daß die geistige Bildung ihr Recht finden müsse in der religiösen Ehe, liegt nahe genug aus doppeltem Grunde; einmal gehört es zum Wesen des sittlichen Menschen, seine geistigen Anlagen auszubilden, und hierin soll ihn auch die Familien-Gemeinschaft, die Ehe, fördern; sodann ist eine sittliche Wirksamkeit nach außen nicht möglich und nicht heilsam ohne das gehörige Maß von Bildung; wer diese

vernachläßigt, bindet sich selbst die Hand, die er einem Andern bieten könnte. Und manche redliche Absicht wird unwirksam, weil sie aus Mangel an Bildung nicht den rechten Ausdruck und die gefällige Erscheinung findet; eine tiefe Wahrheit enthält darum das Wort:

„Hell und Kalt ist oft beisammen;
Warm und Dunkel auch zugleich;
Helles Denken, Liebesflammen
Einigend, wie bist du reich!“ —

Daß endlich der Ernst der Moralität in höherem Sinne aufgenommen und verklärt ist in der christlichen Familie, wurde schon oben ausgesprochen. Wir leben in der Gemeinschaft, wie die Familie sie bestimmt, nicht mehr aus bloßem Gehorsam gegen die Pflicht, sondern aus freier Neigung und Liebe; ohne diese Gemeinschaft fehlte uns der dauernde Ausdruck, die sittliche Darstellung unsrer Gesinnung; nicht eine Beschränkung unseres Lebens, sondern eine Erweiterung desselben ist die sittliche Ehe; die edelste Kraft in uns, die der Hingebung, wird in ihr freier und reifer. — So stehen wir bei der Aufgabe, die wir in der künftigen Rede zuerst aufnehmen werden: die Darstellung des sittlichen Lebens in der religiösen Ehe.

Zehnte Rede.

Fortsetzung. Die sittlich=religiöse Ehe; ihre Unauflösbarkeit.

Verehrte Versammlung!

Wir haben in der vorigen Rede die Ehe betrachtet auf ihren verschiedenen Stufen, und bemerkt, daß diese im engsten Zusammenhange stehen mit der Sittlichkeit des Einzelnen, der die Ehe gründet. Der Gang unsrer Untersuchung hatte uns zu dem Schlusse geführt, daß erst auf dem Standpunkte sittlicher Freiheit die Ehe in ihrer tieferen religiösen Bedeutung anerkannt und in das Leben eingeführt werde. Diese ihre religiöse Bedeutung näher und bestimmter darzulegen, haben wir uns für heute vorbehalten; was uns dabei besonders obliegt, ist: den Grundgedanken zur unbestrittenen Anerkennung zu bringen, daß eine religiöse Anschauung der Ehe nicht nur das Bedürfniß eines frommen Gemüthes sei, sondern daß sie unermeßliche sittliche Folgen habe. Dadurch wird sich von neuem bewähren, was wir schon in der Einleitung zu diesen Vorträgen bemerkt hatten: die innige

und unauflösliche Wechselwirkung zwischen dem Religiösen und Sittlichen. Je reiner das Sittliche sich entfaltet, desto mehr nähert es sich dem religiösen Gebiete, und je klarer und kräftiger das Religiöse sich herausbildet, desto nachhaltiger wird es eingreifen in das sittliche Leben.

Dem wahrhaft Sittlichen, wie wir ihn nun kennen, könnte schon eine einzige Erwägung genügen, um an der religiösen Weihe der Ehe für immer festzuhalten. Die Erwägung nämlich, daß sich in den Urkunden unsrer Religion mehr als ein Ausspruch finde, wo die Ehe zurückgeführt werde auf eine höhere Anordnung; wie denn auch manches Wort aus dem Munde des Erlösers diese Anschauungsweise über jeden Zweifel erheben müsse. Nun wissen wir, daß es der innerste Trieb des Sittlichen ist, sich eins zu wissen mit dem göttlichen Willen und in seinem freien Dienste; hat sich also in Beziehung auf die Ehe jener Wille so deutlich vernehmen lassen, so bleibt dem Sittlichen nur das Eine übrig, sich treu und freudig an jenen Willen anzuschließen. Denn er weiß es nun, daß er in der Begründung einer Familie einer höheren Ordnung gehorcht, daß er also mitwirke zu der Erscheinung des göttlichen Reiches, welches überall vorhanden ist, wo der göttliche Wille geschieht. — Darum wiederholen wir es: um die religiöse Würde der Ehe aufrecht zu halten, ist dem Sittlichen schon in dem einfachen Worte des göttlichen Willens genug gesagt; denn in diesem Willen wurzelt ja sein ganzes Leben, und ohne Uebereinstimmung mit demselben müßte er sich unselig fühlen.

Auch werden Sie immer finden, daß ein Volk in der Zeit seiner sittlichen Blüthe ohne alles Klügeln und Deuten an Einem Worte festhält: „Die Ehe ist heilig.“ —

Dennoch ist auch die Aufgabe belohnend, die sittlichen Segnungen nachzuweisen, welche aus der religiösen Auffassung der Ehe hervorblühen. Mit Leichtigkeit werden wir dann erkennen, daß auch hier von keinem göttlichen Beschlusse die Rede sei, dessen Gründe unser Auge nicht zu erkennen vermöge, oder der nur — wie dieß in der That schon ausgesprochen worden — in der Willkür des Gesetzgebers seinen Grund habe. Nein, was uns als göttliche Ordnung entgegentritt, das wird sich uns zur gleichen Zeit als die schönste und höchste Entwickelung des Menschlichen bewähren, als ein Werk der ewigen Liebe, die es überall auf unsre Beglückung abgesehen hat. —

Das Erste nun, was die religiöse Ehe auszeichnet, was ihr gleichsam ein höheres Gepräge auf die Stirne drückt: ist ihre Unauflöslichkeit. Ueberall, wo die christliche Kirche ihres Berufes nicht vergißt; überall, wo das Wort Dessen, von welchem die Christenheit ihren Namen hat, noch als unumstößlich gilt — da bleibt auch der Grundsatz unerschüttert, daß die Ehe ein Band sei, über welches — sobald es geschlossen — kein menschlicher Wille mehr gebieten könne. Nur ein übermenschlicher Wille, der Tod, und ein frevelhafter, der Ehebruch — nur diese sollen eine Verbindung auflösen können, welche über dem Menschen stehen, nicht in seinen Händen liegen darf. — Wir scheuen uns

keineswegs — und viele der ausgezeichnetsten Protestanten stehen uns hier zur Seite — hierin der katholischen Kirche bereitwillig die Ehre einzuräumen, in dieser Beziehung den wahrerern Weg eingeschlagen zu haben, als dieß auf protestantischer Seite der Fall war. Indem sie die Scheidung verwarf, hat sie das religiöse Recht der Ehe siegreich vertheidigt, und dieselbe tiefsinnig als Sakrament anerkannt. Dann aber verwickelt sie sich in den unhaltbaren Widerspruch, die Ehelosigkeit dennoch *sittlich* höher zu stellen als die Ehe; was doch nichts anderes heißt als: einen *menschlichen* Entschluß höher anschlagen, als eine *göttliche* Ordnung. Mit größtem Rechte hat die Reformation gegen diese mönchische Ansicht *) protestirt, und die höchste sittliche Würde der Ehe wieder behauptet; nun aber hielt sich die protestantische Kirche nicht frei von einem andern Widerspruche, indem sie durch Zulassung der Scheidung die *religiöse*

*) Man beruft sich allerdings auf den Apostel Paulus, der an einigen Stellen (1 Corinth. 7, V. 1. 8. 27. 38.) der Ehelosigkeit den Vorzug zu geben scheint; der ganze Zusammenhang jener Stellen und die ausdrückliche Bemerkung (V. 26) „*um der gegenwärtigen Noth willen*“ spricht aber für die evangelisch-protestantische Auffassung, daß der Apostel nur im Hinblick auf *besondere* Zeiten und Umstände, im Angesichte der Gefahren und Drangsale, denen die junge christliche Gemeinde entgegengieng, damals denen, welche sich stark genug hiezu fühlten, die Ehelosigkeit als die *wünschenswerthere* Lebensstellung empfahl, die den Christen zum Kampfe innerlich und äußerlich freier und geschickter mache. *Da* hingegen, wo er ein allgemein gültiges Wort über die Ehe aussprechen will, feiert er sie durch die erhabenste Anschauung in ihrer idealsten Bedeutung als die Höhe des religiös-sittlichen Lebens (Ephes. 5, 28—33). Von dem rechten Bischofe, als dem *Vorbilde* der Gemeine, fordert er, daß er sei „untadelich, *eines Weibes Mann*“ u. s. w. (1 Timoth. 3, 2; Titus 1, 6), und das *Verbot* der Ehe nennt er geradezu

Bedeutung der Ehe untergrub. Dieser Mißgriff der Gesetzgebung hatte seinen Ursprung in religiöser Gleichgültigkeit und in sittlicher Erschlaffung; gegenwärtig aber, da jene beiden Verirrungen im Gemüthe der bessern Zeitgenossen überwunden sind, dürfen wir der Hoffnung Raum geben, daß auch hierin Sitte und Gesetz auf den richtigen Weg zurückkehren werden.

Die Unauflöslichkeit der Ehe haben wir vor Allem aus durch das unzweideutige Wort des Erlösers begründen wollen; wir können aber auch außerdem noch die gewichtigsten sittlichen Gründe dafür geltend machen. Jeder Mensch von tieferem sittlichen Gefühle tritt mit der sicheren Voraussetzung in die Ehe, dieselbe sei für das ganze Leben geschlossen. Sobald er denken müßte, es könnte in der Folge von dem Willen des einen oder des andern der Ehegenossen oder auch von beiden abhangen, die eingegangene Verbindung

---

eine dämonische Lehre, ein Werk der vom Glauben abgefallenen verführerischen Geister (1 Timoth. 4, 1—3).

Immerhin verdient das Wort des Apostels, der um eines heiligen Berufes willen in schweren Krisen, in Perioden des Kampfes und der Bedrängniß die Enthaltung von der Ehe empfiehlt (nicht gebietet), auch in protestantischen Kreisen eine viel ernstere Beachtung, als dieß in der Regel der Fall ist. Auch hierin können wir von der katholischen Kirche noch vieles lernen, ohne deßhalb in die harte Gesetzlichkeit ihres Priester- und Mönchs-Cölibats zurückzufallen; warum sollte es nicht auch unter uns wieder dahin kommen, daß man im Dienste einer heiligen Sache, zur leichteren Erfüllung eines idealen Berufs, für eine bestimmte Zeit freiwillig auf das Familienleben verzichtet, wie der Krieger und der wissenschaftliche Forscher es für ihre Zwecke thun? Namentlich auf dem Gebiete der Mission ist dieß eine Frage von unermeßlicher Bedeutung. Anmerk. zur dritten Auflage.

wieder aufzuheben: so würde seine Verbindung gerade durch diese Voraussetzung aufhören, eine Ehe zu sein; sie sänke dann herab auf die Stufe derjenigen Verbindungen, die man vom religiösen und bürgerlichen Standpunkte aus für unsittlich erklärt. Nur wer in die Ehe mit der festen Ueberzeugung tritt: er stehe von nun an innerhalb eines Lebensgebietes, welches aller willkürlichen Einmischung und Verfügung entzogen sei, — der allein hat den Sinn, welcher zu den größten Opfern befähigt, und für die höchsten Segnungen der Ehe empfänglich macht.

Die Seele der wahren Ehe ist Liebe und Treue. Beide aber streben, aus innerer Nöthigung, nach dem Ewigen; beide machen Anspruch auf eine unendliche Fortdauer, und sobald ihnen dieser Anspruch grundsätzlich verweigert wird, so ist auch ihr eigenthümlichstes Wesen verletzt; diese Weigerung wird für sie tödtlich. Wer Liebe verlangt und Treue, ohne ihnen eine unbeschränkte Dauer zuzusichern, der steht im unauflöslichen Widerspruche mit sich selber; er verlangt etwas, was er in demselben Augenblicke vernichtet. Eine Ehe also, die nicht als unauflöslich geschlossen ist, verzichtet eben darum auf wahre, sittliche Liebe und Treue. Ich sage: „sittliche Liebe," wie sie in der rechten Ehe vorausgesetzt wird; sprechen wir das so oft mißbrauchte Wort nicht aus ohne ernste Ueberlegung; es enthält in seiner reinen Bedeutung das Höchste, was ein menschliches Gemüth erreicht und im Leben darzustellen vermag, ein Wunder in der moralischen Welt. Es ist unendlich mehr als die bloße

Neigung der Geschlechter, die doch nur ein Ereigniß des natürlichen Lebens bleibt, und wenn sie auch in der Regel auf gutgeartete Gemüther immer reinigend wirkt, doch noch nicht als eine sittliche Erscheinung im wahren Sinne gelten kann. Das gerade ist das Geheimnißvolle und Höhere in der sittlichen Ehe, daß sie das, worauf die natürliche Ordnung des Lebens hinweist, zwar in sich aufnimmt, daß sie es aber weihet und heiliget für eine höhere und geistige Bestimmung, daß sie alles Natürliche unterordnet der Gesinnung, in deren Dienste eben es sittlich wird. — Wir sagten, daß in der sittlichen Ehe alles in den Dienst der Gesinnung trete; diese Gesinnung ist keine andre als die Liebe, das heißt: die unbedingte, vollendete Gemeinschaft des inneren und äußeren Lebens. In dieser Liebe, welche uns als die edelste Blüthe der Ehe gilt, hat alles Besondere und Selbstische seine Bedeutung verloren, und die Vereinzelung, welche immer zur Selbstsucht oder zur Schwäche führt, ist aufgehoben. Aufgehört hat alles besondere Gewinnen und Verlieren; gemeinsam ist alles, und darum erhöht und verdoppelt. Während Jedes in freiwilliger Hingebung sich mit allem, was es hat, zu verlieren scheint, findet Jedes sich wieder verklärt in dem Andern, und jeder Besitz, auch der geistige, ist nun geläutert; in der Liebe giebt es kein Sterben ohne Auferstehung, und kein Opfer ohne die reichste Rückwirkung. In dieser bereitwilligen Aneignung dessen, was Jedes dem Andern zu bieten hat, in dieser Durchdringung der Eigenthümlichkeit Beider

entwickelt sich ein gemeinsames Leben für beide Gemüther, und es ist Raum da für die belebendste Einwirkung und Bildung. Findet sich bei dem einen Geschlechte in der Regel — denn häufig sind die Ausnahmen — ein Uebergewicht des Geistigen und Schöpferischen, so ist bei dem andern Geschlechte das Seelenvolle und Empfängliche, Aneignende überwiegend. (Nur von einem „Ueberwiegen" des Einen und Andern kann die Rede sein, nicht von einem gänzlichen Mangel, denn dieser würde die Empfänglichkeit unmöglich machen.) In der Gemeinschaft der Liebe aber wird jenes Ueberwiegende durch den gegenseitigen Austausch gemildert, und vor Einseitigkeit bewahrt; die Ehe erst zeigt uns den sittlichen Menschen in seiner möglichen Vollendung. Ist dem Manne vermöge seiner vorherrschend geistigen Natur für Erkennen und Handeln mehr das öffentliche Leben angewiesen, so findet das weibliche Gemüth in den engeren Kreisen der Häuslichkeit eine in ihrer Art eben so reiche und lohnende Wirksamkeit. Hier findet Jener wieder seinen Ruhepunkt und Rückhalt, hier auch die wohlthätige Schranke, ohne welche er sich verlieren könnte in das Weite und Ungemessene. Und was hier vom äußern, vom praktischen Leben gilt, das findet auch seine Anwendung auf das innere, das Gemüths-Leben; es liegt im männlichen Geiste ein ungestillter Drang, der immer weiter führt, in die Höhe und in die Tiefe, oft über alle Schranken hinaus, nicht selten in das Oede und Leere. Er verzehrt sich dann fruchtlos in solcher Ausdehnung; angemessen beschränkt, hätte er Herrliches

gewirkt. Diese Beschränkung ist möglich in der Liebe; wenn der Mann bildend einwirkt auf das empfängliche weibliche Gemüth, so sieht er vor seinen Augen ein schönes und lebendiges Bild dessen erstehen, was sein Geist sucht und im Leben verwirklichen möchte. Auf diese Weise wird seine nächste Umgebung ihm reich und belebt; wohlthätig fühlt er den Zug besänftigt, der ihn auf schwindelnde Höhen zu reißen droht; ein Gebiet weiß er nun gesichert für seine Wirksamkeit, wenn auch jeder andere Versuch im Leben scheitern sollte. — Die Gemeinschaft in der Liebe, die dem männlichen Streben die wohlthätigste Schranke, Besänftigung und Erwärmung bringt, ist eben so heilsam der weiblichen Richtung zur Erweiterung, Stärkung und Aufhellung. Hier nämlich wird der Hang des weiblichen Gemüthes, welcher in das Innere sich versenken, in das Halbdunkel sich verlieren will, durch die Einwirkung des männlichen Geistes zum klaren Ausdrucke, zur bestimmten Darstellung geleitet, so erst gesichert vor haltlosem Zerfließen, und befähiget zur sittlichen Wirksamkeit. Dieß nämlich ist das Unterscheidende des wahren Gefühls von dem unächten Sentimentalen, daß ein ächtes Gefühl stets den Keim zu einer sittlichen Thätigkeit in sich trägt, daß es also den Impuls giebt zu einer Handlung in unserem Inneren oder im äußeren Leben. Das Sentimentale dagegen kommt nicht weiter als bis zu Anflügen des Gefühls, die sich nur ansetzen an die Oberfläche des Gemüthes wie vereinzelte Wolken, vom ersten Winde verweht, oder in einige Regentropfen sich auflösend. Eine solche

schwächliche Empfindung, die im besten Falle nur ein Ansatz ist zu einem gesunden Leben im Gemüthe, ist dann nicht selten die Wurzel dessen, was man ganz mit Unrecht im täglichen Leben auch Liebe nennt, als ob die vergängliche Erscheinung jeder willkürlich auftauchenden Neigung jenes Namens werth wäre. Man erstaunt, man beklagt es nachher, daß diese Gefühle in der Hitze des Tages so bald zerflattern wie welke Blumen; und bedenkt nicht, daß ja unmöglich eine Kraft des Lebens in dem liegen könne, was ein Todtgeborenes war von Anfang an. Ja nicht ohne den tiefsten Unmuth habe ich sie oft vernehmen müssen, die Rede der Weltklugen, wie sie einen Sieg zu feiern glaubten, wenn ihr Kreis sich wieder vermehrte durch einen jener Sentimentalen, der früher in seiner Ueberschwänglichkeit sich erhaben dünkte über die Menge, dessen Begeisterung aber wie Wachs zerschmolz in der Glut des wirklichen Lebens. Glaubet nicht, daß wir einen solchen Verlust bedauern; wünschen möchten wir eher, daß bald die Alle von uns ausschieden, die mit dem Scheine eines ächten Lebens die Besseren täuschen. Auch von ihnen gilt jenes Wort: „sie sind ausgegangen aus unseren Reihen; aber nie haben sie uns angehört."

Erinnern wir uns wieder an den Zusammenhang unsrer Rede; das Wesen der sittlichen Liebe hatten wir beleuchten wollen, um darzuthun, daß sie nur bestehen könne in der für unauflöslich geachteten Ehe. Wer vermöchte es über sich — wenn er anders ein Gefühl seiner Bestimmung hat — sich hinzugeben ungetheilt, mit allem, was er ist und hat,

an einen anderen Menschen, ohne die Gewißheit, daß ihn im Leben nichts mehr von jenem trennen könne? Es giebt hier nur die Wahl: entweder der höchste, das Leben umfassende Bund, oder der gemeine Kontrakt, abhängig vom Gutdünken der Einzelnen. —

Wie die Liebe, so verlangt die Treue Sicherung ihrer Fortdauer gegen den Unbestand und das Gutdünken der Menschen. Nur auf dem festen Boden einer das ganze Leben hindurch unumstößlichen Ehe erwächst die unverbrüchliche Treue, durch welche die Liebe dem zerstörenden Wechsel der Stimmungen entzogen wird, stets sich verjüngend, und aus jedem Geschicke geprüfter und reifer hervorgehend. Und wird einer solchen Ehe die große Aufgabe der Erziehung zu Theil, so tritt auch hier die Treue in ihr wahres Licht; sie verbindet zu der gemeinsamen Pflege des kindlichen Alters; und in dieser Treue hat die Liebe den Ausdruck für ihre Gesinnung gefunden. Beide ergänzen und nähren sich wechselweise; sie sind unzertrennlich; ist die Liebe ein tiefes Gefühl des Zusammengehörens, der Einigung, so ist die Treue die aus diesem Gefühle hervorquellende That; sie ist das Sittliche, jene das Religiöse in der Ehe; verbunden, sind sie der Pulsschlag der christlichen Familie. Und so bewährt es sich abermals: nur eine Wahl; entweder sittlicher Bund für das Leben; oder kaufmännischer Kontrakt! —

Wohl kennen wir den Sinn all der Klagreden, die hiegegen sich vernehmen lassen, und von der Weichlichkeit der modernen Welt geltend gemacht werden. Ist es nicht — so

ruft man — eine unmenschliche Grausamkeit, ein ganzes Leben lang eine kurze Täuschung büßen zu müssen? Ist jene Verbindung nicht so oft nur das Werk des unterwürfigen Gehorsams, oder einer Neigung, die sich in ihrem Gegenstande irrte, und nun für immer die Strafe ihres Irrthums ertragen soll? — Wohl fordert man zur Prüfung auf; aber hat nicht oft das Herz schon entschieden, ehe das Urtheil unbefangen untersuchte? Und bleiben nicht selbst bei der sorgfältigsten Prüfung oft Züge des Charakters verborgen, die erst ein längeres Zusammenleben entdeckt, und die dann doch hinreichen können, um das Leben unleidlich zu machen? Wird nicht das schönste Verhältniß entweiht, wenn es in sein Gegentheil umschlägt, und in Kaltsinn, ja Widerwillen untergeht? Soll dann die Mumie, deren Leben entflohen ist, dennoch Fortdauer verdienen; und ist es nicht gerathener, das Todte für todt zu erklären, damit wieder ein Lebendiges an seine Stelle trete? Oder ohne Bild gesprochen: ist es nicht rathsamer, eine Ehe aufzulösen, die diesen Namen nur noch lügt, da sie, nur von außen zusammengehalten, ihres inneren Bandes schon verlustig geworden ist? —

Mit solchen Gründen, mit persönlichen Ansprüchen an Glück, mit der Protestation der individuellen Freiheit, mit Belegen aus der Erfahrung sucht man das Recht und die Würde zu bestreiten oder zu beschränken, welche wir der religiösen Ehe zuerkannt haben. Vieles ließe sich mit Grund im Einzelnen erwiedern, man könnte einschärfen, daß der Leichtsinn, welcher den Bund unbedacht geschlossen, dann mit

Recht die Strafe tragen möge; ihm nachgeben, hieße ja gerade ihn pflanzen und befördern. Wo in der Wahl Irrthum gewaltet habe — könnte man fortfahren — da sei dieß nur durch Ernst und Kraft der Gesinnung auszugleichen, wie ja mancher Irrthum im Leben sich nicht durch Vernichtung des Geschehenen, sondern durch den Sinn, mit dem das Unwiderrufliche getragen wird, heben lasse. Ueberhaupt aber sei das ganze Verhältniß schon verschoben und untergraben, sobald nur in Einem Punkte der persönlichen Willkür Raum gelassen werde. Doch unsre Sache ist es nicht, uns mit diesen Gegengründen verständiger Art weiter zu befassen. Auf dem Standpunkte freier Sittlichkeit weisen wir alle jene Einwendungen damit zurück, daß sie sämmtlich mit der Ehe in unserem Sinne, mit der religiös-sittlichen, nichts zu schaffen haben; diese hat gegen jene Bedrohungen und gegen noch größere Gefahren einen Schild, der ihr zum Siege verhilft, und ihr ein unzerstörbares Leben zusichert. Hiemit treten wir zur Betrachtung des Tiefsten in der sittlichen Gemeinschaft.

Es trägt ein Jeder, der nicht ganz ein Produkt des nächsten Augenblicks geworden ist und willenlos verschwimmt in die Alltäglichkeit — es trägt ein Jeder ein zweifaches Bewußtsein in sich. Auf der einen Seite steht ein Bild dessen vor seiner Seele, was er werden soll und will; aber täglich tritt auch das Bild dessen, was er in der Wirklichkeit ist, vor seine Augen. Zwischen beiden Gestalten des Menschen, zwischen seiner idealen und wirklichen, oder besser, zwischen seiner geistigen und seiner sichtbaren, liegt oft ein

großer Zwischenraum. Wie oft hört man in späteren Jahren die Klage: „O mit welchen höheren Erwartungen bin ich in das wirkliche Leben getreten; wie viel mehr hat in mir gelegen als zum Vorschein kommen konnte; ich trug einen Frühling in mir, der gar nicht oder nur zur Hälfte seine Blüthen und Früchte treiben konnte!" Diese Klage — so trübsinnig sie auch lauten mag — legt doch immerhin ein Zeugniß ab für jene doppelte Gestalt, die in dem Menschen schläft. Ganz in unserem Sinne sagt ein geistvoller Menschenbeobachter:*) „Die Klage eines Jeden: was hätte „ich nicht werden können?" — bekennt das Dasein oder „Dagewesensein eines ältesten, paradiesischen Adams neben „und vor dem alten Adam." — Manchen Menschen gelingt es nie in ihrem Leben, jenes geistige Ziel, nach welchem sie aufschauen, zu einer bestimmten Gestalt auszubilden. Entweder kömmt es nie bei ihnen zur rechten Klarheit, was sie wollten, und sie tragen sich bloß mit einem unbefriedigten Etwas. Oder wenn sie auch meinen, sich verstanden zu haben in dem, was sie suchen, so finden sie das Leben in stets erneutem Widerspruche gegen ihr Inneres, und sie scheiden endlich vom irdischen Dasein mit jenem bangen Worte Herders: „Sonne, ich bin deiner müde!" doch vielleicht in der Hoffnung, drüben werde ihnen aufgehen, was ihrer Sehnsucht hier sich entzog wie ein körperloser Schatten. In noch Andern wird jener geistige Mensch mit seinen Ansprüchen

*) Jean Paul in der Levana.

frühe umzäunt durch die Gewohnheiten und Forderungen des täglichen Lebens, und es kann den Anschein haben, als sei nur noch dieser erscheinende, in die gemachten Formen eingezwängte Mensch vorhanden; jenes zurückgedrängte ideelle Ich in ihm tritt dann nur in vereinzelten Momenten aus seiner Verborgenheit hervor, und äußert sich mit einem Schrei des Schmerzes und der mißhandelten Sehnsucht. Wem solche Menschen begegnet sind — und ihrer sind nicht Wenige — der hat ein Bild zu meinen Worten, das ihn mit Wehmuth erfüllen wird. — Jedes Verhältniß nun, in das der Mensch tritt, jede Verbindung, die er schließt, erhält ihre Farbe von der einen oder von der andern jener beiden Gestalten, welche sich gleichsam um den Menschen streiten. Tiefen Sinn hat darum die uralte Volkssage, es habe ein Jeder seinen Doppelgänger, der zuweilen täuschend den Leuten erscheine; und mit furchtbarer Wahrheit hat diesen Gedanken der Dichter ausgeführt in jener Erzählung,*) wo der gespenstige Doppelgänger sich mit dem andern streitet, welcher von beiden das wahre Ich des Menschen offenbare. Darum der bedeutungsvolle Zug, welcher durch viele altdeutsche Volksmährchen hindurchgeht,**) daß die Bezauberung der menschlichen Gestalt jeden Tag für eine Viertelstunde aufhöre, und dann das wahre Bild des Menschen wieder durchblicke. Der Gehalt einer jeden Freundschaft und Liebe hängt darum

---

*) „Die Erscheinung" in Adalbert von Chamisso's Gedichten.

**) Man vergleiche die sinnvolle Einleitung zu Grimms Kinder- und Hausmährchen.

vornehmlich davon ab, welche von beiden Richtungen in beiden Verbundenen den Vorrang habe: ob die geistige, emporstrebende, oder die an das Aeußerliche gefesselte. Und jede Liebe läßt sich schon durch die Frage messen: „Liebst du an dem Andern nur sein gegenwärtiges, in die Augen fallendes Bild, oder auch sein inneres Dasein, welches ewiger Entwickelung fähig ist?“ — Jenes innere, geistige Bild, zu welchem der Mensch emporstrebt, steht am reinsten und frischesten vor uns in der Jugend; darum ist sie die Zeit, wo ächte, alle Wechsel des Lebens überdauernde Verbindungen geschlossen werden. —

Bisher habe ich diese Doppelgestalt des Menschen nur so betrachtet, wie die Erfahrung uns darauf leitet, wie die Beobachtung sie uns zeigt. In der christlichen Erfahrung aber gewinnt dieß alles eine ungleich bestimmtere Gestalt und Farbe; alles verklärt sich hier zu einer höheren Gewißheit, die dem Leben sein Recht läßt, und dem Gemüthe die höchste Befriedigung gewährt. Unser inneres, über das Leben hinausstrebendes, nach dem Ewigen gewendetes Ich bleibt nun nicht mehr etwas Vages, Unterbrochenes, eines bestimmten Zieles ermangelnd, oft mit dem Leben zerfallen, oft von demselben überwunden. Unser inneres, verborgenes Ich hat nun ein Vorbild gefunden, „welches gelebt hat und ewig lebt,“ welches vor dem geistigen Blicke dasteht in bestimmter Gestalt und mit menschlichen, anschaubaren Zügen. In dem Bilde des Erlösers erblickt unser geistiges Ich sein Urbild wieder; das bisher unbestimmte Sehnen, das formlose Stre-

ben nach dem Idealen, erkennt nun sein wahres Ziel, das uns über das Leben hebt ohne uns unbefriedigt mit dem Leben zu entzweien. Von nun an wird unser ganzes Dasein sich verwandeln in einen Geburtstag, in ein Bestreben, unser inneres Leben immer mehr aufgehen zu lassen in sein Urbild, immer lebendiger die Züge jener göttlichen Gestalt in uns einzuziehen, und in den göttlichen Lebenskräften, die von ihr ausströmen, selber ein neues Leben zu empfangen. Allein immer wurzelt unser Wesen nach der einen Seite hin noch in der vergänglichen Erscheinung; wir tragen das Göttliche in irdischen Gefäßen. Jenes neue göttliche Licht und Leben vermag nicht sofort unser ganzes Dasein in allen seinen Einzelheiten zu durchleuchten; es bleibt noch mancher Gedanke, manche Rede und That, worin noch nichts zu erkennen ist von jenem besseren Dasein, welches in uns begonnen hat. Wir können es in diesem Sinne zugeben, daß in der Wirklichkeit, in der Erscheinung noch immer ein doppeltes Leben, ein zwiefaches Bild von uns neben einander fortbesteht. Aber ferne sei es, daß deßhalb der alte zerstörende Zwiespalt noch fortdaure, daß unser innerstes Leben noch ein getrenntes sei. Eine Einheit, ein unzerstörbarer Zusammenhang unseres Lebens bleibt, aber er bleibt nur dem Glauben. In dieser Antwort liegt Großes und Unausdenkliches; in ihr liegt die letzte und einzige Lösung der Räthsel des Daseins, doch einzig für den, der schon den Sinn gewonnen hat für eine geistige Welt. Uns ist der Glaube das edelste Organ, das geistige Auge des

Menschen, es ist der Sinn für das Unsichtbare. Nur durch diesen Sinn vernehmen wir Etwas von unsrer ewigen Bestimmung; nur mit diesem Auge schauen wir das Urbild an, zu welchem unser Leben heranreifen soll; nur dieser Sinn des Glaubens vergegenwärtigt uns den Erlöser, der auch in uns eine Gestalt gewinnen soll; mit Einem Worte: sein Leben kann nur im Glauben das unsrige werden, nie ganz erreicht, aber auch nie ganz verloren, weil immer wieder gegenwärtig. So wird das Wort verständlich: „wir sollen an uns glauben!" das heißt: an unsre Bestimmung, die feststeht bei all unserem Trotze und unserer Verzagtheit; unsre Bestimmung, die wir nur im Glauben anschauen, und deren wir auf keinem anderen Wege inne werden. Durch diese Gesinnung, die in der zuversichtlichen Vergegenwärtigung unseres Zieles (also im Glauben) wurzelt, kommt Stetigkeit, Friede, Zusammenhang in unser Leben. Mag es noch so oft scheinen, der bessere Anfang sei wieder abgebrochen, unser Fortschreiten sei wieder zurückgeworfen: es muß uns schmerzen, weil die Ursache in uns liegt, und weil es uns trennt von unserem Glück — aber unverrückt bleibt das Ziel, zugesichert die Bestimmung. — Was wir sind am Lichte des Tages, was an uns weit zurückbleibt hinter unserem höheren Berufe: das sehen wir täglich, könnten es mit Händen greifen, und mancher Mund erzählt es uns gesprächig; „noch ist aber nicht erschienen, was wir sein werden;" vorhanden ist es im Glauben. Daß es durchbreche zum Lichte, daß

es zur Anschauung komme in unserem Leben: bleibt nichts desto minder die Aufgabe unserer Sittlichkeit.

Wo in dieser Gesinnung sich die Gemüther begegnen, da ist eine Vereinigung gegründet, die einen unvergänglichen Kern in sich hält; von diesem Geiste beseelt kann die Ehe auch von den Pforten der Hölle nicht überwältigt werden. Diese Liebe verschmäht jene Illusionen, deren die vorübergehende Neigung der Geschlechter bedarf; sie dichtet dem Andern nicht Eigenschaften an, die er nicht hat oder nur in geringerem Maße. Sie ist nicht blind (blind ist nur der Schatten, der ihren Namen trägt), sie schaut den Andern wie er ist, auch in seinen Mängeln und Fehlern, denn sie weiß, daß ein unheiliger Keim in jeder Brust verborgen ist. Die sittliche Liebe — wir wiederholen es — schaut den Andern wie er ist, in seinem wahren Wesen; sie kann es, ohne an Innigkeit einzubüßen; denn sie schaut ihn zur gleichen Zeit auch so, wie er sein wird und sein will; sie liebt nicht nur den, welchen sie sieht, sondern den, an welchen sie glaubt, und sie glaubt an seine Bestimmung. Diese aber ist ja dieselbe für beide Verbundene. So hat ihre Liebe einen festen und unvergänglichen Grund, weil ihr Gegenstand, ihr Ziel unvergänglich ist; so hat ihre Treue eine unversiegbare Quelle; denn sie blickt über Trübung und Verkennung hoffend auf das vielleicht nur verhüllte Bild des Verbundenen hin; sie weiß, daß seine bessere Natur wieder siegen wird; sie glaubt an dieselbe, und so bleibt sie ihr treu.

Das ist das Wesen der religiösen Ehe, durch Stiftung

und Gehalt geschützt vor jeder Vermischung mit den Karrikaturen der Kontrakts- und Konvenienz-Ehen. In ihr spiegelt sich rein ab das schöne Dasein, welches schon dem Einzelnen anbricht in der freien Sittlichkeit; ihre Frucht bleibt, wenn alle vergänglichen Blüthen längst abgefallen. Von ihr sagt der Dichter:

„Sie steht, und wird nicht fallen hin,
„Wo Zwei in Gott sind worden Eins;
„Ja groß ist dieses Bund's Gewinn:
„Der Seinen geht verloren Keins.
„Da sorge nicht;
„Dir nichts gebricht;
„Nur freu' dich des Vereins." —

In der nächsten Vorlesung werden wir eine andre Seite der Ehe beleuchten: die Erziehung. —

Eilfte Rede.

Die sittliche Erziehung in der Familie.

Verehrte Versammlung!

Gegenstand unsrer vorigen Rede war: die Ehe als ein unauflöslicher sittlicher Bund, und die Segnungen, welche gerade aus ihrer Unauflöslichkeit, das heißt aus ihrer religiösen Würde, herfließen. Damals richtete sich unsre Aufmerksamkeit mehr auf die beiden in der Ehe Verbundenen, auf ihre wechselseitige Einwirkung und Bildung, wodurch das Bild eines sittlichen Daseins in volle Wirklichkeit eintrete. Nach dieser Seite hin gehört die Ehe vorzugsweise der Gegenwart an; sie hat aber noch eine andre Seite, welche nach der Zukunft hinblickt; dieß ist die Erziehung, zu der wir uns heute wenden.

Durch die Erziehung hängt die Familie auf das innigste mit der Zukunft zusammen; in ihr liegt der Keim einer neuen Welt; wie reich oder arm, wie gesund oder wie verdorben, wie kräftig oder wie verkrüppelt an Seele und Leib diese neue Welt sein werde — das hängt zu einem großen Theile

von dem Boden ab, aus welchem sie hervorgeht. Dieser Boden aber ist die Familie; sie ist der Herd, auf welchen die Menschheit ihre höchsten Hoffnungen niederlegt. Alle die Güter, welche wir in der Gemeinschaft der Ehe entstehen sahen, die reinsten Blüthen der Sittlichkeit — sie erhalten eine fortwirkende Dauer und Bedeutung, wenn sie in dem Kinde, dessen Wesen und Streben sie durchdringen, von neuem sich entfalten. Daß dieß nun wirklich stattfinden möge, daß jenes Leben, welches in der sittlichen Gemeinschaft der Eltern sich offenbart, nun auch übergehe auf das kindliche Leben, und in demselben neue Wurzeln schlage — das eben ist das Ziel der Erziehung in der Familie.

Die Erziehung des Kindes umfaßt neben der leiblichen Pflege zwei wesentliche Aufgaben: die Bildung des Gemüthes, die Entwickelung des Geistes. Jene beginnt schon mit den ersten Aeußerungen des kindlichen Bewußtseins, und ist die nächste und heiligste Angelegenheit der Mutter. Diese dagegen, die Entwickelung des Geistes, verlangt erst später eine gesonderte Pflege, und wird dann die Sorge des Vaters. Natürlich werden die Eltern da, wo ihr Verhältniß das wahre ist, von Anfang an in beiden Aufgaben sich unterstützen und wechselseitig ergänzen.

Wenn schon die Natur das Kind in den ersten Jahren mehr an die mütterliche Pflege verweist als an die väterliche: so dürfen wir auch mit Recht die erste und heilsamste Nahrung der kindlichen Seele von der Mutter erwarten. Das also, was der Grundton in der Seele des Kindes werden soll,

den Kern, aus welchem alles sittliche Streben und das Glück seines Daseins erblühen soll — den kann nur die Mutter in das Kinderherz legen. Dieser Grundton, dieser Kern ist aber nichts anders als die erste Belebung der Religion in den jungen Herzen — und diese nur verstanden wir vorher unter der Bildung des Gemüthes, als der einen Aufgabe der Erziehung. Fragt man nun: warum soll gerade aus dem Munde der Mutter die religiöse Belehrung und Belebung so bedeutsam und nothwendig sein? so ist die Antwort leicht gefunden. Das Verhältniß des Vaters ist anfangs mehr ein äußeres zu dem Kinde; er tritt zu demselben in freien Stunden und Augenblicken, um sich an ihm zu erfreuen; aber in der Regel ruft ihn seine Pflicht und die Natur seiner Beschäftigung den größeren Theil des Tages von dem Kinde hinweg. Anders die Mutter; ihr Leben verschmilzt mit dem des Kindes zu einem einzigen, und auch dieses wird sich seines Daseins gar nicht anders bewußt als in Verbindung mit seiner Mutter. Daher jenes tiefe menschliche Gefühl des Mitleides, wenn wir eine Waise sehen, die in den ersten Monaten oder Jahren die Mutter verloren, während wir den Verlust eines Vaters für die erste Lebenszeit nicht eben so hoch anschlagen. — Steht also unbestreitbar in dieser Lebenszeit die Mutter ihrem Kinde am nächsten, so muß sie auch am leichtesten und natürlichsten den Weg finden zu dem Herzen ihres Kindes für die ersten Eindrücke einer unsichtbaren Welt. Jetzt eben, wo beide noch untrennbar verbunden sind; wo gleichsam noch Ein Pulsschlag beide

belebt — jetzt ist es noch Zeit, daß die mütterliche Liebe ihren Pflegling einweihe in die Gemeinschaft eines höheren Lebens, daß sie das noch ungetrübte Auge blicken lasse in das Land des Glaubens, welches von dem Kinde eben so leicht wahrgenommen wird, wie es sich nachher in der Zersplitterung des täglichen Lebens verhüllt. Lasset das Kind in das Auge seiner betenden Mutter blicken, und von selbst wird es ihren Blick begleiten, mit ihr aufschauen, und in ihre Hände die seinen falten. Und von wem sollte es sich lieber die heiligen Geschichten erzählen lassen, woher bessere Kunde vernehmen von der treuen Sorge eines unsichtbar nahen Vaters, als wieder aus dem Munde der Mutter? An Vielem mag später der zweifelnde und forschende Geist irre werden, um manchen schönen Glauben kann eine fremdartige, kalte Umgebung uns ärmer machen — aber was eine Mutter in der Zeit unseres ersten Erwachens in unser Gemüth gelegt hat: das kann dort nimmermehr untergehen, und wenn es auch noch so oft in den Windungen des heißen Lebens verhüllt würde. Wem das Gebet einer Mutter noch nachklingt, wer je mit ihr an den Sternenhimmel aufgeblickt hat: der kann sich, sein besseres Dasein nie auf die Dauer verlieren, er müßte denn sich lossagen von seiner ganzen Vergangenheit, und der Verworfenheit zufallen; und selbst dort noch würde ihre Stimme ihn aufschrecken oder aufsuchen. — So ist es; stärker als der Drang eines von seiner Bahn sich losreißenden Geistes, mächtiger als die Lockung gleißender Verführung bleibt ein schlichtes mütterliches Wort, wenn es sich zur

rechten Stunde eingesenkt hat in die kindliche Seele. Darum stimmen wir dem Dichter bei, wenn er der wahren Mutter nachrühmt:

„Wie klein die Quell' — ihr Segen
„Ernähret Feld' und Blum':
„So wahrt der Frauen Pflegen
„Des Landes Heiligthum;
„Ja Glauben, Eintracht, Sitte,
„Und was erhält ein Haus,
„Geht in der Kinder Mitte
„Vom Mutterherzen aus!"

Mit dem tiefsten Unmuthe erfüllt es uns billig, wenn wir jenen unglücklichen Mißgriff wahrnehmen, der auch in unsrer Nähe hie und da ist bemerkt worden; wenn nämlich dem jungen Gemüthe das zu einer Sache des verhaßten Zwanges gemacht wird, was ja nur als die innerste Regung freier Liebe seinen Werth hat. Es ist vorgekommen, daß Mütter in unseligem Eifer von ihren Kindern fromme Aeußerungen erzwungen haben, denen diese in in ihrem Innern widersprachen: durch Drohungen und Strafen wurde das Zugeständniß ihnen abgetrotzt, daß ihnen Gott lieber sei als alles andere, was ihr Verlangen reizte. Bedächten nur solche Mütter, daß sie mit dieser und ähnlicher Tyrannei gerade das Gegentheil von dem bewirken, was sie erreichen möchten. In den kindlichen Herzen setzt sich dann frühe ein geheimer Groll fest gegen das Heilige, das ihnen nie anders entgegengetreten ist als in der schreckenden Gestalt eines

sauern Joches; nicht selten haben solche, wenn sie erst der knechtischen Bearbeitung entflohen sind, sich in dem ödesten Unglauben zu entschädigen vermeint; bei Anderen führte jener Zwang zur verwerflichsten Heuchelei oder zu jener leeren Abnutzung frommer Redensarten, die uns widerwärtiger ist als der unverhüllteste Weltsinn. Im besten Falle ging aus solcher Erziehung eine Gesinnung hervor, die lebenslang in einer scheuen Knechtesfurcht vor dem Göttlichen stehen blieb, nie aber zur selbstempfundenen Freude und Lust an demselben sich aufschwingen konnte.

Darum wiederholen wir es: aller Werth und Gehalt der kindlichen Religiosität hängt davon ab, daß nichts darin angezwungen und bloß von außen aufgetragen sei, sondern daß es hervorquelle aus dem Innersten des Gemüthes als das eigenste Leben; nur hervorlocken soll es die Mutter mit befreundeter Stimme, nähren und leiten soll sie es, aber auch ehren in seinem ersten Keime als ein eigenthümliches Dasein, dem sie gerne seinen besondern Ausdruck, seine freie Sprache gönnt. Was die Mutter in dieser Weise gepflegt hat, nur das trägt eine Lebenskraft in sich, die sich dann in jeder späteren Ausbildung fortentwickelt; was der öffentliche Religionsunterricht befestiget, was die Kirche bietet, was unser Nachdenken uns enthüllt — das alles zieht seinen ersten Nahrungssaft doch stets von jenem Hauche mütterlicher Liebe, den nichts anderes ersetzen kann. Wüßte manche Mutter, welch' unschätzbares Gut sie ihren Kindern mitgiebt in das vielgestaltete Leben, wenn sie in ihr noch freies Gemüth

klaren, ungeschminkten Glauben pflanzt — wie würde sie dann auf jede Regung in ihren Kleinen achten, wo ein höheres Ahnen in denselben sich ankündigte! Gerne würde sie die Stunden, die gewöhnlich einer gehaltlosen Zerstreuung geopfert werden, in der Mitte der Ihrigen zubringen, wenn sie bedächte, daß vielleicht eines ihrer Worte in der Zukunft die sittliche Rettung ihres Kindes werden könnte. Wir erinnern gern an jene unlängst verstorbene große Frau, die Fürstin Amalie von Gallitzin, welche absichtlich ihre Haare zerschnitt, um für immer dagegen gesichert zu sein, der großen Gesellschaft die Stunden opfern zu müssen, welche sie ihren Kindern widmen wollte.

Haben wir vorhin bei der Bekämpfung einer erzwungenen Lippenreligion der einen Verirrung erwähnt, welche die Bildung des Gemüthes bedroht, so wenden wir uns nun gegen eine andre nicht minder irrige Richtung in der mütterlichen Erziehung, deren Ziel eine flache Verstandesreligion ist. Im vorigen Jahrhundert hat sich diese Richtung von Frankreich her in Deutschland festgesetzt, und sich allmälig auch unter uns eingeschlichen in verschiedener Verhüllung. Ihr angelegentlicher Rath läuft darauf hinaus: es sei die erste Bedingung einer naturgemäßen Erziehung und gesunden Bildung, dem Kinde ja nichts anderes beizubringen, als was es mit seinem Verstande vollkommen fassen und begreifen könne. Mit leichter Mühe war dann zu beweisen, daß die Vorstellungen von Gott und von einer unsichtbaren Welt für Kinder unbegreiflich seien, so wie die in der Schrift erzähl-

ten Wunder und die christliche Ansicht von der Person des Erlösers höchst unverständlich bleiben müssen. Alles dieses wurde also, eben um seiner Unverständlichkeit willen, von der Mittheilung an Kinder ausgeschlossen, und für ein späteres Alter aufbewahrt, wo es dann dem Verstande eines Jeden sollte überlassen werden, wie viel er von jenem Glauben begreifen könne; was er dann so begriffen und angenommen, das sollte — freilich nach einem bisher unerhörten Sprachgebrauche — sein Glaube heißen. Zum Ersatze für jenes nun verbannte Unbegreifliche sollte das Kind so frühe als möglich über allerlei Begreifliches und Verständliches belehrt werden, z. B. über den Bau der Kartoffeln und über die Erfindung des Spinnrades; und statt mit der dunkeln biblischen Geschichte erbaute man die Kinder mit wasserhellen moralischen Erzählungen von dem guten Fritz und dem bösen Gretchen und ähnlichem Ergreifenden. Schade nur, daß man bemerken mußte, wie die Kleinen auch für diese dünne und durchsichtige Bildung noch nicht reif genug schienen, da sie gewöhnlich bei jenem faden moralischen Geschwätze die gründlichste Langeweile bezeugten. Dagegen mußte man mit Bedauern an den Kleinen noch immer eine Art von Erbsünde, an die man sonst längst nicht mehr glaubte, wahrnehmen, in dem Hange nämlich für alles Wunderbare, der sich deutlich genug ankündigte, sobald ein Mährchen, eine Sage oder ein Zug der heiligen Geschichte sich in die Kinderwelt verirrte.

Wir haben diese falsche Richtung etwas umständlicher charakterisirt, weil sie — so oft sie auch besiegt worden, und

so kräftig sie in die Lächerlichkeit verwiesen wurde — doch immer von neuem sich regt. Sie beruht auf der von vorn herein grundlosen Voraussetzung: der Glaube sei eine bloße Angelegenheit des Verstandes, und das Wesen der Religion lasse sich ebenso leicht in Begriffe fassen wie jeder andre Unterricht. — Religiosität ist aber vielmehr der Sinn für das Unsichtbare und Ewige, läßt sich also, wie jeder Sinn, nicht beibringen, sondern nur wecken und entwickeln. Geweckt wird aber dieser höchste von allen Sinnen nicht durch einförmige Beispiele von Folgsamkeit, die aus einem engen, farblosen Leben entlehnt sind, auch nicht durch bloße Belehrungen über Gegenstände des täglichen Lebens. Geweckt und genährt wird jener Sinn für das Unsichtbare nur durch Bilder und Gestalten, welche ihren Ursprung in jener wunderbaren Welt haben. Machet mit diesen die Kinder bekannt, und bald wird es sich zeigen, wie sie in einer ganz vertrauten Welt zu athmen scheinen; wie sie bei dem Wunderbaren, bei allen Offenbarungen eines höheren Waltens so gerne verweilen, als wäre hier eben ihre wahre Heimath. Das Wunderbare ist ihnen darum so lieb, weil darin eine andere höhere Ordnung sichtbar ist als die bloß menschliche und beschränkt irdische; in derselben innern Stimmung wurzelt ihre Liebe zur Poesie, und die heilige Geschichte spricht darum besonders zu ihrem Herzen, weil es nicht gewöhnliche Geschichte ist, sondern die Enthüllung und Erscheinung einer unendlichen Welt. Diese Beobachtungen führen nothwendig zu der Wahrheit, daß jener innere

Sinn für das Göttliche, welchen wir Religiosität nennen, in dem Kinde ursprünglich vorhanden ist, und in keinem andern Lebensalter so frisch, so tief und erquickend. Sagte ja von ihnen der göttliche Freund der Kinder: daß sie allezeit anschauen das Angesicht ihres Vaters im Himmel; denn keine gewundene Reflexion, kein Gewicht irdischer Sorge trübt in ihnen das Licht, welches klar vor ihrer Seele steht. Ist also dem Kinde schon durch eine andere Fügung ein Auge für die höhere Welt in's Leben mitgegeben: so wird eine Mutter, je treuer sie über das Wohl der Ihren wacht, nur jenes Auge zu stärken und auf die rechten Gegenstände zu richten suchen. Geriethe sie aber auf den unglücklichen Abweg, ihrem Kinde nur von Begreiflichem und Erklärlichem zu sprechen: so hieße das gerade jenen höheren Sinn zerstören, welcher etwas Besseres verlangt als die kümmerlichen verständigen Brosamen, welche von dem Tische des täglichen Lebens fallen. Und gelänge diese Zerstörung des Schönsten, was die Gottheit in ein kindliches Gemüth gelegt hat — so könnte nur ein altkluges Wesen, das sich zu einer beliebigen Rolle im Leben früh brauchen ließe, der Lohn einer solchen Erziehung sein. —

Wo dagegen fände das Kind für jenen höheren Sinn eine edlere, gesundere Nahrung, wo einen herrlicheren Anlaß für die erste und reinste Entwickelung des Gemüthes und Geistes als in den heiligen Urkunden unserer Religion. Lernt es in den Büchern des alten Testamentes die Führung und göttliche Erziehung eines reich begabten aber

wankelmüthigen und widerspenstigen Volkes, welches einer fortwährenden Zucht eben so bedurfte, als es ihr widerstrebte: so wird ihm hier ein Spiegel des eigenen Lebens vorgehalten, welches lange genug in Eigenwilligkeit und Dünkel sich der höheren Erziehung unzugänglich macht. In den Geschichten des neuen Testamentes wird das Kind die Wege der göttlichen Liebe kennen lernen, die auch seinem Herzen auf das allerinnigste nahe gebracht werden muß; das Kind versteht es, und wird gerührt, wenn Ihr ihm erzählt: auch an sein Glück habe der göttliche Freund der Menschen gedacht; auch um seinetwillen sei er zu uns gekommen, habe er gelebt und gelitten. Zeichnet vor seiner Seele alle die kleinsten Züge, die uns aufbehalten sind aus jenem göttlichen Leben — und Ihr werdet mit Andacht inne werden, wie das Göttliche wirkt auf ein kindliches Gemüth. Aber von der Mutter muß es zuerst jene Kunde vernehmen; aus dem Munde beider Eltern müssen jene Geschichten ihm lieb und lebendig werden; nur vorgelesen oder gar in der Verkrüppelung und Ueberzückerung der gewöhnlichen Kinderbücher können jene Erzählungen ihre rechte Gewalt nicht üben. Ein großer Kenner der Schrift und des Menschen, Herder, erzählt Beispiele, daß Erwachsene erst durch den Eindruck, den die biblischen Geschichten auf ihre Kinder oder Zöglinge machten, wieder selber den verlorenen Sinn dafür gewonnen hätten. Und ähnliche Erfahrungen lassen sich in jeder belebten Familie machen; häufiger waren sie freilich in jener Zeit, wo noch nicht das Uebermaß nahrungsloser

Lektüre, wo weder Romane noch Taschenbücher das Buch verdrängt hatten, welches nicht als abergläubiges Orakel, aber als Freund und Rathgeber in jeder Lage gesucht und geliebt wurde. —

Daß Vieles dem Kinde dabei unbegreiflich bleibe, wird weise Eltern nicht im mindesten beunruhigen. Denn für's Erste ist es eine völlig verkehrte Meinung, der kindliche Geist werde am besten durch das Leichte gebildet, durch das, was er sofort versteht und überschaut; nichts würde sicherer die unausstehlichste Anmaßlichkeit und Einbildung in dem jüngeren Geschlechte pflanzen, als eine Methode der Art. Im Gegentheil, nicht frühe genug kann der jugendliche Sinn mit Gegenständen vertraut gemacht werden, an die er hinaufschauen muß, vor denen er sich beugt; wo er sich zwar Manches zu eigen machen und anwenden kann, aber immer wieder auf neue Tiefen stößt, die er noch nicht ergründet hat. So erhält die Jugend frühe schon einen heilsamen Eindruck davon, daß das Leben, daß Glauben und Wissen nicht etwas Fertiges und Abgethanes sein könne, sondern ein Unendliches, welches zu fortwährendem Lernen, zu steter Erprobung auffordere. Man vergleiche Kinder, welche gewöhnt wurden, an großen Gegenständen, die sie nicht zu überschauen vermochten, sich heranzubilden, mit andern, die nur mit dem leicht Begreiflichen und darum auch Leblosen vertraut wurden — und man wird in Kurzem gewahr werden, auf welcher Seite Schwung, Elastizität und Tiefe des Gemüthes und Geistes überwiegend sei.

Und überhaupt, was können denn Kinder, und nicht nur Kinder, sondern wir Alle begreifen, im strengsten Sinn begreiflich finden, sobald von göttlichen Dingen die Rede ist? Nie reicht auch der ausgebildetste Verstand an dieselben hinan, und alle unsre Gedanken von dem Göttlichen bleiben doch nur Vorstellungen, Bilder, die uns hier dienlich und nöthig sind, die aber einst vor der Klarheit wirklicher Anschauung zerfließen werden. Sie erinnern sich vielleicht an das Wort eines der religiösesten Männer des verflossenen Jahrhunderts: „Unsere Begriffe von Gott, die wir uns „hier auf das gescheideste machen, sind in der Ewigkeit „eben so viele Absurditäten.“ — Auch hierin sind die Schriften unsrer Religion bewundernswürdig, daß sie nicht dem Verstande einen abgezogenen Begriff von der Gottheit vorhalten; Alles in ihnen ist That und Leben, Empfindung, Anschauung, Geschichte. Ueberall sehen wir dort den sich kund gebenden, den Menschen sich nähernden, unter ihnen wandelnden Gott; den versteht das Kind, den kann es lieben; mit euern kalten, dürren Verstandesbegriffen vermag es nichts anzufangen. Jene Eindrücke dagegen werden ihm eine Kraft und ein Licht im Leben, auch nachdem es längst das Kindliche und Bildliche seiner Vorstellungen abgestreift hat.

In dem Bisherigen ist die Rede gewesen von einer falschen Verstandesrichtung, welche für die Bildung des Gemüthes verderblich werden kann, wogegen also der richtige Sinn einer Mutter sich zu verwahren hat. Eine ähnliche Verirrung droht in unsrer Zeit der Entwickelung des jugend-

lichen Geistes, welche wir vorzugsweise dem Vater zugewiesen haben; diese Verirrung ist das überwiegende Jagen nach dem bloß Nützlichen und für den nächsten Augenblick Brauchbaren. In diesem Sinne geht man schon bei der ersten Erziehung darauf aus, alle Anlagen und Regungen des jungen Geistes nur auf die Fertigkeiten zu richten, die in seinem späteren Berufe nöthig sind. Man möchte zum voraus die Zinsen berechnen, die eine solche Bildung abtragen werde, und alle Mühe und Sorge dreht sich um den einen Punkt, welche Erziehung am schnellsten und sichersten ein recht einträgliches Kapital aus dem Menschen machen werde. Man kann es unbestritten lassen, daß eine solche Erziehung oft schnell an ihrem Ziele ist; daß ein Mensch, dessen sonstige Anlagen und Neigungen eingemauert werden, sehr frühe schon für ein bestimmtes Geschäft hinlänglich kann abgerichtet sein; und ebenso kann bei der weiblichen Erziehung nach diesem Grundsatze äußerst schnell derjenige Anstrich erreicht werden, auf den es hiebei abgesehen ist. — Sie werden aber bereits bemerkt haben: das Entsetzliche, welches einer solchen Erziehung zu Grunde liegt, ist der Gedanke, daß der Mensch weiter nichts bedürfe als eine zweckmäßige Abrichtung für die nächste Stellung im bürgerlichen Leben, und für die große Kunst, das Dasein als ein Bergwerk zu betrachten, aus welchem wir möglichst viel Metall an's Licht fördern sollen. An eine Ausbildung des rein Menschlichen in uns wird hiebei so wenig gedacht als an die Begünstigung eines Sinnes, der über dieses Leben hinausstrebte;

denn das Menschliche wird nach seinem Ertrage geschätzt, und eine Stimmung, die an etwas Höherem als an den handgreiflichen Interessen Freude fände, ja die sich sogar zum Unvergänglichen aufrichtete — eine solche Stimmung müßte als höchst bedenklich erscheinen, und könnte nicht emsig genug als unpraktische Ueberspannung todt gemacht werden. Ob es dabei in dem Menschen zu einem wahrhaft sittlichen Dasein komme: das kommt weiter nicht in Frage; höchstens insofern als eine gewisse Moralität auch ökonomisch und für den Betrieb der Geschäfte das Vortheilhaftere ist, weil Ausschweifungen jeder Art zur Verschwendung führen, und die Kräfte erschöpfen. — Das also ist das Ziel einer sogenannten Bildung zum Praktischen, einer Nützlichkeitserziehung; glauben Sie nicht, daß ich Gespenster zitire; diese Tendenz ist offenkundig vorhanden, natürlich in verschiedenen Abstufungen; Viele folgen ihr, ohne zu wissen, wohin sie führt. Wir behaupten sogar: keine andre Richtung ist so mächtig in unsrer Zeit, wie diese materielle; diese droht uns zu verschlingen; sie ist der Herd der Revolution. Wird dieser Strom nicht gedämmt, so müssen wir einstimmen in Göthe's Weheruf: „Die Barbarei wird nicht erst kommen; sie ist schon da.“ — Denn der unvermeidliche Abgrund, zu welchem jene Abrichtung für den Nutzen führen muß, ist — verfeinerte Thierheit. —

Allein es giebt einen Damm gegen diese Ueberschwemmung, es giebt eine sichere Zuflucht, die glücklicher Weise in unser aller Bereiche liegt: dieß ist zunächst das Leben in

der Familie. Hier kann die Gesinnung erzogen und gestählt werden, welche gegen jene furchtbare Verödung des Gemüthes und gegen die feile Verdingung aller Kräfte einen tüchtigen Widerhalt bietet. Darum besonders haben wir bei jener zwiefachen Gefahr jeder ächten Erziehung länger verweilt, weil jede Verirrung schon zur Hälfte überwunden ist, sobald man sie hinlänglich kennt; und weil es eben die Aufgabe der sittlichen Familie ist, jene beiden Uebel nach Kräften abzuwehren. Die Familie ist für die sich entfaltende Jugend zur gleichen Zeit Kirche, Staat und Schule. Sie ist die Kirche, weil zuerst in der Familie das kindliche Gemüth eingeführt wird in das Heiligthum der Religion, in die beglückende Gewißheit einer höheren Gemeinschaft. Sie ist der Staat; denn hier zuerst findet sich das Kind in das unerläßliche Gesetz der Obordnung und Unterordnung; hier lernt es seinen Willen beugen unter einen höheren Willen, und im Gehorsam erstarken für die Freiheit; es lernt in der Liebe, ja in den Ansprüchen der Geschwister, in dem Wohlwollen wie in der Gerechtigkeit der Eltern eine selbstsüchtige Vereinzelung verschmähen und den Segen ahnen, welcher in der Gemeinschaft liegt. So wird frühe sein sittliches Vermögen geweckt; und hat es einmal die Freude empfunden, welche in der Bezähmung der eigenen Gelüste liegt, so ist es bewahrt vor dem unseligen Streben, in der Befriedigung vieler Bedürfnisse sein Glück zu suchen; nicht frühe genug kann es lernen, daß nur in der Unabhängigkeit von Bedürfnissen sittliche Kraft und Zufriedenheit erwächst.

Bleibende Freiheit von jenen Scheingenüssen gewährt aber nur der wesenhaftere Genuß eines inneren Gehalts; und innerer Gehalt gedeiht nur durch gediegene Bildung und Entwickelung des Geistes. Eben zu diesem Zwecke wird die Familie endlich auch dem Kinde zur ersten Schule, wo sein geistiges Gedeihen, die Entfaltung und Leitung aller edeln menschlichen Anlagen gefördert wird.

So hat sich uns nach zwei Seiten hin das Bild der christlichen Familie vergegenwärtiget, einmal als Gemeinschaft des sittlichen Lebens zwischen den Eltern und dann als Einpflanzung dieses Lebens in das aufwachsende Geschlecht. Vielleicht sind wir nun durch alles Bisherige vorbereitet, den Sinn jenes tiefen Paulinischen Wortes zu fassen, wo von der höchsten religiösen Bedeutung der Ehe die Rede ist. Es soll sich — jenem Ausspruche zufolge — in der wahren Ehe ein höheres Verhältniß wiederholen, dasjenige des Erlösers in seiner Thätigkeit für die Menschheit; „das Geheimniß — „so heißt es dort — ist groß; ich spreche aber von Christus „und der Gemeinde." — Es wäre demzufolge die Familie nicht bloß ein menschlich würdiges und edles Verhältniß; sondern in ihr und durch sie würde auch am ehesten und nachhaltigsten die erlösende Wirksamkeit möglich, welche das Werk des christlichen Geistes in der Menschheit ist. Denn wie dieser alles rein Menschliche in sich aufnimmt und zu einem Gefässe für einen höheren Inhalt weihet: so will er auch die Familie zu der Bestimmung durchbilden, in ihrer Mitte ein selbständiges und ursprüngliches reli-

giöses Leben zu entwickeln, gleichsam wiederum eine Gemeinde für sich darzustellen, welche in sich ein freies und schönes Dasein entfalten und nach außen belebend wirken könnte. So würde jede Familie ein neuer Mittelpunkt für die segnende Wirksamkeit des christlichen Geistes; in jeder gewänne er eine neue und eigenthümliche Gestalt, und bliebe doch derselbe in seiner Wirkung; überall arbeitend an der Besiegung des Selbstischen und Unlauteren, überall vereinigend durch die Gemeinsamkeit der Gesinnung, durch den Glauben an ein gemeinsames Heil. Dem einen Gliede der Familie, ihrem Haupte, würde der Beruf, am eigenthümlichsten das beglückende Leben des Erlösers in sein Inneres aufzunehmen, und alle Nerven seines Strebens mit diesem reinigenden Hauche zu erfrischen und zu durchdringen. In dem mit ihm verbundenen weiblichen Gemüthe würde das Bild, welches er nur besitzt als innere Anschauung, ausgeprägt zur annähernden Wirklichkeit; und wie ihr Leben dadurch der schönste Ausdruck seines inneren Lebens würde, so müßte auch er sein eigenes besseres Selbst hier immer wieder erkennen, und könnte in dieser Liebe nie sein höheres Dasein verlieren. Dieses gemeinsame Leben, in einem höheren beide zu sich heranziehenden Urbilde wurzelnd, „unbegreiflich“, und „idealisirt“ Jedem erscheinend, der es noch nicht über sich vermocht hat, aus der Beschränktheit seiner Selbstliebe herauszugehen, um sich in sittlicher Hingebung veredelt wieder zu finden — dieses Leben ist die Frucht des Geistes, der alles neu zu machen versprach; es trägt in sich

die Quelle eines nie versiegenden Daseins. — Wie mag es dann anders geschehen, als daß auch das heranwachsende Geschlecht berührt werde von dem Segen einer solchen Gemeinschaft, so daß auch in ihm früher oder später dieselbe Kraft der Liebe sich selbständig herausbildet, und ein sittliches Dasein gewinnt? Mag auch noch so viel Widerstrebendes in den jungen Herzen wuchern, mag Beispiel und Einfluß noch so verführerisch hineinblicken — ein Kind, das je lebendigen Theil genommen hat an dem reichen Segen jener Gemeinschaft der Familie, ein solches wird sich selten ganz von jenen zerstörenden Einflüssen hinreißen lassen. — Aus dem Bisherigen ist es nun auch erklärlich, warum das Christenthum von Anfang an in jeder politischen Form, in jedem menschlichen Verhältniß Raum gewinnen konnte, ohne dasselbe zu zerstören, nur nicht in jeder Form der Familie; hier, in der Familie, trat das Christenthum von Anfang an umgestaltend auf; erst ihm verdanken wir die reine Erscheinung der Familie, und die Anerkennung ihrer tieferen sittlichen und religiösen Bedeutung; mit seiner ersten Erscheinung war auch das Bewußtsein gegeben, daß in jeder reinen Familie ein neuer Herd für die Lebensflamme des christlichen Geistes gegründet sei. — Wenn eben dieses Bewußtsein auch nur unter einigen von Ihnen geweckt oder sicherer als bisher begründet worden wäre — so wäre dieß das beste Resultat, das ich meiner Darstellung wünschen möchte.

Zwölfte Rede.

Freundschaft. — Geselligkeit.

Verehrte Versammlung!

In den früheren Vorträgen haben wir es versucht, das Bild einer Familie uns zu vergegenwärtigen, in welcher die freie Sittlichkeit, der christliche Lebensgeist eine bleibende Stätte gefunden. Das kann aber nichts anders heißen als: wir wollten die Familie nicht nach einzelnen, zufälligen Erscheinungen messen, sondern sie aus ihrer ursprünglichen Idee, aus ihrer Bestimmung begreifen. Darum durften wir nicht bei dem stehen bleiben, was die Familie hie und da geworden ist, und noch täglich wird, bei jener matten, auszehrenden Gestalt, die ihren Namen trägt; vielmehr galt es auch zu zeigen, was sie werden kann und werden muß, wo sie von jener Gesinnung beseelt ist, welche wir allein eine wahrhaft sittliche nannten. —

Wie wir nun gesehen haben, daß die sittliche Familie in ihrem Innern eine Kirche und einen Staat im Kleinen begründet — so sind es ja auch nur die Familien, durch

deren Vereinigung Kirche und Staat im Großen, entstehen; in diesem Sinne ist die Kirche eine Alle umfassende religiöse, der Staat eine Alle umfassende bürgerliche Familie. Neben diesen beiden, neben der Gemeinschaft in der Familie und der Gemeinschaft in Kirche und Staat, giebt es noch eine andere sittliche Verbindung, welche als ein Mittelglied zwischen beiden weder ganz der Einen noch der Andern angehört: das ist die Freundschaft und die Geselligkeit. —

Die Freundschaft, besonders unter den Männern, hat ihre Blüthezeit, wo sie am gewöhnlichsten und leichtesten entsteht, in dem sich entwickelnden Jünglingsalter, wenn das frühere Abhängigkeitsverhältniß in der Familie einem freieren weicht, ohne daß schon eine bestimmte Wirksamkeit in Kirche oder Staat einträte. So bewährt es sich auch der Zeit nach, daß die Freundschaft zu einem verbindenden Gliede zwischen jener engeren und dieser umfassenderen Gemeinschaft bestimmt sei. – Zum ersten und unterscheidenden Charakter der Freundschaft gehört es, daß sie von der Wahl, von der freien Neigung des Einzelnen abhängt, daß sie also mit Freiheit und Bewußtsein gestiftet wird; während wir uns in den wichtigsten anderen Verbindungen schon befinden, ehe wir im Stande sind, zu prüfen und zu wählen. Es ist nicht unsre Sorge, zu welcher Familie, zu welcher kirchlichen und bürgerlichen Gemeinschaft wir gehören wollen; hierüber ist durch eine andere Fügung entschieden, ehe wir zu einem eigenen Leben erwacht sind; wohl aber ist es

unsere Sorge, welche Freundschaft wir gründen wollen; wer sich hierin dem Zufalle überließe, den treffe verdiente Schmach und Mißgeschick! Eben weil ein mächtigerer Wille als der unsrige uns in einer bestimmten Familie und in einem bestimmten religiösen und politischen Verbande schon durch unsre Geburt eine Stelle anweist — so sieht der Ernstere in diesen gegebenen Verhältnissen eine höhere Beauftragung, welcher er sich mit Liebe anschließt, Verhältnisse, gegen die er die nächsten Verpflichtungen hat. Wie enge oder wie weit man die Gränzen seines religiösen und politischen Vaterlandes abstecke: darüber entscheidet dann freilich nur die Eigenthümlichkeit und die Begabung des Einzelnen; wo aber jene Gränzen gänzlich vernachläßigt werden, wo wir die kirchliche und bürgerliche Gemeinschaft gleich leicht vertauschen sehen: da können wir mit Recht auf einen sittlichen Uebelstand schließen. Dagegen knüpft uns kein Gefühl der Pietät zum voraus an eine gewisse Freundschaft; hier waltet die Freiheit zu wählen, und von sich aus das ganze Verhältniß zu bestimmen und zu erhalten. Davon aber hängt der Werth jeder Freundschaft ab: was uns zur Stiftung derselben bestimmt habe, und welche Güter wir in ihr gefördert oder bewahrt sehen. Nicht daß man sich liebe, ist die wichtigste Frage in der Freundschaft; sondern was ein Jeder an dem Andern liebe. —

Man wird oft zusammengeführt durch ein dunkles gegenseitiges Wohlgefallen oder durch äußere Veranlassungen, die eine gewisse Annäherung zur Folge haben; auf diese

Weise entsteht jenes Verhältniß, welches man unter dem Namen „Bekanntschaft" von der Freundschaft unterscheidet. Bekannte können zu Freunden werden, oft aber treten sie uns Jahre lang, oft für immer um keinen Schritt näher als von Anfang an; der Grund ist: man hat sich von außen gefunden, nicht von innen; alles Aeußere aber ist schnell erschöpft, unendlich ist nur das Innere. Bedeutsamer und einflußreicher wird eine Verbindung, wenn Freunde gegenseitig einen geistigen und moralischen Gehalt erkennen und ehren; wenn sie hierin sich auf gemeinsamem Boden wissen. Eine geistige Kraft ergänzt dann die andre, eine moralische Bestrebung unterstützt und ermuthiget die andre. Aber das Höchste ist in einer solchen Freundschaft noch nicht gefunden, Sicherheit für die Fortdauer ist noch nicht gegeben. Auch geistige Interessen sind wandelbar, und moralischer Ernst kann sich mißverstehen, sich gegenseitig verkennen, und zur lästigen Spannung führen; in dieser Art sieht man nicht selten Freundschaften sich auflösen, die eine Zeit lang das regste Leben in sich entwickelt hatten. —

Es giebt aber noch ein anderes Sich finden; wahre Freundschaft erwächst in der Gemeinsamkeit der Gesinnung; ein fester, reiner, ewiger Grund für gemeinschaftliche Gesinnung ist da gefunden, wo man sich verbunden weiß durch die Liebe zum Höchsten und Ewigen, wo in einem klaren und seligen Glauben eine frohe, unwandelbare Hoffnung wurzelt. So verstehen wir ein schönes, hieher gehöriges Wort von Claudius: „Eigentliche Freundschaft kann nicht

„sein ohne Einigung; und wo die ist, da macht sie sich „gern und von selbst. So sind Leute, die zusammen Schiff„bruch leiden, und die an eine wüste Insel geworfen werden: „Freunde. Nämlich das gleiche Gefühl der Noth in ihnen „allen, die gleiche Hoffnung und der Eine Wunsch nach „Hülfe einigte sie; und das bleibt oft ihr ganzes Leben hin„durch." — So wird allerdings die schönste und fruchtbarste Freundschaft es sich bewußt werden, daß sie in ihrem tiefsten Grunde religiös ist. Sie werden mich nicht so mißverstehen, als wäre meine Meinung die: es sei ein Merkmal der veredeltsten Freundschaft, wenn ein gemeinsames religiöses Interesse jedes andere ausgeschlossen habe, so daß jedes Gespräch und jedes Bestreben diese Eine Farbe trage. Eine Selbstbeschränkung in diesem Maße ist zwar nicht unmöglich; gewiß aber ist sie nur wenigen Menschen vergönnt. Wie viele Interessen der Familie, des Vaterlandes, der Wissenschaft, der Kunst haben einen hohen menschlichen Werth, und erregen unsre lebendigste Aufmerksamkeit, ohne daß wir dieses Interesse gerade in religiöse Ausdrücke einkleiden? Allein das ist der unauslöschliche Charakter religiöser Freundschaft, daß sie eingehen kann in alle Interessen mit lebendigem Antheile, ohne sich je ganz in denselben zu verlieren; sie behält stets ein höchstes Gut vor Augen, an welchem sie jene anderen Interessen mißt; sie behält stets einen tieferen gemeinsamen Grund, auf dem sie sich Eins weiß, auch wenn alle anderen Interessen wechseln. Ungesucht, frei aus der inneren Quelle ächter Empfindung fließt dann zur rechten

Zeit die gegenseitige Mittheilung über das Heilige; eine Erfahrung in unserem Inneren, ein Geschick, das uns tief berührt, Schmerz wie Freude können den befreundeten Gemüthern zum Anlasse werden, ihr Innerstes und Heiligstes zu enthüllen, und die zartesten Fäden eines höheren Zusammenhanges anzudeuten oder klar darzulegen. Von solchen Höhepunkten herab überschauen sie wieder mit hellerem Auge den Weg, der noch vor ihnen liegt, reichen sich die Hände über Klippen, die sich vorfinden, und wo der Eine laß wird oder unstät, da steht der Andre ihm zur Seite, und wo er sich verirrte — er würde ihm rettend nachfolgen.

Solche Freundschaft gedeiht aber, wie die Ehe, nur im Glauben. Wie alles Menschliche mit einem Keime des Unterganges behaftet ist, so die reinste menschliche Verbindung, die beste Freundschaft. Wer schützt sie vor Veraltung? wer hält die herbste Trennung fern? sie kann im Laufe der Jahre erkalten; fremder Einfluß kann sich verderbend zwischen sie drängen; man sinkt zurück von dem früheren Aufstreben, und findet sich zuletzt in einer Welt, die der früheren nicht mehr ähnlich sieht; nur Gewohnheit hält das gelockerte Band noch zusammen. Vor diesem Geschicke ist die Freundschaft bewahrt, deren Seele der Glaube ist; der Glaube nämlich an ein Höheres, das man gemeinsam sucht, und wozu man eine gemeinsame Bestimmung hat. — Weil beide sich zusammengefunden haben in Einer Liebe zu Etwas, das über ihnen beiden steht: so ist es auch diese Liebe, die ihnen die Möglichkeit steter Treue gewährt; denn sie bleiben sich

treu, so lange sie ihrem Ziele treu bleiben, und wenn sie sich von diesem entfernten, so trennten sie sich von ihrem Leben. Dieses Ziel ist ihnen aber gegenwärtig und persönlich geworden in Einem geschichtlichen Urbilde sittlicher Vollendung; und je mehr sie von jenem göttlichen Leben in sich aufnehmen, desto mehr ist ihre Freundschaft geschützt vor menschlichem Verfalle, desto mehr wird sie als segnende Lebenskraft jede andere, auch die schwerste Wirksamkeit erleichtern und erleuchten. So schauen wir in unserm Freunde immer noch einen unsichtbaren Freund, der oft sein wahres Wesen noch nicht durchblicken läßt, der sich, auch nachdem er sich lebendig geäußert, vielleicht wieder verhüllt; aber wir glauben an ihn, lieben ihn, und retten so gleichzeitig seinen und unseren Frieden. In diesem Glauben an einen unsichtbaren Freund, der in dem sichtbaren sich entwickelt, halten wir seine ächte, ideale Persönlichkeit fest, auch dann, wenn er sich selbst davon lossagen würde; wir geben ihn nicht auf, auch wenn er selbst sich aufgäbe; denn in unserem Glauben bleibt ja sein besseres Ich aufbewahrt, und sobald er es erblickt, wird er wieder zu demselben zurückkehren. So ist es erklärlich, daß der Freund seine verlorene bessere Existenz in der Liebe eines anderen wieder finden kann. Und alle, die sich eines höheren Lebens bewußt sind, haben ja sich selbst erst wieder gefunden in Einer Liebe — die lange genug auch nur an uns glauben mußte. —

Wo eine Freundschaft auf diesen unverwüstlichen Felsen gebaut ist, da erst hat jede andere gemeinsame Bestrebung,

jedes geistige und weltliche, würdige Interesse den rechten Grundton gefunden, der die zerstörenden Verirrungen fern hält; jenen Grundton, welcher durch alles andere Thun hindurchklingt als ein tiefes, alle sittlichen Kräfte erhöhendes Gefühl; wie es ein Dichter sinnvoll ausdrückt:

„Ein Tempel, wo wir knieen,
Ein Ort, wohin wir ziehen,
Ein Glück, für das wir glühen,
Ein Himmel mir und dir.“

Es liegt aber in der Natur der Verhältnisse, daß wir uns außer dem innigen freundschaftlichen auch in einem weiteren geselligen Kreise bewegen müssen. In diesem allgemeineren gesellschaftlichen Umgange kann allerdings nicht mehr der innige und unmittelbare Verkehr zwischen den Gemüthern stattfinden, wie dieß in der engeren Freundschaft möglich ist. Denn gerade der lebendigste und treffendste Ausdruck der unmittelbaren Empfindung oder Ansicht wird am leichtesten mißverstanden, wo verschiedenartige Persönlichkeiten beisammen sind. „Sobald man in Gesell„schaft ist — meinte Göthe — so nimmt man vom Herzen „den Schlüssel ab, und steckt ihn in die Tasche.“ Und wenn man die Wahrheit dieses Ausspruches (der übrigens aus der Periode stammt, wo Göthe sich in einen weltklugen Hofmann zusammengeschnürt hatte) auch nicht in diesem Umfange zugeben wollte — so bleibt es doch immer wahr, daß wir in größere gesellige Kreise nicht die Ansprüche des Herzens mitbringen dürfen, die in der ächten Freundschaft

ihre Befriedigung finden. — Allein wenn auch das Innigste und Individuellste der Gesinnung in der gewöhnlichen Gesellschaft nicht laut werden darf, so ist doch keineswegs der Einfluß der Gesinnung von jenen Kreisen völlig ausgeschlossen. — Vielmehr scheiden sich gerade bei diesem Punkte zwei Arten von Gesellschaft, diejenige, wo die Gesinnung zusammenführt und die, wo nur äußere Rücksichten und zufällige Veranlassungen das zusammenhaltende Band ausmachen. —

In jenen Gesellschaften der ersten Art, wo eine verwandte Gesinnung auf sittlich-religiösem Grunde unter allen Gliedern vorausgesetzt und als Band der Einzelnen betrachtet wird — hat man den großen Gewinn eines bestimmten, gemeinsamen Ausgangspunktes, an welchen man immer wieder anknüpfen, auf den man stets wieder zurückkommen kann. So ist Raum für die mannigfaltigsten Gegenstände der Unterhaltung und für die Aeußerung der verschiedensten Persönlichkeiten, weil man auf dem gesicherten Boden gegenseitiger Anerkennung steht; diese ist aber nur da möglich, wo man im Wesentlichen und Nothwendigen sich so Eins weiß, daß man in allem Andern die freie Eigenthümlichkeit gern gewähren läßt. Wer nur die eine Seite der Gesellschaften kennt, die von Thee, Spiel oder Tanz ihren Namen haben, der hat keine Ahnung davon, welch reiches und mannigfaltiges Leben sich in jenen durch Gesinnung gegründeten Kreisen entwickeln kann. Da findet jedes menschliche Interesse seine rechte Würdigung, so freilich, daß das Kleine auch

immer als klein behandelt wird, und nur das Große und Wahre als groß und wahr. Jeder theilt aus dem Schatze besonderer Erfahrung und Bildung das mit, was die Fragen der Zeit von einer neuen Seite beleuchtet, was den Zweifel des Andern beschwichtigt oder doch der Entscheidung näher führt. Die Vergangenheit mit ihren Ergebnissen, die Gegenwart mit ihren Forderungen, die Zukunft mit ihren Aussichten — sie alle werden hereingezogen in den Fluß lebendiger, unbewachter Mittheilung. Ein Wort begründet oder beschränkt sich durch das Urtheil des Andern, um eine allgemeinere Gültigkeit zu erringen; und die freie Enthüllung eigener Anschauungen, der durchsichtige Ausdruck reifer Bildung ruft elektrisch auch in den Andern die schlafenden oder nur halb entwickelten Funken hervor. Der hat noch wenig erfahren von der Bedeutung höherer Geselligkeit, der noch nie in der lebendigen Mittheilung es empfunden hat, wie die eigene Kraft sich hier verdoppelt, das eigene Leben sich steigert, die eigene Klarheit wächst und oft bis zu einer kaum geahnten Höhe sich hebt; in solchen Stunden kann oft reif und kräftig hervorbrechen, was lange sich im Stillen in unserem Inneren vorbereitet hat, und nur einen angemessenen Ausdruck suchte; nun ist es ausgesprochen, nun hat es erst für uns selber anschauliche Klarheit, und es bleibt uns gesichert auch in den Zeiten, wo das errungene Licht sich wieder verdunkelt. — Wer hieran zweifelt, weil ihm dergleichen noch nicht vorgekommen ist, der beweist damit nichts weiter, als daß das schönste Vermögen der Menschheit, die

Kraft der Gemeinschaft, ihm noch fremd geblieben sei in dieser Gestalt ächter Geselligkeit. — Scherz und Heiterkeit finden hier ihre rechte Stelle, weil sie nicht in Gefahr sind, in herzlosen Spott oder in taumelnde Ausgelassenheit sich aufzulösen. Das ist nicht jener Scherz, der einen tiefen im Innern gefühlten Schaden geflissentlich übertünchen, künstlich betäuben will; denn hiebei kann der Scharfblickende doch immer wieder die Wunden wahrnehmen, die unter dem bunten Schleier hervorblicken, und er weiß, daß hinter diesem Gelächter vielleicht ein Schrei der Verzweiflung lauert. Nein, das ist jener Scherz, der aus einem Gemüthe fröhlich hervorblüht, welches seinen Frieden gefunden. Wie reichen Stoff bietet nicht das Leben und die kluge Welt dieser lächelnden, freien Betrachtung, und wie gern giebt man selbst die eigenen Menschlichkeiten preis zur fröhlichen Bekämpfung, wohl wissend, daß dieß nie an den eigentlichen Nerv des inneren Lebens rühren kann. Gezüchtigt ohne Gnade wird nur der gehaltlose Schein, alles Jagen nach einer erlogenen Bedeutung, zu welcher man innerlich kein Recht und keine Reife hat; alle falsche Manier, alles trügerische Scheinwesen wird hier ferngehalten, oder wo es sich aufdrängen will, entblößt und gerichtet; und gegen die seelenlose Flachheit einer dünkelhaften Frivolität wird neben der Waffe des strafenden Ernstes auch die Geißel des überlegenen Spottes geschwungen. — Neben diesem reinen und wohlthätig erfrischenden Scherze braucht der tiefste Ernst — sobald er sich zu äußern veranlaßt ist — nicht zu verstummen;

er wird nur in den Kreisen ängstlich abgesperrt, wo auch die Heiterkeit nur eine künstlich unterhaltene ist. Wo dagegen dem reinen Ausdrucke des Inneren sein Recht gegönnt wird, da findet auch ein großer Schmerz, jedes tiefere zur Bewunderung oder Wehmuth angeregte Gefühl den reinen Anklang, dessen es bedürftig ist. — Es ist ein vielfach herumgebotener Irrthum, zu dem sich der Sittliche nie erniedrigen wird: die Erholung da zu suchen, wo nur von Geringfügigem und Gleichgültigem die Rede ist, wo durch eine planmäßige Ausschließung des inneren Lebens eine gewisse Abspannung hervorgebracht werden soll; wo also die Summe des frischen Lebens auf Null reduzirt ist. Solcher künstlichen Erholung wird der Sittliche selten bedürfen. Wer aus seinem Inneren die Lust am Scheine und an unwahrer Existenz verbannt hat, der findet in der Thätigkeit, die ihm zufällt, neben der Erschöpfung auch Erfrischung und anregende Lebensfreude. Erholung bietet ihm in reichstem Maße nur die Gesellschaft, wo die strenge, in bestimmte Formen gewiesene Thätigkeit vertauscht wird mit einem freien Ergusse dessen, was den Geist beschäftigt und das Gemüth erfüllt. Mit einem Worte: nicht das Ausschließen der höheren geistigen Interessen, sondern die ungehemmtere und unbewachtere Aeußerung derselben kann dieser Gesellschaft ihren Reiz und ihre Bedeutung geben.

Doch ist es Zeit, nun auch jene zweite Art der Geselligkeit zu berücksichtigen, die wir vorhin angedeutet; ich meine die Gesellschaft, wo nicht die Gesinnung das Be-

stimmende und Verbindende ist, sondern wo äußere Gründe und Veranlassungen die Einzelnen zusammenführen. Weil hier nichts Inneres ist, worauf man als auf etwas Gemeinschaftliches zählen könnte, so ergiebt es sich von selbst, daß man auf äußere Hülfsmittel denkt, wodurch die verschiedenartigen Persönlichkeiten und Neigungen, so gut es gehen will, zusammengehalten werden. Je gleichgültiger nun diese äußeren, verknüpfenden Hülfsmittel an sich sind, je weniger sie in eine nähere Beziehung zu dem inneren Sein des Menschen treten, um so geeigneter können sie scheinen, auch den größten und verschiedenartigsten Kreis von Menschen ohne Störung und Spannung zu beschäftigen und, wenigstens dem Raume nach, zu vereinigen. Es ließe sich behaupten: der Triumph einer solchen Gesellschaft bestehe darin, mit sicherem Takte sich im Umkreise einer Null zu bewegen. Von sittlichen Resultaten kann natürlich hier nicht die Rede sein, wo überhaupt ganz andere Beweggründe als unmittelbar sittliche obwalten; es sind dieß Beweggründe, die durch bestimmte Verhältnisse und Lagen können bedingt sein, und über die ein erschöpfendes sittliches Urtheil nicht eben leicht ist. An und für sich kann man überhaupt mit denjenigen gar nicht rechten, die in die Gesellschaft kein anderes Bedürfniß als das des Zeitvertreibs mitbringen. Denn das Vertreiben der Zeit findet im Gebiete des Sittlichen gar keinen Platz, und gehört einer durchaus verschiedenen Sphäre des Lebens an, einer solchen nämlich,

wo das durchgebildete Sittliche als graue Pedanterie erscheinen muß. Zwischen diesen beiden Standpunkten läßt sich schwer ein verbindendes Mittelglied auffinden; es wird kaum erreichbar sein, dem das Gelbe beliebt zu machen, der seine eigene Lust am Grünen hat, und umgekehrt. Gerne würden wir also hier den Spruch des Dichters zu Gemüthe führen:

„Eines schickt sich nicht für Alle;
Sehe Jeder, wo er bleibe,
Sehe Jeder, wie er's treibe,
Und wer steht, daß er nicht falle!"

Aber mit diesem Vergleiche ist die Schwierigkeit nicht gehoben; denn eine solche neutrale Stellung wird dem Sittlichen selten gestattet; vielmehr tritt oft genug die Forderung an ihn heran: er möge seine individuellen Bedürfnisse den Gesetzen des geselligen Lebens aufopfern. Die Formen der bestehenden Gesellschaft üben dann eine gewisse Meinungsherrschaft aus, denen der Einzelne seinen Tribut, und oft keinen geringen darbringen soll; und es wird ihm verübelt, wenn er für seinen Sinn anderswo die ihm gemäßere Nahrung zu finden meint. Hier kann für den Sittlichen ein Konflikt entstehen, dessen Lösung nicht auf der Oberfläche liegt. —

Diesen Forderungen der Gesellschaft wird er mit der Erklärung entgegentreten: „Ihr verlangt das Unmögliche „und Unbillige, wenn ihr meint: ein jegliches Gemüth solle

„an derselben Form der Geselligkeit Genüge finden. Wen „sein Sinn zu einer Form zieht, der wolle uns nur nicht „dieselbe aufzwingen, da unser Weg überhaupt ein anderes „Ziel sucht. — Gesetzt (so fährt man fort), wir hätten „den Ernst des Lebens für einmal so begriffen, daß wir „vorläufig keine Zeit mehr fänden für fruchtlose Zerstreu- „ungen, die weder Andern irgend einen Gewinn, noch uns „Erholung gewährten: wolltet ihr dennoch von uns fordern, „daß wir die kostbare Zeit an einen von den Kreisen hin- „opferten, von welchen ein Dichter klagt, ihr einziges Re- „sultat sei:

„Daß in ewiger Erneuung
„Jeder täglich Neues höre,
„Und zugleich auch die Zerstreuung
„Jeden in sich selbst zerstöre.“ —

„Oder an die Conversationen, über die sich derselbe nicht „minder niederschlagend vernehmen läßt:

„Mich ängstigt das Verfängliche
„Im widrigen Geschwätz,
„Wo nichts verharret, Alles flieht,
„Wo schon verschwunden, was man sieht,
„Und mich umfängt das bängliche
„Das grau gestrickte Netz.“ —

„Und selbst den Fall angenommen, daß die Kreise, in die „ihr uns ziehen wollt, mehr wirklichen Stoff vom Leben und „Freude enthielten, sollten wir uns darum ausschließen von

„dem Leben, in welchem wir heimisch geworden sind; soll„ten wir uns absichtlich einem immer erneuten innern Zwie„spalte aussetzen, nachdem wir die Versöhnung desselben „einmal errungen? Und wie vermeiden wir, falls wir un„serem inneren Zuge folgen, dann den gehässigen Schein „einer eigensinnigen oder stolzen Absonderung?“ —

Was die Antwort auf jene sittlichen Zweifel erschwert, ist die wohlbegründete Erfahrung, daß über den sittlichen Werth unseres geselligen Lebens ein allgemeines Urtheil sich nicht fällen läßt. In jedem Lande, in jeder Stadt, in jedem zusammenhängenden Kreise kommen so viele besondere Rücksichten von sehr verschiedener Natur in Erwägung, die eine gerechte umsichtige Beurtheilung nicht übersehen darf. Ebenso müssen die verschiedenen Stufen sittlicher Entwickelung gegen ein allgemein gültiges und bindendes Urtheil in diesen Dingen ein gewichtiges Hinderniß bilden. — Der gewissenhaften Prüfung eines Jeden werden wir es anheimstellen müssen, welche Pflichten er jedesmal als die nächsten und höchsten anerkennen soll; und vor schmeichelnder Selbsttäuschung bewahrt eine innere Stimme, die den Sittlichen nie zu lange ohne Antwort läßt. Gewiß ist, daß erst aus einer solchen oft wiederholten Selbstprüfung der reine Sinn erwächst, dem dann freilich alles rein ist. Nur im Zustande eines schon tief gesunkenen sittlichen Lebens werden die gesellschaftlichen Vergnügungen schon den Pesthauch der Sünde mit sich führen; im gewöhnlichen geordneten Zustande der Gesellschaft sind

sie an und für sich gleichgültig, ihr Einfluß hängt dann von dem Sinne ab, den die Einzelnen schon mitbringen. Nur das Wort mag hier noch seine Stelle finden: daß ja Keiner sich vorlügen möge, innerlich frei zu sein, dessen ganzes Sein und Streben noch die Ketten eines geknechteten Gemüthes verräth! —

Dreizehnte Rede.

Das sittliche Leben in der kirchlichen Gemeinschaft.

Verehrte Versammlung!

Sie erinnern sich, daß wir Freundschaft und Geselligkeit als ein mittleres Gebiet bezeichneten zwischen der Familie und der umfassenderen Gemeinschaft von Kirche und Staat. Die erstere ist es, zu welcher wir uns jetzt wenden. —

Sie werden hier nicht den Versuch erwarten, die Bedeutung der Kirche in ihrem vollen Umfange nach ihrer ewigen Idee als religiöse Gemeinschaft und dann nach ihrer weltlichen und historischen Erscheinung zu würdigen; diese Aufgabe müssen wir der Religionsphilosophie und der Geschichte zuweisen. Wir betrachten sie hier nur von der einen Seite, inwiefern sie in unmittelbarer Beziehung steht zu dem höheren sittlichen Leben des Einzelnen.

Als sittliche Gemeinschaft hat die Kirche im weitesten Sinne die Bestimmung, die religiösen In=

teressen der Menschheit zu vertreten (als sichtbare Kirche); hierin liegt der zwiefache Beruf: zur Religion zu erziehen und in der Religion zu vereinigen. Aus der Vereinzelung und Sonderung will sie den Gläubigen einführen in die geordnete und fruchtbringende Gemeinschaft des religiösen Lebens; sie will aber auch auf die künftigen Geschlechter dieß Leben fortpflanzen, darum wird sie für die Einzelnen wie für ganze Völker religiöse Erzieherin und Lehrerin. Durch die Kirche zum Glauben! und: durch den Glauben zur Kirche! durch das Leben zur Wahrheit, durch die Wahrheit zum Leben: dieß ist die unaufhörliche Wechselwirkung, gleichsam der organische Athmungsprozeß der wahren Religion. Liegt es in dem Wesen des Sittlichen, daß er sein errungenes inneres Gut nicht in sich verschließen will als einen Privatbesitz: so muß er die Kirche als die Gemeinschaft begrüßen, in welcher es ihm möglich wird, das Heilige, wie er es geschaut, zum Gemeingute für Mehrere zu machen. Zwar ist es nicht einem Jeden gegeben, eine selbstthätige religiöse Einwirkung auf Andre auszuüben; nicht Jeder ist zum Lehrer der Gemeinde berufen, nicht Jeder ist in sich zu einem bestimmten Abschlusse gekommen, und nicht Jedem ist die Bildung zu Theil geworden, dem wahr Empfundenen auch den wahren Ausdruck zu leihen. Aber nie darf das hohe Vorrecht vergessen werden, welches die evangelische Kirche wieder siegreich behauptete, daß das Höchste im christlichen Leben von einem Jeden kann errungen und genossen werden,

da es nicht mehr der ausschließliche Besitz eines besonderen Standes bleiben darf. Ist aber dem Einzelnen in unsrer Kirche ein höherer Werth zuerkannt, so ist eine erhöhete Anforderung an den Einzelnen davon unzertrennlich. Als thätiges Glied der Kirche kann sich ein Jeder erweisen in seinem Maße, nicht bloß durch die Theilnahme an der kirchlichen Versammlung (denn hier verhält sich ja die große Mehrzahl nur empfangend) sondern eben so sehr in der nächsten Umgebung eines Jeden. Die Familie, die Freundschaft, die vertrauteren geselligen Kreise werden, wo immer ein kräftiges religiöses Leben sich entfaltet hat, an diesem Geisteshauche sich erfrischen, und ebenso viele Kirchen im Kleinen darstellen, unter deren lebendigem Einflusse alle anderen menschlichen Beziehungen und Verbindungen sich veredeln müssen. — Nur so, wenn ein kirchliches Gemeingefühl alle ihre Glieder durchdringt, wenn wieder alle Besseren sich besinnen, daß Kirche noch etwas anderes bedeute als das Haus, in welchem man sich sonntäglich versammelt; wenn die Lebensfragen der christlichen Ueberzeugung wieder zu einem Gemeingute werden, worüber man sich unbefangen aussprechen darf, ohne befürchten zu müssen, auf einen Berg von Vorurtheilen und Einwendungen zu stoßen; mit einem Worte, wenn die heiligen Interessen der Kirche wieder als Angelegenheit eines jeden religiösen Gemüthes betrachtet werden, nicht als todte Gewohnheitssache, nicht als Sittenanstalt für die große Menge, nicht als bloße Amtspflicht der Theologen — dann, und dann allein kann

die Kirche vor der Gefahr gerettet werden, in kleine Sekten zu zerbröckeln. Nur durch ein solches Aufbauen des Verfallenen, durch ein Beleben des Veralteten, kann dem Bekehrungseifer der von der Kirche Getrennten gründlich vorgebeugt werden; wer hier nicht mitbauen will, der mag denn zusehen, wie der Rest des vorhandenen religiösen Lebens in krankhafte Zuckungen ausartet, die vielleicht hier und da aus der Stumpfheit aufwecken und im Weltgenusse den innerlich Haltlosen ernstlich stören mögen, die aber nicht mehr im Stande sind, ein gesundes und kräftiges religiöses Gemeingefühl zu erschaffen.

Doch zu diesem Aeußersten ist es noch lange nicht gekommen; frohere Hoffnungen beleben den, der offene Augen für die Gegenwart hat, und laden jeden Wachenden ein, das Seinige beizutragen zu einer Wiederbelebung unsrer Kirche von innen heraus; nur so wird der tiefe, um sich fressende Schaden heilen, der unsere Wohlfahrt zu zerstören droht. Viele in allen Sphären des Lebens haben diesen religiösen Beruf unsrer Zeit erkannt, und noch Mehrere — so hoffen wir — werden ihm folgen; von der stillen Forschung der Wissenschaft, von der reinen Begeisterung der Kunst bis in die geistig bewegten Kreise einer die Gegenwart verstehenden Geselligkeit, von dem treuen Wirken des Lehrers der Gemeinde bis zu der großartigen Thätigkeit der Mission geht ein gemeinsamer Zug, Eine Verheißung, auf die wir vertrauen, und die uns aufrecht hält über die trübsten Verwickelungen der Gegenwart und unseres

Vaterlandes insbesondere. So ist mir das Wort eines großen verstorbenen Staatsmannes verständlich: „Alles, was in mir noch jugendlich ist, habe ich dem Christenthum zu verdanken.“ —

Unsere Würdigung der sittlichen Bedeutung der Kirche hat bisher mehr die eine Seite der Sache hervorgehoben: was wir der Kirche schuldig seien; nun aber berücksichtigen wir noch die andere Seite: was die kirchliche Gemeinschaft uns gewähre? Da wir zugaben, daß in der evangelischen Kirche dem einzelnen Gliede derselben eine ungleich größere Bedeutung eingeräumt wird als in der katholischen — so lag darin der natürliche Schluß, daß eben darum von dem Einzelnen in unsrer Kirche eine höhere Selbstthätigkeit und Mitwirkung, eine reifere Entwickelung des religiösen Bewußtseins dürfe erwartet werden. Die Reformation hat ihre tiefste und letzte Quelle in dem noch lange nicht erfüllten Bestreben, den religiösen Glauben in die innigste und fruchtbarste Beziehung zum wirklichen Leben zu bringen; darum muß die Gemeinschaft in diesem Glauben — welches eben der Begriff der Kirche ist — nothwendig auch in ein näheres Verhältniß zu unserem täglichen Leben gebracht werden, als dieß in der römischen Kirche der Fall sein kann, wo die Pflege des religiösen Lebens einem einzelnen Stande als ausschließliches Vorrecht zugewiesen ist. Es hängt also die Kraft und das Leben unserer Kirche zu einem großen Theile davon ab: ob die Einzelnen, die Familie, die engeren persönlichen Verbindungen zu einer religiösen Durch-

bildung gekommen seien; ob die christliche Erfahrung im Innern schon so weit gediehen sei, daß ein Bedürfniß der Mittheilung und die Kraft dazu sich regen und bethätigen kann. Diesen vorgerückten Standpunkt innerer Entwickelung setzt unsre Kirche in ihren lebendigen Gliedern voraus; wo dieser vorhanden ist, da wird die Kirche als die unentbehrliche Form erkannt, in welcher der Einzelne seine Thätigkeit, sein inneres Leben entwickeln und fruchbar machen kann. Jede Familie, jede Freundschaft, welche die vertrautere Mittheilung über das Göttliche, die gemeinsame Pflege des Heiligen zu ihrer Angelegenheit macht, ohne allen Zwang frei von der beengenden Manier einer Gewissensinquisition — eine solche bewährt, daß sie in der That das Bürgerrecht der Kirche in sich trage; da ist der Glaube kein lebloser Schatten, sondern eine wirkende, in sichtbarer Gestalt erscheinende Seele.

Aber die Kirche hat noch eine andere, ebenso wesentliche Beziehung zu dem höheren sittlichen Leben. Sie ist nicht nur der Ausdruck der Gesinnung, welche in den Gemüthern wohnt; gleichsam der Choral, in welchem alle Einzelstimmen zu Einem Wohllaute sich auflösen, außer welchem die vereinzelten Stimmen leicht zum Mißtone oder zum schwachen, unbeachteten Laute würden. Die Kirche ist nicht nur die Sphäre, innerhalb welcher alle gesunde religiöse Wirksamkeit sich bewegt. Sie ist auch eine Quelle des Lebens, aus welcher ein Jeder sich erfrischen, sich neu beleben kann; so wie wir nun durch sie und in ihr einem höheren Be-

wußtsein, dem Leben im Glauben, entgegengeführt wurden. Daß sie dieß sein konnte und noch sein kann, daß sie in der That Kräfte des ewigen Lebens in sich trägt: das ist nicht die Frucht der gemeinsamen Anstrengung auch unsrer höchsten Kräfte; es ist vielmehr ein Werk der göttlichen Gnade, und wir stehen hier — wo es eine der höchsten Fragen des menschlichen Geistes gilt — an jenen undurchdringlichen und für den Begriff unerreichbaren Gränzen des Uebersinnlichen und des Sichtbaren. Denn verfolgen wir das Band christlicher Gemeinschaft, in welchem wir uns befinden, zurück bis zu seinem Ursprunge, so treffen wir auf dem Wege zwar zahlreiche Spuren menschlicher Einwirkung und Wandelbarkeit der äußeren Erscheinung; aber wir können nirgend stille stehn, und den Punkt nachweisen, wo eine bloß menschliche Stiftung jenem Bande, das noch uns umschlingt, den Anfang gegeben hätte. — Das heißt einfacher: es war kein bloß menschlicher Entschluß und keine bloß menschliche That, welche die Kirche stiftete, und der Eckstein wurde für eine Gemeinschaft aller Gläubigen in allen Zeiten; es war ein göttlicher Entschluß und eine göttliche That.

Die christliche Kirche beginnt mit Einem göttlichen Leben, dessen menschliche Erscheinung auf Erden zwar vorübergehend war, dessen Fortwirkung in der Menschheit aber ewig ist. In dem Leben und Wirken des Erlösers war das gesammte Leben der Kirche für alle Zukunft vorgebildet und ausgesprochen. Das Samenkorn seines leiblichen Lebens

mußte unsern Augen sich entziehen, damit die seiner bedürftige Menschheit zum Leibe werde, in welchem sein Geist wohne. Das also ist die Kirche, die allgemeine, christliche: die Fortpflanzung des göttlichen Lebens, welches durch den Erlöser in die Menschheit gekommen ist; sie ist das geheiligte Gefäß, in welchem ein Zeitalter dem andern das Höchste darbringen soll, was es empfangen hat: den Zusammenhang des menschlichen Lebens mit dem göttlichen. — Jene Fortpflanzung des höheren Daseins, jene beständige Fortdauer der Wirksamkeit des Erlösers für alle Zeiten geschieht durch den Geist, im Wort und im Symbol (im Sakrament). Die Erziehung und Heiligung unseres Gemüthes, alle Regungen in dem geheimnißvollen Gebiete unserer inneren Welt, sobald sie uns über die Lust am Vergänglichen und Selbstischen emporheben — werden wir, in ihren letzten Gründen, auf die Wirkung jenes Geistes zurückführen, der als ein beseligender Lebenshauch durch die gläubige Menschheit weht. So ist es ein Zug des Geistes wenn die Erfahrungen unseres äußeren Lebens und der Umgang mit den Freunden, denen das Heiligthum der Religion aufgeschlossen ist — wenn Leben und Gemeinschaft die heiligsten Bedürfnisse in uns wecken. Wir werden ferner den Geist inne im Worte, in den Schriften, die uns ein lebendiges Zeugniß ablegen von dem ersten Erscheinen des Heils, seinem ursprünglichen Wesen und Wirken. Und endlich werden wir die fortdauernde Wirkung der Erlösung inne in jenen feierlichen symbolischen Handlungen der Reinigung

und Versöhnung (in Taufe und Abendmahl); ganz besonders in jenen großen beseligenden Stunden, wenn die Gemeinde das unergründliche Geheimniß des heiligsten Opfers feiert („des Herren Tod verkündigend, bis daß er kommt") und in der innigen Aneignung desselben das Zeugniß der Vergebung und Erwählung immer von neuem empfängt. —

Wenn also göttliche Lebenskräfte in der kirchlichen Gemeinschaft fortwirken, und in jedem Gemüthe ein Reich Gottes zu gründen suchen: so gehört es zu den wesentlichen Aufgaben der Kirche, alle bedeutenderen Einschnitte und Wendepunkte des Lebens in eine Beziehung zum Ewigen zu bringen, und dadurch dem erniedrigenden Einfluß bloß irdischer Gesinnung zu entziehen. Gerade die Momente des Lebens, wo schon jedes menschliche Gefühl lebhafter angeregt, zum Nachsinnen, zum Ernste aufgefordert wird — gerade die sind es, wo die Kirche (wenn sie anders ihrer Aufgabe eingedenk ist) durch ihren Segen, durch Ermahnung und Trost, das irdische Dasein an das ewige knüpft. Solche Momente, die Jeden auch nur einiger Sammlung fähigen Menschen zur stilleren Einkehr bewegen können, sind vornehmlich der Eintritt in die Zeit und sein Austritt aus derselben; der Blick auf Geburt und Tod, diese beiden Endpunkte einer Linie, deren Anfang und Ausgang geheimnißvoll umhüllt sind. Den Neugeborenen nimmt die Kirche in ihre Arme, wenn derselbe im Angesichte der Gemeinde oder doch seiner Nächsten dem höheren Leben geweiht wird, welches er in dem Erlöser findet, und zu welchem ihn die

Gemeinde hinführen will. — Ist er dann vorbereitet zur Freiheit im Gehorsam, ist er im Begriffe, in der bürgerlichen Gesellschaft eine selbständigere Stellung einzunehmen: so nimmt ihn die Kirche unter ihre mündigen Glieder auf, wenn er ihre Bestimmung erfaßt, ihre Gemeinschaft sucht; denn sie möchte jetzt zumal, wo der jugendliche Blick so leicht das feste Ziel verliert, ihm die höhere Aufgabe seines Lebens um so ernster an das Herz legen. Und indem sie ihn, durch Zulassung zu der geheimnißvollen Handlung, welche der Höhepunkt des kirchlichen Lebens ist, in das Bürgerrecht der christlichen Gemeinde aufnimmt, so erinnert sie ihn, daß er hier einen Bund geschlossen, von dessen Bewahrung der innere Werth seines ganzen Lebens abhange. Ist er diesem Bunde treu, so kann er auch in keiner menschlichen Pflicht sich untreu erweisen wollen; denn was wäre eine innere religiöse Erhebung, wenn in ihr nicht Licht und Kraft läge für eine tiefere, ernstere Auffassung des Lebens? — Die Bedeutung der ersten Communion ist ja die, daß der neu Aufgenommene in derselben mit Freiheit und Bewußtsein sein Leben der höheren Bestimmung weihet; war die göttliche Liebe für ihn bisher schon thätig gewesen, ehe er nur bitten oder wählen konnte, so schließt er sich jetzt, da er ihren Zweck erkannt, dankend an dieselbe an; er erklärt, daß er ihr gehören wolle; durch diese stille feierliche Erklärung wird er Glied der sichtbaren Kirche, deren Aufgabe keine andre ist, als die Menschheit Gott zu weihen. — Ueberall, wo das Bewußtsein christlicher Verbindung und

überhaupt einer höheren Beziehung des Lebens nicht ganz erloschen ist, wird die folgenreichste menschliche Verbindung, die Ehe, nicht ohne den Segen der Kirche geschlossen. Wenn die Religion eine Kraft sein soll im Leben, nicht bloß ein tröstliches Licht, das man brechenden Augen in der letzten Stunde anzündet, so hat sie wohl mit Recht eine gewichtige Stimme, wo ein Verhältniß gegründet wird, welches in das tiefste Wesen des sittlichen Menschen und in seine Zukunft, noch über sein irdisches Leben hinaus, eingreift. Ein sittliches Gemüth kann sich an ein anderes mit allem, was es ist, mit seinem äußeren und inneren Dasein, nur dann vertrauensvoll hingeben, wenn es die Gewißheit hat, daß aus dieser Hingebung ein höheres und sittlicheres Leben hervorgehen kann, und nach göttlichem Willen hervorgehen soll. Diese Gewißheit giebt die Kirche. Indem sie den menschlichen Bund schließen läßt als vor Gottes Augen, hält sie demselben ein ewiges, durch keinen menschlichen Unbestand anders zu bestimmendes Ziel vor; sie weihet das Bündniß zu der Bestimmung ein, in seinem Kreise das göttliche Reich zu verwirklichen, einen festen Grund zu legen für die Wirksamkeit des Erlösers, ein neues Leben zu beginnen im Glauben und in der Liebe. — Und endlich verläßt die Kirche ihre Glieder auch da nicht, wo die irdische Existenz zerbricht; sie begleitet das sich entwindende Leben mit ihrem Troste, und spricht über die Ueberreste des irdischen Daseins ihren Segen; immer es uns vergegenwärtigend, daß wer einmal heimisch geworden in einer höheren

Liebe, von dieser auch nie und nirgend allein und verwaist gelassen werde. — So ist die Kirche das nach dem Himmel gerichtete Auge der Menschheit; sie ist die Mutter, die bei jedem Anlasse gern ihr Kind in das mild erwärmende Sonnenlicht eines ewigen Frühlings trägt. —

Ich kenne die gewichtigen Einwendungen wohl, die gegen unsre Kirche und gegen die Auffassung derselben, wie wir sie jetzt gaben, erheben lassen. Es kann Ihnen Allen nicht unbekannt sein; wie laut die Unzufriedenheit mit dem, was unsre Kirche ist und leistet, auch unter uns sich angekündigt hat, und zwar von den verschiedensten Seiten her. Wer den Genuß in der Kirche sucht, ein gewisses Einwiegen in Stimmungen, die man gerne für religiös ausgiebt: der muß rücksichtslos unsre religiösen Zusammenkünfte tadeln, weil sie in dieser Beziehung meist so mangelhaft, einseitig, ja oft aller künstlerischen Schönheit entblößt seien. — Wer von uns wollte das Unwidersprechliche leugnen, und nicht zugestehen, daß auch wir noch Manches vermissen, was der religiösen Gemeinde eine schönere, gewinnendere, vollendetere Gestalt gäbe? Aber nicht da liegt das Gebrechen, wo jene Genußsüchtigen es suchen; und ihr Rath brächte keine Heilung. Alle Mittel der Kunst können einer erkalteten Gemeinde das verlorene Leben nicht einhauchen, und mit dem feinsten und ausgebildetsten Kunstgenusse wird nicht eine einzige Seele einem höheren Leben gewonnen werden, wenn nicht schon vorher in ihr eine andere Sehnsucht erwacht, ein höherer Trieb rege geworden ist. Jenes Todtenfeld, von

welchem der Prophet spricht, wurde nicht durch Paukenschlag und Posaunenton der Künstler, nicht durch Psalmengesang und Tempelpracht mit lebendigen, neubeseelten Gestalten erfüllt; es heißt vielmehr, daß ein neuer Odem in sie gekommen, und darauf die verdorrten Gebeine sich wieder aufgerichtet. So ist es; von außen wird keine Kunst und keine menschliche Nachhülfe für sich allein zu ersetzen vermögen, was nur aus dem Innern belebend hervorquellen kann. Ist aber in diejenigen, welche noch Glieder einer religiösen Gemeinschaft heißen, auch die Gesinnung wieder eingekehrt, ohne welche die Gemeinschaft eben nichts ist als eine leere, verödete Form, die sogar zur Lüge werden kann; führt diese religiös bewußte Gesinnung die Einzelnen wieder zusammen zur gemeinsamen Feier, so daß diese nur der Ausfluß wird eines in allen waltenden Geistes — dann wird eine solche Gemeinde schon für sich selbst, eben in dieser Einigung der Gemüther, und im gemeinsamen Ausdrucke derselben, ein herrliches, unvergängliches Kunstwerk darstellen, irdisch in seiner Erscheinung, ewig in seiner Bedeutung, in seinem Ursprunge und Gehalte. Was dann etwa mangelhaft bleibt in der Darstellung einer solchen das Göttliche in sich aufnehmenden Gesinnung, das kann in diesem Falle leicht übersehen oder leicht gut gemacht werden; übersehen wird es der, welchem die innere Wahrheit der Gesinnung mehr gilt als ein mit den schönsten Blumen bedecktes Grab; aber auch verbessern lassen sich jene Mängel leicht, wo einmal das Wesentlichste vorhanden ist, der volle

Fluß des inneren Lebens. Selten wird es in einem solchen Falle ganz an der Begabung fehlen, welche dem wahr Empfundenen auch die schöne Erscheinung in der Kunst verleiht. —

Allein hier gerade stoßen wir auf triftigere, in sittlicher Hinsicht viel ernstere Einwürfe. — „Ist es denn — so fragt „man — wirklich vorhanden jenes innere religiöse Leben, „waltet in der Mehrzahl ein solches kirchliches Gemeingefühl, „wodurch die kirchliche Gemeinschaft allein eine Wahrheit „wird? — Wo findet sich das Gemälde einer solchen Kirche, „wie du es entworfen hast; vielleicht in deiner Sehnsucht, „sonst aber wohl nirgend unter uns? Ein anderes Gemälde „der Kirche, die wir kennen, wollen wir dir in Erinne„rung bringen. Es ist eine Kirche, deren Geist wir ver„gebens suchen, weil er (so scheint es) verschwunden ist; „denn wo wir auch hineinblicken in die größeren Kreise der „Gesellschaft oder in die vertrauteren Mittheilungen der „Freundschaft, wir vermögen nichts wahrzunehmen, was „uns auf das wirkliche Dasein eines kirchlichen Geistes hin„wiese. Von allem mag die Rede sein, von Kunst und Wissen„schaft, von Politik und Handel, von den Ereignissen des „täglichen Lebens, von Allem eher als von der Kirche, deren „Glied man heißt, deren Interessen uns beschäftigen, deren „Schicksale uns am Herzen liegen sollten. Und daß diese „Kirche nun doch noch ein kümmerliches Dasein fortschleppt, „das hat sie großen Theils dem Umstande zu verdanken, „daß sie in manche bürgerliche Verhältnisse verflochten ist, „wobei ihr der Staat ihre Stellung anweist. Auch der

„Umstand erinnert noch an die Existenz einer Kirche, daß „man doch an einem Tage in der Woche zuweilen die Sitte „beobachtet, eine Rede anzuhören, die uns an unsre Pflich„ten und Hoffnungen erinnert. — Wollt ihr nun dieß — „so werden die Ankläger unseres kirchlichen Zustandes fra„gen — den Geist einer Kirche nennen? oder haben wir „Recht, wenn wir hierin nur noch den Schatten eines ver„schwundenen Daseins erblicken? — Eine Kirche beurkun„det ihr Dasein auch durch die Verkündigung des göttlichen „Wortes; aber wie ist diese Verkündigung an so vielen „Orten beschaffen? Wie oft wird sie ausgesprochen, ohne „die Beglaubigung eigener Ueberzeugung, innerer Erfah„rung? und wie kann das Todtgeborne Leben erzeugen? „Wie oft ist das Wort, das uns als ein Göttliches dar„geboten wird, von der eigenen Weisheit des Predigers „so beschnitten und verstümmelt, so verschleiert und für „den eigenen Geschmack zubereitet, daß man da Alles eher „findet als die Verkündigung einer frohen Botschaft, die „nicht ein Jeder sich selbst hätte geben können? — Und „können — so fragt man weiter — die Sakramente uns „das sein, was sie sein sollen? sind sie wirklich die schönste „Blüthe religiöser Gemeinschaft, wenn sie doch, was offen„kundig ist, in den Augen Vieler ihre eigentliche Bedeu„tung verloren haben; wenn wir sogar ihre Feier gemeinsam „mit solchen begehen müssen, deren Gesinnung und Wandel „sie aus dem wahren Verbande der christlichen Gemeinde „ausschließt?" — —

Diese und so viele ähnliche Klagen werden gegen die wirkliche Erscheinung unserer Kirche erhoben; geflissentlich habe ich den lautesten und schneidendsten dieser Anklagen hier das Wort gestattet, weil sie wirklich sich wiederholt geltend machen, und auch unter uns schon in manches Gemüth den Zwiespalt geworfen haben. Ein Ignoriren solcher Lebensfragen, ein Ignoriren der Quellen, aus welchen sie hervorgehen, wird sich selten heilsam erweisen. —

Wenn wir nun gegenüber jenen beunruhigenden Einwürfen uns zurecht finden und mit gutem Gewissen innerhalb der Kirche bleiben wollen, gegen die jene Anklagen gerichtet sind — woran werden wir uns, um fest zu stehen, zunächst zu halten haben? — Wir würden auf jene Beschuldigungen entgegnen: „Selbst wenn ihr, mit der Kirche Unzufriedene, „in allen euren Klagen Recht hättet, wenn auch nichts darin „übertrieben, nichts schief gestellt wäre; wenn auch wirk„lich unser kirchlicher Zustand in einem so beklagenswerthen „Grade gesunken wäre, wie ihr ihn darstellt — dennoch ver„möchte das alles und noch Stärkeres uns nicht dazu, euerem „Beginnen zu folgen, um auf den Trümmern der verlasse„nen Kirche ein neues Hüttlein für unsern Hausgebrauch „aufzubauen. Uns knüpft an die Kirche, in deren Gemein„schaft wir stehen, das heiligste Gefühl der Dankbarkeit für „die höchsten Güter, an denen unser Leben sich emporhebt. „Sie hat uns an ihr Herz genommen, als wir es ihr noch „nicht danken konnten; sie hat uns hingewiesen zu den Quel„len eines unvergänglichen Lebens; aus dem Munde unsrer

„Mütter und unsrer Lehrer war es die Kirche, die Worte „des Lebens zu uns redete; denn auch Mütter und Lehrer „konnten uns nur bieten, was sie empfangen hatten, und „empfangen hatten sie es von der Kirche, aus den Hän= „den jenes heiligen Vereins, der hinaufreicht bis an die „erste, ewige Quelle des Heils, aus welcher die Kirche ihr „Dasein genommen. — Wäre das nun die Treue, welche „vor Gott besteht, wenn wir sie, die uns gepflegt und ge= „segnet hat, verlassen wollten, da wir Krankheit und Ge= „brechen an ihrer irdischen Gestalt bemerken? Wollen wir „sie heilen, indem wir uns von ihr trennen; wollen wir sie „bessern, indem wir ihr stolze Seitenblicke voll Selbstgerech= „tigkeit zuwerfen? Das sei ferne. Zeigt sich ja schon die „wahre Treue gegen unsre Freunde und unsre Lieben eben „dann am ehesten, wenn ihre Gebrechen uns schmerzen, „wenn wir bei ihnen nicht immer oder nicht mehr das fin= „den, was wir wünschten und was sie uns vielleicht früher „gewährten! Und nun vielmehr die Kirche, dieser Verein „von Tausenden, die Eine Gesinnung mit uns verbindet, „obwohl wir ihnen nie im Leben begegnet — wollen wir „uns von ihnen lossagen, weil uns Vieles anstößig oder un= „befriedigend erscheint in unsrer nächsten kirchlichen Umge= „bung und in den Verhältnissen der Gegenwart? — Mag „es immerhin wahr sein, daß Viele mit leerem oder kaltem „Herzen neben uns stehen, da, wo doch der Glaube, der „wache Sinn für das Heilige, uns zusammenführen sollte! „Mag es immerhin wahr sein, daß selbst das Unheilige als

„ein Heiliges herbeischleicht; mag es wahr sein, daß sich die „Menge zu einem Glauben bekennt, dessen Kraft sie verleugnet; mag immerhin in noch so vielen Kreisen die Gespensterfurcht vor Ueberspannung laut werden, sobald ein regeres Streben es mit dem Leben in Gott ernst meint, und „aus dem alten behaglichen Geleise zu weichen scheint! — „Das alles wird uns nicht an der Treue zu unsrer Kirche „irre machen, noch unsre Hoffnung knicken. — Wohl erinnern wir uns an jenes unausdenkliche Wort des Erlösers, „daß wir in den Armen und Trostlosen, in den Verfolgten „und Gefangenen Ihn selber erblicken sollen, sein Leben, „seine leidende Gestalt, die von uns sich will heilen und „trösten lassen; fände denn diese Verheißung ihre Anwendung nur auf die leiblich Bedrängten und Gebrochenen? — „Wahrlich auch das sind Arme und Kranke, die in der Eiskälte eines verhärteten Unglaubens unter uns herumwandeln; auch das sind Hungernde und Dürstende, die sich „selber mißverstehend und mißhandelnd ihre Seele an Güter „anklammern, die keine Befriedigung gewähren; auch das „sind Gefangene, die in ihrem von Lüsten geknechteten Innern nie den seligen Morgen göttlicher Freiheit begrüßt „haben. Unter diese geistig Bedürftigen, Kranken und Gefangenen hat uns ein höherer Wille gestellt, und dieselbe „Kirche umschließt sie und uns. Ist das nun eine Gemeinde „der Gläubigen? werdet ihr fragen. Und wir antworten: „Ja, sie ist es, trotz allen Mängeln ihrer Zusammensetzung; „sie ist es, insofern der Glaube und die Liebe Dessen in ihr

„lebt, der sie gestiftet hat. Sie ist eine christliche Kirche, „insofern auch die kranken und erkalteten Glieder doch zu „dem Leibe gehören sollen, in welchem der Geist des Erlö„sers lebt; aus den kranken Gliedern auch hören wir seine „Stimme, die uns zur Hülfe und zur Heilung aufruft. „Haben wir so auch in den inneren Leiden und Mängeln „unsrer religiösen Gemeinschaft nur das Wehe der noch un„erlösten Menschheit, und wiederum in diesem Wehe den „Ruf Dessen vernommen, der Alle heranziehen möchte zu „seinem Frieden und seiner Freiheit — dann haben wir „ein festes, unerschütterliches Zeugniß, an dem rechten „Orte zu stehen, in der wahren Kirche.

„Thätig Ihn Preisenden,
Liebe Beweisenden,
Euch ist der Meister nah,
Euch ist Er da!" —

„Leicht ist es einzusehen, daß, wo ein großer kirchlicher „Verband sich auflöst in viele abgesonderte religiöse Ge„meinden, dann in diesen kleineren Kirchen für eine Zeit „lang durch die engere Verbindung eine viel größere Thä„tigkeit sich entwickeln kann als vorher. Wird aber diese „Thätigkeit auch fortdauern in gleichem Grade, wenn sich „eine solche Gemeinde erweitert? und bleibt sie eng abge„schlossen, wie vieles Gute, was in anderen Kreisen sich „entfaltet, wird dann von ihr fern bleiben? — Für engere „Verbindungen, die aus gemeinsamer Gesinnung und aus „bestimmten Aufgaben entspringen, wird unsere Kirche, wo

„sie lebendig und daher weitherzig ist, gerne Raum
„gewähren; nur will sie das Band der Liebe und der gegen=
„seitigen Einwirkung nicht durch überspannte und hoch=
„müthige Ansprüche zerreißen lassen. — Darum wieder=
„holen wir es: nur auf dem Boden der kirchlichen Gemein=
„schaft kann jede religiöse Bestrebung gedeihen, und dauern=
„den Segen stiften; wer sich absondert durch That oder
„Gesinnung, ist auch allen Gefahren der Vereinzelung preis=
„gegeben. Darum glauben wir an die Gemeinschaft der
„Kirche auch in ihrem Verfalle; wir glauben an ihre Wie=
„derbelebung durch den Geist dessen, der sie gründete; wir
„glauben endlich — und legen hierauf allen Nachdruck — daß
„nur durch eine Erhöhung und Vermehrung des gesunden
„Lebens der Kirche, nicht aber durch bloßes Absperren und
„Verdächtigen jeder kräftigeren religiösen Regung, die Ret=
„tung unseres religiösen Gemeinwesens möglich sei." —

Vierzehnte Rede.

Der Staat. — Verhältniß von Staat und Kirche.
Rückblick.

Verehrte Versammlung!

Haben wir in dem Bisherigen — nach Maßgabe einer engbegränzten Zeit — eine der wichtigsten Angelegenheiten der Gegenwart beleuchtet: so müssen wir nun schließlich noch hinblicken auf die Bedeutung, welche der Staat im sittlichen Leben einnimmt, und auf sein Verhältniß zur Kirche.

Wenn wir durch den lebendigen Zusammenhang mit der Kirche unseres Verhältnisses zu den ewigen und göttlichen Dingen bewußt werden: so weist uns dagegen der Staat eine andre Sphäre an: unsre Stellung im thätigen Leben, unseren Verkehr mit den Menschen, die Beherrschung und Anordnung aller zeitlichen Verhältnisse. Es liegt also am Tage, daß der Staat die Sphäre ist, in welcher die sittliche Thätigkeit des Menschen, sein Wirken nach außen, sich zunächst bethätiget. Für diese Wirkung nach außen stellt der Staat die ersten und unerläßlichen Bedingungen auf,

über deren Bewahrung er wacht: dieß ist das Rechtsgebiet des Staates, wodurch die Thätigkeit und Entwickelung der Einzelnen vor den Störungen der Willkür geschützt werden soll. Muß unbedingt zugegeben werden, daß die Pflege des Rechts zur ersten und heiligsten Pflicht eines sittlichen Staates gehört, daß ohne diese ein Staat der Verachtung und dem Abscheu preisgegeben wäre, und seinem moralischen Untergange entgegen ginge: so ist doch der letzte und einzige Zweck des Staatslebens damit noch nicht ausgesprochen. Das Recht, für dessen Schutz der Staat wacht, ist die Sonne, unter deren belebendem Einflusse unzählige Güter der menschlichen Gemeinschaft gedeihen. Daß hier die verschiedenartigsten Thätigkeiten und Bestrebungen in einander greifen zur Ergänzung, zur Förderung, zur Weiterbildung: das erhöht die Bedeutung und die Kraft des Einzelnen unberechenbar; das macht die Erreichung von Zwecken möglich, die dem Alleinstehenden unerreichbar wären. Darum verflicht jeder Einzelne sein Leben mit dem Leben des Staates, sein Wohl mit dem des Gemeinwesens; er scheut in der Noth auch persönliche Opfer nicht; selbst nicht das Leben, wo es gefordert wird.

Stellen wir, von dem sittlichen Gesichtspunkte aus, die Würde des Staates so hoch, weisen wir ihm ein so nahes Verhältniß zu der Bestimmung des Menschen an: so werden wir uns doch nie zu der Verirrung verleiten lassen, die Würde und die Bestimmung des Menschen den Zwecken des Staates unbedingt und ungeprüft zu unterwerfen. Das

ist der Sieg des Christenthums, daß es das Heil einer einzigen Seele höher stellt als den Gewinn einer Welt, höher darum als jede weltliche Blüthe eines Staates. Ein Staat, welcher für unsittliche Zwecke niedriger Selbstsucht Menschenopfer verlangt, ist ein Götze, welcher gegen die Religion des Gekreuzigten frevelt, und vor welcher er sicher stürzen muß. Eine jede Politik, die sich zu solchem Menschenopfer, zum Seelenverkaufe, hingiebt, stempelt sich eben dadurch zur heidnischen, und sie ist eben deßhalb schon gerichtet, mag ihre Stunde dann früher oder später schlagen!

Beugen lernt man sich auch hierin vor der göttlichen Weisheit, die in der christlichen Wahrheit verborgen liegt; denn auch in Bezug auf den Staat erhebt sie sich zu einer höheren Einheit über den Gegensätzen, in welche menschlicher Wahn auseinander geht. Freiheit und Gehorsam, in deren Widerspruch die Völker sich zerarbeiten: sie finden beide ihre Anerkennung, ihren sichersten Schutz in der christlichen Weltansicht. Sie hat eine heilige Begründung für den Gehorsam, indem sie das Verhältniß des Regierenden zu dem Regierten als eine göttliche Ordnung erkennt, und sich folglich mit gleichem Ernste an beide Theile, an die Führer und die Geführten wendet, mit gleichem Ernste Pflicht und Verantwortung dem Gewissen vorhält. Ebenso findet die Freiheit ihre sicherste Zufluchtstätte auf dem Gebiete des christlichen Glaubens; denn nur hier hat die höchste Freiheit, die innere, ihre stärksten Wurzeln; nur hier giebt es für den Werth einer jeden Seele, für die Bestimmung

eines jeden Einzelnen ein heiliges Recht und eine unvertilgbare Anerkennung. Darum ist keine politische Form an und für sich unzugänglich dem Segen des Christenthums; aber unchristlich ist eine jede politische Gesinnung, die den Werth des Menschen tiefer stellt als das sogenannte Wohl des abstrakten Staates. — Dieselbe Höhe der christlichen Sittlichkeit bewährt sich auch in dem Verhältnisse des weiblichen Geschlechtes zum Staate. Im heidnischen Alterthume und wo immer der christliche Sinn nicht durchzudringen vermochte, wurde das andre Geschlecht in eine unwürdige, willenlose Stellung, in sittliche Knechtschaft hinabgedrückt, und selbst die Ehe konnte so zur bloßen Ziffer werden, mit welcher der Staat rechnete, so daß die unsittlichste Zertretung des Familienlebens vom Staate legitimirt wurde. Dagegen hat in der neuesten Zeit das entgegengesetzte Extrem seine Vertreter gefunden; eine weit verbreitete Zeitrichtung beschäftigt sich mit den theoretischen Thorheiten und den praktischen Zerrbildern einer Emanzipation des weiblichen Geschlechtes! — Emanzipation, ein Wort das den Ohren schmeichelt, das aber den Mephistophelischen Pferdefuß nicht verbergen kann! Emanzipation, als ob in der wahren christlichen Ehe (und nur von dieser sprechen wir), in dem aus freier Ueberzeugung geschlossenen sittlichen Bunde der Geschlechter überhaupt von Unterdrückung oder Zurücksetzung die Rede sein könnte! und als ob nicht jedes Niedertreten der geheiligten sittlichen Schranken mit dem Fluche innerer und äußerer Zerrüttung

beladen wäre! — Ueber beiden Verirrungen, über jener antiken und dieser modernen, die sich übrigens in ihren Früchten sehr ähnlich sehen — über beiden steht der Segen der christlichen Gesinnung, welche dem andern Geschlechte zwar keine unmittelbare, öffentliche Thätigkeit im Staate einräumt, wohl aber ihm in der Familie eine freie sittliche Stellung zusichert, und eben dadurch den größten und heilsamsten Einfluß auf das Wohl des Staates selbst gewährt. Dem Staate wünschen wir Glück, wo die beste Mutter für die beste Bürgerin gilt; der christliche Sinn hat dort gesiegt. —

Wenn wir nun noch mit einigen Worten das Verhältniß zwischen Kirche und Staat zu würdigen suchen, so denken wir uns hiebei nicht auf das schwierige Gebiet der politischen und kirchlichen Streitfrage zu verlieren: wie die kirchliche Verfassung sich zur politischen verhalten müsse. Sicherer zu beantworten, aber von nicht geringer Bedeutung ist unsere Frage: In welcher Beziehung steht das Leben in der kirchlichen Gemeinschaft zu dem Leben in der politischen Gemeinschaft? — Wir erwiedern: das Verhältniß zwischen Kirche und Staat soll demjenigen zwischen Religion und Sittlichkeit entsprechen.

Um uns in diese Antwort zu finden, müssen wir uns erinnern, wie wir die sittliche Stellung der Einzelnen im Staate aufgefaßt haben. Im Staate soll die Gesinnung eines Jeden zur sittlichen That, zum geistigen Gemeingute werden. Der Staat ist demzufolge die eigentliche

Sphäre für Sittlichkeit; er bietet uns den Boden, auf welchem jede sittliche Thätigkeit sich entwickeln soll. Unser sittliches Thun aber entspringt aus unserer Gesinnung, und hat durch sie ihren Werth; die Gesinnung aber, wo sie eine wahrhaft sittliche ist, führt uns auf eine religiöse Quelle zurück. Ein Hauptzweck dieser Vorträge wäre verfehlt, wenn es uns bis jetzt noch nicht klar geworden wäre, daß unser Verhältniß zu den Menschen, also unser sittliches Thun, in dem innersten Zusammenhange steht mit unserm Verhältnisse zu Gott, das heißt mit unserm religiösen Bewußtsein. Oder woher schöpfen wir den Gedanken an eine höhere Bestimmung des irdischen Daseins, und woher die Kraft, unsere selbstischen Triebe jenen höheren Rücksichten unterzuordnen — woher anders, als aus den innern Lebensquellen des Glaubens? — Nun ist ja — wie wir wissen — die Kirche diejenige Gemeinschaft, welche die religiöse Gesinnung zu erziehen und stets zu erneuern bestimmt ist. So werden wir von selbst auf den Schluß geführt: Wie unser Thun von unsrer Gesinnung seinen Werth erhält, so muß die Thätigkeit für den Staat sich in der Kirche, d. h. in der religiösen Gemeinschaft, immer von neuem prüfen und weihen.

Das hier besprochene Verhältniß läßt sich vielleicht durch eine einfache Vergleichung am anschaulichsten machen: Wie der Sonntag neben den sechs Werktagen steht, so die Weihe der Kirche neben der Thätigkeit für den Staat. Und wie all unser Thun die sechs Wochentage hindurch nie die Ge=

sinnung verläugnen darf, zu welcher wir uns am Sonntage bekennen: so müßte die Wirksamkeit im Staate immer in der Kirche die innere Reinigung suchen; diese wechselseitige Einwirkung von Kirche und Staat, von Religion und Sittlichkeit ist die unentbehrliche Voraussetzung eines christlichen Staates und einer christlichen Kirche.

Man mag immerhin behaupten, daß der, welcher in Wahrheit eine höhere Bestimmung in sich trage, keines besondern Tages bedürfe, um daran erinnert und darin bestärkt zu werden. Man mag auf dieselbe Weise weiter schließen, daß ein Staat, der zu seinem sittlichen Bewußtsein gekommen, auch keiner besondern Anstalt, keiner Kirche, bedürfe, um seiner höheren Zwecke eingedenk zu bleiben; wer sich aus eigenem Antriebe einem Zwecke hingebe, für den sei eine Mahnung von Außen überflüssig. — Indessen, beide Behauptungen haben nur einen Schein für sich, so lange man dieselben in ihrer abstrakten Gestalt festhält; beide finden in der Selbstbeobachtung und in der Erfahrung ihre Widerlegung.

Jeder Mensch, dessen Leben nicht ein bloßes Machwerk der äußeren Umstände ist, hat das Bedürfniß, den Gehalt seines tieferen, inneren Lebens durch öftere stille Einkehr in sich selbst, durch Sammlung seines Gemüthes und Geistes zu sichern und zu läutern. Das sind Stunden, wo unser ganzes Sein, unsre Vergangenheit und Gegenwart klar vor uns ausgebreitet liegen; mit prüfendem Auge blicken wir auf die Quellen, aus denen unser Lieben und Hoffen,

unser Glauben und Verlangen hervorquillt. Was wir sind, was wir waren, was wir sein sollen: das sind die flammenden Fragen, die unsere Seele dann ausfüllen. Erst wenn es sich so in unserem Inneren lichtet, wenn die Schattenbilder selbstgefälliger Gedanken und die Täuschungen unserer Wünsche zerronnen sind vor dem ernsten und heiligen Bewußtsein unserer Bestimmung, in deren Angesicht wir schauen — erst dann ist unser Blick geschärft genug, um den zurückgelegten Weg zu überschauen, und von dieser Höhe der Betrachtung herab auf den noch vor uns liegenden Weg prüfende Blicke zu werfen. Das sind die Lichtpunkte unseres Daseins, das sind die Höhen, auf denen der unergründliche Reichthum des inneren Menschen sich uns deutlicher ankündigt; dann kehren wir wieder festen Schrittes zu den Einzelnheiten des täglichen Lebens zurück, zu seinen Pflichten und Mühen; nie von der Außenwelt überwältigt, so lange wir uns selbst noch besitzen; uns selbst aber besitzen wir so lange, als wir uns im Reiche eines Höheren wissen, dem wir angehören.

Sollen aber jene Lichtpunkte, wie wir sie genannt haben, nicht nur einzelne Funken sein, die bisweilen über unser Dasein hinflackern, gleichsam nur Sterne, die in einigen klaren Nächten auf uns herabblicken, sondern ein sanftes, gleichmäßig unser ganzes Leben erhellendes Licht — so muß uns die Nothwendigkeit fühlbar werden, daß solche Momente der Weihe, der Lebenserhöhung, nicht dem Zufalle überlassen bleiben, nicht unserer Stimmung ganz anheim ge-

geben werden. Veränderlich wie wir sind — wie es auch die Besten immer noch bleiben — der Wandelbarkeit unseres Inneren, den Einwirkungen der Außenwelt ausgesetzt, erkennen wir auch für die Gesundheit und Nahrung unseres höheren Lebens die Nothwendigkeit, die Wohlthat einer gewissen Ordnung, die nicht von uns abhängen darf, einer Aufforderung von Außen, die in der Gestaltung des äußeren Lebens liegt. Eine solche Ordnung, eine solche Aufforderung liegt für den Einzelnen im Sonntage, und für den Staat in der Kirche. Wie wir am Sonntage durch das Zurücktreten der gewöhnlichen Beschäftigungen und durch den gemeinsam sich kund gebenden Zug eines höheren Bedürfnisses — wie wir, sage ich, durch beides unmittelbarer darauf angewiesen sind, jetzt einen jener Lichtpunkte in unser Leben hereinleuchten zu lassen: so steht für den Staat die Kirche da, die höhere Gesinnung, zu welcher er berufen ist, ihm vor die Augen haltend, und nicht erst abwartend, ob er vielleicht aus eigenem Antriebe auch eben dahin streben werde. Auch der Staat, wie der Einzelne, kann in der Glut der Werktage oft des Sonntages vergessen; er kann im eifrigen Streben für große Zwecke, die allerdings zu seinem Tagewerke gehören, doch den höchsten Zweck aus den Augen verlieren; hier ist es Beruf der Kirche, das Ewige gegen die Trübungen zeitlicher Tendenzen zu wahren. Darum thut es Noth, daß das heilige Feuer seinen heiligen Heerd habe, daß ihm eine Stätte zugesichert bleibe, wo es von würdigen Händen gepflegt werde, und geschützt gegen die Willkür menschlichen Gutdünkens.

So haben wir die Höhe erreicht, zu welcher das sittliche Leben in der Gemeinschaft sich erheben soll: die innigste Durchdringung der Gesinnung und der That, wo Kirche und Staat, Glauben und Handeln in demselben Lebensgrunde wurzeln, und sich gegenseitig Nahrung und Lebenskraft darreichen. — Was aber in der Gemeinschaft das Höchste ist, gilt eben so sehr als Ziel des Einzellebens: das nämlich, daß die wahrhaft sittliche Gesinnung, die christliche, in allen Gestaltungen des Lebens sich ausdrücke und Geltung erringe, auf daß die Versöhnung zwischen Religion und Leben wirklich werde.

Mit dem Bisherigen glaube ich die Aufgabe, die ich mir für diese Vorträge gestellt habe, als gelöst betrachten zu dürfen. Wir haben gesehen, wie ein höheres sittliches Leben im Gemüthe entsteht, und wie dasselbe in der Gemeinschaft sich bewähren und reifen kann. Mehr als dieß zu zeigen, war nie mein Vorsatz; denn hievon allein ist der Friede eines jeden Daseins abhängig. Als wir noch am Anfange des nun zurückgelegten Weges standen, sprach ich die Hoffnung aus: „Wir würden uns beim Schlusse mit dem Bewußtsein trennen, es gebe ein Leben im Geiste, es gebe eine Kraft der Liebe, die uns nie mehr auf die Dauer verlasse; es gebe eine Gemeinde des Geistes, die stärker sei als die Gewalt äußerer Verhältnisse." — Ich weiß, daß ich mich in dieser Hoffnung nicht getäuscht habe, und dieser Gewißheit freue

ich mich, wohl wissend im Uebrigen, das alles Pflanzen ohne höheres Gedeihen eitel ist. — In meiner Hand stand es nicht, zu verhüten, daß die — wenn auch noch so tief empfundene Wahrheit nicht in das Leere falle, oder vom Mißverstande verunstaltet werde, oder daß die lebendigste Erfahrung als bloße Theorie, als unpraktisches Ideal erscheine; das alles stand nicht in meiner Hand. Das aber lag mir ob — und hierin darf ich mich auf Sie alle berufen — daß ich keinen falschen Frieden zu stiften suchte zwischen dem in seinem innersten Wesen Getrennten; die Gegensätze, die in der sittlichen Welt vorhanden sind, und von Jedem erkannt werden müssen, habe ich nicht verschleiert, noch mit falschen Namen belegt; auf den Riß, welcher durch unser Leben hindurch geht, habe ich oft genug hingewiesen; wer diesen nicht erkennt, wer hier, statt der Hülfe zu begehren, lieber die Hände vor die Augen hält, der hätte vergeblich in diesen Reden ein Wort erwartet, womit er seinen Schlummer beschönigen könnte. Und wäre nur dieß Eine erreicht, daß uns Allen die geistigen Elemente unsrer Zeit verständlicher geworden; daß wir einen geschärften Blick in die sittlichen Richtungen der Gegenwart, in unser Herz, in unsre Umgebungen gewonnen hätten: so wäre schon der Gewinn ein unschätzbarer.

Den Schlüssel aber für das Verständniß unsrer Zeit und Umgebung finden wir in dem Verständnisse unsrer selbst. Das sittliche Leben des Einzelnen muß sich auf dieselben Wurzeln zurückführen lassen, wie das Leben im Ganzen und

Großen; die Welt ist in einem Jeden, und ein Jeder ist in der Welt, also ein Theil von ihr. Die sittlichen Gewalten, welche die Welt und den Einzelnen beherrschen, sind heute dieselben wie vor Jahrhunderten; entweder gehören sie in die heidnische Welt, die im Genusse ihr Leben hat, oder sie stammen ab von jüdischer selbstgerechter Gesetzlichkeit, oder endlich entspringen sie aus den Quellen des christlichen Glaubens. Heidnische Freiheit, Vernunftstolz und Genußsucht, jüdisch-gesetzlicher Hochmuth und christliche Liebe sind alle drei nicht etwas Vergangenes, sie sind die lebendigen Bestandtheile unsrer Gegenwart. Diese Bestandtheile mit hellem Auge zu unterscheiden, in uns selbst und in der Welt die Quellen wohl zu erkennen, aus welchen die Kraft eines neuen Lebens oder der Hang zur alten ungebrochenen Selbstsucht herfließt — diese Forderung ergeht an uns Alle; hierüber darf Keiner gleichgültig sein; denn es gilt Werth oder Unwerth des eigenen Daseins. Wessen Auge stumpf ist für die sittliche Würdigung des Lebens und der das Leben beherrschenden Tendenzen, der gehört seinem Wesen nach zu den Todten, und die Todten mögen ihn begraben! —

Jene drei Grundkräfte des sittlichen Lebens sind bedingt durch Glauben oder Unglauben, also durch ihr Verhältniß zu der unsichtbaren Welt; und es bewährt sich auch in diesem Zusammenhange, daß eine jede Gesinnung ihren letzten Grund im Glauben hat oder im Unglauben. — In drei bedeutungsvollen Sagen ist der Geist und das Schicksal jener Lebensrichtungen so klar, so sinnvoll, so für alle Zeiten gültig

ausgesprochen, daß sich uns in denselben noch einmal der Gehalt unsrer Reden abspiegeln mag.

Bekannt ist Ihnen die alte, von unsern Dichtern vielfach benutzte und gewendete Sage von Faust, der, getrieben von einem unersättlichen Drange nach Wissen, sich an die Hölle verkaufte, um auf diesem Wege seinen Durst zu stillen. Die dämonischen Mächte umgarnten ihn mit Sinnengenuß, um ihn gänzlich zu begraben in einem von Gott getrennten Leben in der Gegenwart. Noch wandelt dieser Faust unter uns. Wo der Geist übermüthig über die Kluft setzen will, welche Glauben und Wissen trennt; wo der Wille die Schranke vernichtet, welche vor sündigem Genusse zurückhält; wo neben dem stolzesten Schwunge des Erkennens der tiefe Fall des Herzens liegt, da ist es eben noch immer das alte Heidenthum, es ist noch immer Faust, den wir unter unsern Zeitgenossen erblicken in tausend Gestalten und Verhüllungen. Sein Loos ist noch immer dasselbe wie im Anfange der Zeiten; zwischen ihm und dem verlorenen Heile steht trennend der Engel mit dem flammenden Schwerte; jeder Faust trägt ihn im Herzen. — Wie in Faust das ewige Schicksal des Heidenthums, so ist in der Sage von Ahasveros oder „dem ewigen Juden" das Loos des Judenthums und seiner Gesinnung ausgesprochen. Mit Entsetzen hören wir von jenem Elenden erzählen, wie er den Heiland der Welt verhöhnend abgewiesen, und nun nirgend Ruhe finde: immer wieder die Erde durchwandernd umsonst den Tod suche, der ihn fliehe, umsonst eines Heiles warte, das längst erschienen. Ahasver

lebt noch; er wandelt noch auf Erden, noch unter uns; nicht nur Israels Nachkommen geben ihm Zeugniß; wir vernehmen seine Stimme aus dem Munde von Tausenden, die zu den Christen gezählt werden. Die sind es, welche noch heute keine Augen haben für die neue Welt, welche im Glauben an den Erlöser aufgeblüht ist, weil sie Ihn, der die Welt neu macht, nicht erkennen wollen in seiner demüthigen Erscheinung. Die sind es, die noch jetzt, auf ein künftiges Heil hinblickend, nie den Frieden eines versöhnten Herzens finden, weil sie eine Erlösung nach ihrem Sinne verlangen: ein behaglicheres Loos, nicht ein in der Gewißheit göttlicher Liebe seliges Herz.

Ein tiefer Sinn im anspruchlosen Bilde, eine hohe Verheißung in der einfachsten Hülle liegt in der dritten Sage, die uns den innern Entwicklungsgang des christlichen Lebens andeutet. Sie erzählt von einem Krieger, der in den Dienst je des Mächtigsten sich begeben wollte. Den Dienst eines weltlichen Herrn vertauschte er mit dem Dienste des Satans, weil er diesen als den stärkeren verehrt sah; als aber der Böse beim Anblicke eines Kreuzes noch einen Stärkeren über sich erkannte, verließ ihn der Krieger, um diesem Stärkeren zu dienen. — Allein diesen Herrn sah er nicht und kannte er nicht; dennoch weihete er ihm seine Kräfte, und blieb ihm treu im täglichen Dienste. Die wallfahrenden Pilger setzte er, seinem Herrn zu lieb, auf seinen Schultern über ein Gewässer, das den Pilgern den Weg versperrte: das war sein Tagewerk. In diesem Amte

verharrte er unverdrossen; gedachte seines Herrn allezeit, dienete ihm in Denen, die seiner bedurften; in Geduld erwartend, wann er Ihn selber erblicken werde, dem er sich zum Eigenthume ergeben. Da geschah es, als er einst ausruhete von seiner Mühe, daß eine zarte Kinderstimme ihn rief, als verlangte sie, über das Wasser getragen zu werden. Und nachdem er lange vergeblich gesucht, erblickte er endlich ein Knäblein, das wünschte über den Fluß zu kommen. Leicht hob der Krieger das Kind auf seinen Rücken; aber in dem Strome selbst wuchs des Kindes Last fast zum Erdrücken, und der Strom schwoll mächtig an, so daß der Starke fast verzweifelte, sich aufrecht zu halten. In dieser Noth giebt das Kind sich ihm zu erkennen als den Heiland der Welt. „Der, den du nun trägst, ist es, für welchen du „bisher gearbeitet; und hier in dieser Fluth taufe ich dich. „Pflanze deinen Stab in die Erde; wenn er morgen blüht „und Früchte trägt, so erkenne daran meine Macht.“ — Mit diesen Worten verschwand der Herr. — Froh über so unverdientes Glück, pflanzte der Krieger den dürren Stab in die Erde, und in einer Nacht wurde er zu einem Baume; er blühete und brachte Früchte. Er aber wußte nun, in wessen Dienst er stehe, und blieb seinem Herrn treu bis an sein Ende.

In dem schlichten Worte der uralten Sage ist ausgesprochen, was täglich geschiehet, was Jeder erfahren kann, dem es – wie jenem Krieger — ein Ernst damit ist, dem rechten Herrn zu dienen. Beides finden wir in der Sage, und dürfen es nicht trennen: die Schilderung eines im

gläubigen Streben nach dem Höchsten begriffenen Lebens, und dann die Verheißung, die einem solchen Leben zu Theil wird. — Wohl sucht ja ein jeder einen Herrn; einem Herrn ist ein Jeder verfallen; und wer sich am freiesten dünkt, ist oft in der Hand des elendesten Herrschers; aber es giebt Sklavendienst und Kindesdienst. Zwischen diese drei sind wir Alle gestellt: die trügerische Freiheit der Sünde, den knechtischen Dienst eigener Gerechtigkeit und den freien Gehorsam derer, die ihren Vater gefunden. — Wer über die Nichtigkeit menschlicher Größe, über den Selbstbetrug eigener Lust aufblickt zu einer göttlichen Lösung menschlicher Schicksale und der Widersprüche im eigenen Gemüthe, wer in den Zügen des Sohnes den Vater erkannt, und in den Thaten göttlicher Liebe sich selbst erst wiedergefunden hat — der weiß es, daß die Gewißheit höherer Hoffnungen, daß die Kraft eines die Gewalt des Bösen niederkämpfenden Sinnes nicht gefunden wird in der Bequemlichkeit eines sein Ziel verleugnenden Lebens, auch nicht im süßen Genusse von Gefühlen, die als Fremdlinge neben unserm sonstigen Thun stehen; noch weniger in jenem Nebel von Zerstreuungen, die uns den festen Punkt verhüllen, auf dem man sicher steht. Jene Zuversicht der Hoffnung, jene Kraft der gereinigten Gesinnung wird sich nur von dem finden lassen, der den einzigen Zugang nicht scheut: treues Dienen im Glauben. Es gilt: oft über jenes Gewässer zu setzen, oft die Andern hinüberzutragen, oft müde werden im schweren Tagewerk, ohne noch den gesehen zu haben, dem man

dient, ohne noch seine Kraft und seinen Frieden aus seinen Händen empfangen zu haben. Ihm sein Herz zu geben, den tiefsten Grund unseres Willens von seinem Lichte durchscheinen zu lassen: das ist des Dienstes Anfang. Den Ernst unseres erneuerten Willens zu erproben in der Treue unseres täglichen Thuns, die Liebe zum Ewigen durch die Weihe des Irdischen zu bewähren, und die Hingabe an den Herrn in der Treue für die Brüder zu offenbaren — das ist des Dienstes Fortgang. — Solche Treue, die da nicht anfangen will mit Sehen und Genießen, sondern mit Hingebung und thätiger Liebe, bleibet nicht unerwiedert; zur rechten Stunde findet sich der, den wir suchen, erscheinet uns im kindlichen Gewande, und die göttlichste Auflösung menschlicher Verirrung dünket uns so leicht, daß wir mit ihr das Leben ohne Mühe durchschreiten; sie blicket uns so freundlich an, wie ein Kindesangesicht, so daß jede Gefahr uns ferne scheint. Aber der uns am Ufer als Kind erschienen, wächst inmitten des Stromes zum Manne an; jener gläubige Sinn, der uns so leicht schien anfangs, und in dem wir froh die Welt zu überwinden meinten, offenbart sich uns als ein schwer zu behauptendes Gut in der Verwickelung weltlicher Verhältnisse, im Andrange einer an die Nichtigkeit gebundenen Welt, im Widerstreite feindlicher Gesinnung und im Gefühle unzureichender Kräfte. Da kann es scheinen, als wollten die Wogen über uns zusammenschlagen, als sei das liebliche Kind, das anfangs unsern Weg verschönerte, nun zu einer

drückenden Last geworden. Das ist des Dienstes Prüfung; die Versuchung des Lebens und seine Gewalt. — Aber gerade im Andrange der Wellen, in der Feuerprobe des Lebens erstarkt das kindliche Vertrauen zur männlichen Bewährung und Treue. Nun erst giebt sich uns die Kraft und der Sieg einer Gesinnung zu erkennen, die wir bis jetzt festgehalten im Glauben. In den Fluthen, die uns bedrängten, empfangen wir nun die Taufe, die uns des Sieges versichert, die uns zu der Freudigkeit einer unvergänglichen Hoffnung weihet. Nun wissen wir, an wen wir glauben, nun fühlen wir uns im Reiche dessen, zu dem es sich mit Vertrauen aufblicken läßt; unser Wirken, auch das stillste und verborgenste, hat sein Ziel, es ist geborgen in den Händen dessen, der in einer Nacht den dürren Stab zum Baume aufblühen läßt. — Als das Kindlein rief und eine liebliche Begleitung schien, eine leichte Last durch die Fluth des Lebens: da war es Weihnacht; als der Wanderer der Gewalt des Stromes, dem Drucke seiner Bürde fast erlag, kam Passionszeit; und als er in der bedrängenden Fluth die tröstende und weihende Taufe empfieng, und froh das Ufer erreichte: da war sein Pfingstfest gekommen. —

Ja, erst durch jene Taufe in der Fluth, durch jene Bewährung im Leben erreicht unser innerer Mensch seine rechte Reife. Was wir lebendig empfinden, was wir fruchtbar zu machen suchen in der Gemeinschaft, muß im Kampfe, in der Treue, in der langen Erprobung des Lebens seine

Weihe finden. Das christliche Leben ist: Erziehung; seine Bedeutung ist, uns zur vollen Klarheit und Kraft zu führen. Eben im Kampfe gegen die Fluthen, wenn die Bewahrung unserer höheren Liebe uns fast unmöglich scheinen will: dann erst offenbart sich uns die herrliche Bevorrechtung des christlich Freien, dann eben ist Sieg und bleibende Freiheit am nächsten. —

Diese Taufe des Lebens, dieses Reifen in der treuen Ausdauer, diese Erprobung durch lebendige Erfahrung steht den Meisten von uns wohl noch bevor im weitern Fortgange unserer Erfahrungen; und auch diejenigen, denen dieser Theil unsrer Lebensaufgabe nicht unbekannt ist, werden ihn doch noch nicht für geschlossen erklären. Erst am Ende der Bahn liegt der Schluß dieser Aufgabe, die allezeit auch ihren Lohn schon in sich trägt: immer klareres Anschauen, immer festeres Wurzeln in einem unerschütterlichen Grunde. — Wenn ich auf dieß Zeugniß der Erfahrung, als das wesentliche Siegel der Gesinnung, einen so großen Nachdruck legte, so geschah es nicht in der Absicht, eine ängstliche oder gespannte Stimmung dadurch zu erwecken; wovon ich überhaupt kein Heil erwarte. Wohl aber mußte ich mit aller Kraft auf das hinweisen, was einzig unseren bisherigen Bemühungen, unserer gemeinsamen Betrachtung des sittlichen Lebens im Gemüthe und in der Gemeinschaft einen Werth geben und eine reife Frucht daraus hervorrufen kann. Wenn ich nun einem Jeden, der zu einer höheren Auffassung des Lebens erwacht ist, nur die im Leben erprobte Treue

als Ziel und Sieg seines Strebens hinstelle: so läßt sich hierin neben der Warnung auch ein Grund für die freudigste Hoffnung auffinden. Die Warnung liegt nahe, und sie mag für manche Neigung unentbehrlich sein, die Warnung nämlich: ein reiches Gefühl, ein klares Erkennen, ein reges Interesse, ein muthiges Aussprechen der Ueberzeugung, das alles doch ja noch nicht für das Letzte und Wesentlichste zu nehmen; es sind dieß Bedingungen und Folgen, aber noch nicht der eigenthümlichste Segen sittlicher Freiheit, deren Nerven erfreuendes Leben und thätiges Lieben sind. — Doch, wie gesagt, diese Warnung steht nicht allein; neben ihr steht ein reicher Quell der Hoffnung, auf den ich unsere Blicke richten wollte. Oder liegt nicht Großes in der Ueberzeugung, daß das sittliche Leben nicht bloß eine Pflicht sei, sondern eine Kraft, deren wir inne werden sollen; daß ein Schatz im innern und äußern Leben verborgen ist, den nur der wahrhaft Sittliche zu heben vermag? Und wer wollte, wenn ihm die höchste Verheißung geworden ist, mit Angst bei dem Gedanken verweilen, daß der Weg dorthin noch durch manche Windung und manche Probe hindurchführen muß? — Wer nur erst eine Ahnung davon hat, was es heißt: in seinem Innern eine reiche, vor jedem Eingriffe geschützte Welt zu besitzen — der geht jedem ferneren Geschicke mit der muthigen Ergebenheit entgegen, die beim Zerrinnen der schönsten Erwartungen doch weiß, daß auch der Weg zum Höchsten führen kann. Jede Erfahrung wird

dann eine Bereicherung unseres inneren Besitzes, und über allem Dunkel unseres Daseins leuchtet ungetrübt die Gewißheit unseres Zieles. Da heißt es, nachdem nur erst Eins gefunden ist, mit dem Dichter:

„Nun fühl' ich recht ein fest Vertrauen,
„Ruhig, auf was da kommt, zu schauen;
„Sein Wink ist, was mich trifft, sein Ruf.
„Ihm hab' ich ganz mich übergeben,
„Vollführend treu, was mein Beruf,
„Und darf nach anderm Gut nicht streben!“ —

Es war der Zweck dieser Vorträge kein anderer, als uns zu verständigen über das Leben, über die Bedeutung des wahren Lebens, dessen Seele Freiheit und Liebe ist. Das galt uns als würdiger Zweck dieser Abendstunden, daß in uns die bestimmteste Ueberzeugung sich ausbilden möge: es gebe ein doppeltes Dasein und Leben; oder vielmehr, es gebe im Grunde nur Eines, aber Zweierlei trage diesen Namen. Einmal das Leben in dem Vergänglichen, in der nichtigen Aeußerlichkeit, und dann das Leben in der Gesinnung. Diese Unterscheidung hätte ich als Markstein an den Eingang dieser Vorlesungen setzen mögen, damit Niemand hereintrete, der hiefür kein Ohr hat. Doch glücklicher Weise hat sich auch ohne diese Vorsicht unser Wunsch erfüllt; ich weiß es, und spreche es mit Freuden aus: daß ich vor Ihnen keine fremde Sprache geredet,

daß die nach bestem Vermögen dargestellte Gesinnung nicht unverstanden zu dem Sprechenden zurückgekehrt ist. Und eine schönere Frucht dieser Stunden könnte es für mich nicht geben, als eben die Ueberzeugung, daß der innere Sinn für die Welt, also der wahre Reichthum einer unzerstörbaren Gesinnung hier Nahrung und Anregung gefunden. Erst durch diesen inneren Sinn — das kann nie genug wiederholt werden — erst durch die Begründung einer Welt in unserem Inneren, wird das Leben uns wahrhaft unterthan; erst dadurch werden wir zu freien und würdigen Bewohnern der Erde, zu Genossen des göttlichen Reiches. Nicht in irgend etwas, was uns von Außen dargeboten wird — die Wahrheit war der Grundton dieser Reden — nicht in der Erfüllung der Wünsche, die alle unsere Kräfte in Bewegung setzen, auch nicht in dem Umfange unseres Thuns, in der Tiefe unseres Gefühls, in der Schärfe unseres Erkennens: in dem Allem liegt das Geheimniß unseres Glückes, der wahre Friede unseres Lebens noch nicht, Vielmehr sprechen wir dem Dichter nach:

„Friede des Lebens —
„Wohnest du hier?
„Fremdling, im Herzen
„Wohnt er dir,
„Tief in dir!“ —

Eine andere Antwort kennen wir nicht. Nur in unserem Willen, in unserem Herzen liegt der Weg, der auf Erden

zu einem seligen oder unseligen Leben führt. Ob in unserem Inneren das Unlautere und Vergängliche niedergekämpft wird, ob dort der Sinn für das Göttliche erwacht, ob dort ein zur Liebe geläuterter Wille heimisch geworden: das allein entscheidet über Reichthum oder Armuth, über Wahrheit oder Täuschung, über Segen oder Oede unseres Lebens. Hierin erkennen wir den unerschöpflichen Gewinn und den inneren Sieg eines zur christlichen Freiheit erhobenen Lebens: daß alles Gegenwärtige als Keim einer unendlichen Zukunft benutzt wird, alles Sichtbare als der Boden, auf dem für uns durch unsere Gesinnung und unser Thun das Unsichtbare und Ewige sich entwickeln soll. — In diesem Glauben, der uns die Bürgschaft göttlicher Bestimmung giebt, sind wir frei in jedem Dienste, hoffend in jeder Beengung, thätig auch auf dem unfruchtbarsten Felde. Mit einem Worte: Das Leben ist dann in unserem Dienste, wie wir in dem göttlichen. —

Um ungestört in dieser Gesinnung zu leben, so daß sie der Pulsschlag unseres Herzens, und so unzertrennbar von uns wie unser Athem werde: ist es nothwendig, zwei falsche Ansichten von uns abzuweisen, die wir schließlich berücksichtigen. Beide entstehen aus einem viel verbreiteten Irrthume über das Wesen des Wahrhaft Großen. Es ist keineswegs ein glänzender Wirkungskreis erforderlich, großartige Aufgaben, Allen in die Augen fallende Resultate, ausgezeichnete Anlagen, rege Empfänglichkeit unsrer Umgebungen: dieß alles

ist nicht unentbehrlich für ein sittliches Wirken in unserem Sinne, und für ein von dieser Sittlichkeit beseligtes Leben. Jene Bedingungen äußerer Wirksamkeit hängen nicht von unserem Inneren ab; und glücklicher Weise hängt unser Inneres eben so wenig von jenen Bedingungen ab. Wessen Herz und Wille sich vereinigt hat mit dem göttlichen Willen, wer diesen höheren Willen allezeit als Liebe, als Ausdruck der höchsten Vatertreue erfaßt: der kann auch in der beschränktesten Lage, in dem unscheinbarsten Berufe in göttlichem Sinne handeln und als Mitarbeiter im göttlichen Reiche gelten. Wenn er in der geringsten Pflicht, die ihm obliegt, eine Beauftragung des göttlichen Willens sieht, und in diesem Bewußtsein den ihm angewiesenen Kreis mit der Liebe und Freude ausfüllt, als liege hier für ihn seine Welt: der ist in Gottes Augen größer, als wer für sich Millionen zu lenken vermag; er ist in sich seliger als wer ohne diese Gesinnung eine Welt besäße.

Der andere Irrthum, vor dem wir warnten, äußert sich in Zweifeln an der Möglichkeit einer im Leben gültigen höheren Gesinnung. „Das ist schön und verdient alle „Achtung — heißt es von dieser Seite — aber für dieses „Leben ist es nicht; da sind wir auf so hohe Dinge noch „nicht hingewiesen; und der Brauchbarste ist nur der, der „seinen täglichen Pflichten nachkommt." — Es ist schon in einem andern Zusammenhange mehrmals von dieser innerlich verödeten Lebensansicht die Rede gewesen; eine wiederholte

Widerlegung ist darum nicht nothwendig; auch ist es Ihnen gewiß längst klar geworden, daß gerade die Gesinnung, welche uns als die wahrhaft sittliche und höhere gilt, zur treuesten Pflichterfüllung auch im Kleinen fähig macht, eben weil sie uns über das Höchste Beruhigung und Klarheit giebt. Jenen Zweifel aber, als sei es nicht möglich, schon hier heimisch zu werden im Reiche Gottes — denn das eben ist das Leben in der sittlichen Freiheit — fliehen Sie als eine Erfindung des lügnerischen Geistes, der überall thätig ist, wo ein göttlicher Sinn das Leben zu verklären sucht. Es ist dieß ein praktischer Unglaube, der noch gefährlicher ist, als der theoretische, offen gepredigte; denn er zerschneidet die Nerven unseres Willens, er hemmt in uns die Entwickelung des höchsten inneren Vermögens, die Kraft des Glaubens. Es ist Feigheit und Undank zur gleichen Zeit; Feigheit, weil man bange ist vor dem Erwachen seines Inneren, wo dann freilich manche bisher genährte Nichtigkeit verbannt würde; Undank, weil man absichtlich die Augen schließt gegen die unzähligen Beweise göttlicher Gnade, die uns aufrufen zum Vertrauen.

Doch es ist ja wohl überflüssig, die abwehrende Hand gegen die Irrthümer, die uns umschwärmen, zu erheben, sobald wir uns an das Vertrauen halten, daß Sie bereits den Mittelpunkt, auf den Alles ankömmt, gefunden, daß Sie aus eigener Erfahrung die Quelle alles höheren Lebens kennen. Daß eine Liebe, größer als die unsre und heili-

ger, sich unser angenommen von Anfang an, daß in der Hingabe an sie das Herz geläutert, der Wille frei und zur thätigen Liebe gekräftigt werde, daß eine solche Gesinnung auch das Leben zu durchdringen und zu verklären vermöge — diese Ueberzeugung ist es, die, wenn sie einmal unser Eigenthum geworden, uns von selbst weiter führt, und nach allen Seiten hin unser Leben erhellt und erwärmt. So ist es die höhere Gesinnung, aus der ein sittliches Dasein entspringt; in der Glut des Lebens aber reifet die Frucht ewiger Hoffnungen; in einem solchen von innen geläuterten Leben erwächst die Freudigkeit einer Ueberzeugung, woran die Wogen des Zweifels wie an einem Felsen sich brechen. Es ist derselbe zu jeder Wahrheit leitende Geist, der uns im Leben aufrecht erhält, und der uns die getroste Aussicht auf unsre Zukunft in's Herz legt. — Wohl dem, der hier schon in den Armen der ewigen Liebe ausruht von der Entzweiung des Lebens, von den Irrungen des eigenen Gemüthes; sein Leben, der Wiederschein eines versöhnten Herzens, wird auch für Andere ein Ruf, das Glück da zu suchen, wo es sich finden läßt. —

V. V. Mehr als dieß habe ich zum Schlusse dieser Reden nicht vortragen wollen; wenn wir uns verstanden haben in einer Gesinnung, die sich immer freier in uns

entfalten, immer lebendiger in uns werden soll: dann haben wird die Gewißheit, daß diese Stunden nicht verloren waren, daß wir nicht ganz getrennt sind, wenn gleich eine persönliche Berührung uns nicht länger vergönnt ist. Was innerlich zusammengehört, das bildet überall, wenn auch äußerlich getrennt, Eine geistige Gemeinde, die auf Einem Grunde steht, und Eines Zieles wartet.

Beilage.

Ethische Aphorismen.

I.

Das höhere Leben des Menschen beginnt mit der Frage: „Wozu bin ich bestimmt? Also: von wannen komm' ich?" — Ein Geschöpf des Zufalls oder Gottes? — Die Schrift nennt einen doppelten Ursprung des Menschen: aus der Materie, die von Gott gebildet, und aus dem lebendigen Athem Gottes. Also war der Mensch schon ursprünglich ein Mittelglied zwischen Himmel und Erde, zwischen Zeit und Ewigkeit. — Wenden wir diese Wahrheit auf unser sittliches Leben an, so erkennen wir mit Beschämung: wie weit entfernt unser Dasein von jenem göttlichen Ebenbilde ist. Diese Entartung liegt in uns, darin, daß die Herrschaft jenes göttlichen Athems in uns der Materie, der Natur und dem Eigenwillen unterlegen ist. — Wie ist die Wiederanknüpfung an Gott möglich? Dadurch, daß Gott der Menschheit zum zweitenmal „einen lebendigen Athem einblies:" dieser ist Christus.

II.

Das Christenthum stellt sich in drei Hauptformen dar, je nachdem man darin mehr das Gute, das Schöne oder das Wahre sucht, das heißt von einer moralischen, ästhetischen oder philosophischen Auffassung ausgeht. (Judenthum —

Griechenthum — Rationalismus und Supranaturalismus.) Wer durch das objektive Gesetz zu Christus gekommen, wird in ihm besonders den Versöhner sehen (moralische Auffassung). Wer die innere Schönheit und Einheit des Daseins sucht, wer in der Sünde eine Verzerrung des wahren Lebens sieht, der erblickt in Christus den Erlöser (ästhetische Auffassung). Wer eine höhere Gewißheit sucht, findet in Christus den Lehrer, die Quelle der positiven Offenbarung (philosophische Auffassung). Das Entscheidende ist aber die Richtung des Willens, von da erhalten Gefühl und Verstand ihre Nahrungssäfte im christlichen Leben. Darum fängt das Christenthum in uns (wie in der Weltgeschichte) mit sittlicher Wiedergeburt an.

III.

Der Bürger des Reiches Gottes ist auch Bürger der Welt; das Reich Gottes ist auf Erden. Im Christenthum nur seinen inneren Frieden mit Gott suchen, im Leben aber ganz andern Gesetzen folgen, ist ein unerträglicher Widerspruch; denn unser inneres Verhältniß zu den göttlichen Dingen bedingt auch unser Verhalten zu den menschlichen. — Außerdem dringt das Evangelium auf jeder Seite auf eine Religion des Lebens, einen thätigen die Welt überwindenden Glauben: „Alles ist euer!“ — Somit ist die Aufgabe der christlichen Moral, das Gebet im Leben zu verwirklichen: dein Reich komme! dein Wille geschehe auf Erden! —

IV.

Staat und Kirche theilen sich in die Erziehung, mit beiden geht die häusliche Erziehung Hand in Hand. Dort werden die ersten Lebenskeime gepflanzt. Die gesunde Erziehung ist das dreifache Produkt von Familie, Staat und Kirche. —

V.

Wie das jetzige Leben und die sichtbare Welt eine bildlich verhüllte Geisterwelt ist, die durch das Bild uns zum Wesen führen will: so ist auch der Staat ein Kunstwerk für unsere Erziehung bestimmt, er bildet uns für das Sein und Wirken in der Gemeinschaft, für die gemeinschaftliche Beherrschung des Lebens, des untergeordneten Stoffes; eben darum hat er eine stellvertretende Bedeutung: für die göttliche Gerechtigkeit, darum ist jede subjektive Willkür fern zu halten; daher dieß die Bedeutung des historischen Staates, der nicht von Menschen ersonnen ist. —

VI.

Wie bedeutsam, daß wir für Atheismus kein anderes deutsches Wort haben als Gottlosigkeit, und daß dieses vorzugsweise einen moralischen Sinn hat! —

VII.

Die Liebe Gottes in Christo, wenn sie von Herzen ganz angeeignet worden, bewährt sich zuerst als die Auflösung aller inneren Widersprüche, (Freiheit und Gehorsam

— Pflicht und Glück — Selbstliebe und Nächstenliebe — Ideal und Wirklichkeit;) und gleichzeitig als Regeneration *unseres inneren Menschen.* Auch die Temperamente können durch die Kraft der Liebe Gottes in reine Faktoren für das Höhere verwandelt werden. Denn stärker als alle Temperamente ist das innere Band des Menschen mit Gott, des Ichs mit seiner Urquelle.

VIII.

Wir können sittliche Vollkommenheit, Reinheit aus feinerem Stolz und Selbstliebe wünschen, Christus ist dann unser Ideal in der Freiheit von Befleckung, und wir schmücken ihn poetisch aus. Aber das Bild des *gekreuzigten Christus* beugt unser Herz; da ist Demuth, Annahme der aus Gnaden erschienenen Herrlichkeit der erste Schritt zur Heiligung. —

IX.

Der Satan hat kein wirksameres Mittel erfunden, um das Reich Gottes auf Erden zu hemmen, als den *Unglauben* an dessen *Möglichkeit*, den beständigen Einwurf: *„Es ist schön, aber nicht für das Leben.“* u. s. w.

X.

Sittlichkeit und Gesetzlichkeit sind so verschieden wie Christenthum und Judenthum, wie Freiheit und Gehorsam. — *Sittlichkeit* geht hervor aus dem inneren Sinn, aus freier Ueberzeugung, aus einem umgewandelten Herzen, und

mit dem *einen* Worte *Liebe* ist für alle einzelnen Fälle gesorgt. Der *gesetzliche* Mensch bedarf für jeden einzelnen Fall eine Vorschrift, gegen jede einzelne Abweichung einen Damm, hier ein Gesetz der Keuschheit, dort der Ehrlichkeit, dort der Achtung für Menschenleben u. s. w. Der Freie ist bewahrt durch *innere* Nöthigung (Liebe), der Unfreie durch äußere Nöthigung (Gesetz). —

XI.

Die sogenannten *praktischen* Menschen, die Feinde der Religion und die Schwärmer (Sektirer) kommen auf ganz verschiedenen Wegen, doch in *Einem* großen Punkt überein: daß eine höhere religiöse Weltansicht im *Leben* nicht tauge, in Familie, Staat, Kirche und Wissenschaft sich nicht zurecht finde, sondern in die Welt der Träume oder in Conventikel gehöre! —

XII.

Sittlichkeit ist nur die andere Seite der Religion; diejenigen welche die Tugend aus dem Gewissen oder aus einem Adel des Gefühls herleiten, weisen damit doch auf eine andere letzte Quelle, auf *Gott* zurück. Von Gott stammt das Gewissen, von *ihm* jedes höhere Bewußtsein. —

XIII.

Wer das Leben in der Natur recht reizend schildert, und das Leben in der *Gnade* recht herb und nackt, der versteht weder jene noch diese. Nur wer das Leben in der

Gnade als die höchste Schönheit des Daseins gefaßt hat, genießt die Natur im seligen Lichte einer versöhnten nicht ungestillt zerrissenen Seele. —

XIV.

Ueber die Frage: Woher ist die Entzweiung, die Sünde in die Menschheit gekommen, giebt Genes. 1. 2. 3. die tiefsten Aufschlüsse; es ist die Geschichte eines Jeden: Ueberlistung, Verführung, nicht Zwang.

Mit Zweifeln beginnt der Fall, d. h. die Lust: vom Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen zu essen; es dünkt den Menschen eine Knechtschaft, die Schranken anzuerkennen, die ihn vom Bösen trennen. — So Göthe's Faust.

Die Rechtfertigungslehre stützt sich, recht begriffen, auf die strengste, tiefste Auffassung des sittlichen Ideals. —

XV.

Der Christ sagt: Sorge nicht für morgen, weil auch morgen Gott hilft; der Heide: Sorge nicht für morgen, weil morgen ungewiß ist; der Christ: Benütze die Gegenwart! der Heide: Genieße die Gegenwart! —

XVI.

Es giebt eine Andacht für das Denken wie für das Fühlen; beide, das religiös belebte Gefühl wie der klare denkende Geist schauen die höhere Einheit der Welt und des Lebens, die Versöhnung der Gegensätze in einem tieferen Grundton. — Was die Seele in unmittelbarer Erregtheit

besitzt: ein Gefühl der Harmonie (der göttlichen Liebe) in Welt und Leben — das schaut der die Gegensätze überwindende, denkende Geist, als höhere Nothwendigkeit, als Gedanke Gottes. Beide, Seele und Geist (Gefühl und Gedanke) feiern also die Welt als in Gott versenkt. —

XVII.

Der Pietismus der neueren Zeit ist wie das Mönchsthum im Mittelalter: der Anfang religiösen Lebens im Kampfe gegen die Welt. Dieser Kampf beginnt, indem der Geist sich auf sich selbst zurückzieht, und Welt und Natur von sich stößt. Doch ist dieß bloß die erste Stufe der Religion. Die zweite Stufe ist rein sittlicher Natur, wenn das religiöse Leben die Welt und Natur zu durchdringen sucht, und sie dem Geist zu eigen macht. — Allein hier ist Gefahr, daß bei dieser Durchdringung der Geist wieder der Natur zu eigen wird, vom Weltgeist sich überwinden läßt. Darum liegt im Wesen des sittlichen Geistes ein immer erneuertes Aufnehmen des Kampfes gegen den Weltsinn, in der Zuversicht, daß der endliche Sieg nicht ausbleiben kann. —

XVIII.

Merkwürdig, daß im Deutschen Heil (höchstes Gut, Glück) mit Heilig zusammenhängt; daß also das höchste Glück als ein sittliches verstanden wird: Reinheit von

der Sünde. — Heiligung wäre also Wachsen in höchster Glückseligkeit. —

XIX.

Die christliche Sittenlehre ist zuletzt nur der dritte Artikel des apostolischen Glaubens, die Lehre vom heiligen Geist. (So bei Calvin.)

XX.

Die Art, wie wir uns Gott denken, giebt uns den Maßstab für den höchsten Lebenszweck; jede Kreatur will ihren Schöpfer nachahmen, durch seine Eigenschaften sich mit ihm vereinigen. —

XXI.

Auf dem Wege rein geschichtlicher und ethischer Betrachtungsweise faßt man den Erlöser zunächst als die vollendete Darstellung eines göttlichen Sinnes und Lebens (Matth. 11, 28 u. 29). „Er zeigt Allen „(sagt der größte deutsche Dichter) denen es um eine ge„wisse Höhe in Lehre und Leben zu thun ist, was sie von „der Welt zu erwarten haben." — Der zweite entscheidende Schritt im Verständnisse seiner innern und ewigen Bedeutung ist die rein religiöse Anschauung, die in seiner Person und in seinem Werke die That des uns liebenden, sich zu uns herablassenden, uns zu sich zurückführenden Gottes sieht. (2 Corinth. 5, 17—19).

Um diese beiden Gesichtspunkte dreht sich die gesammte

Geschichte und Philosophie des Christenthums; und hierin haben die tiefsten religiösen Gegensätze unserer Zeit ihren Ursprung.

Zwischen jenem historischen und ethischen und diesem religiösen und transcendentalen Glauben sieht der Oberflächliche nur die tiefe trennende Kluft; der Tiefsinnigere erblickt von ferne die Brücke, die beide Anschauungen verbindet, oder er sieht doch wenigstens einige Pfeiler derselben. Die gelungene Ueberbrückung dieser Kluft wäre der Triumph einer künftigen Geschichte und Philosophie des Christenthums, die erst in Anfängen, in Bruchstücken oder in unvermittelten Satzungen vorhanden ist.

XXII.

Denken ist nur ein umgekehrtes Beten. Denken ist vermitteltes Beten. Das Denken will in geordneter Stufenfolge alles Sichtbare auf seinen unsichtbaren göttlichen Grund zurückführen. Das Gebet steigt unmittelbar zu Gott auf. — Das Beten giebt der Seele Flügel; das Denken giebt ihr Augen. Das Beten ist Empfangen des göttlichen Lebens; das Denken ist Suchen desselben. — Im Frieden des Gebetes ruht die Seele von der Arbeit des Denkens aus; aber nur, damit diese Ruhe sich wieder verklärend in unserm Denken und Handeln abspiegle.

XXIII.

Der beschauliche, genießende Quietismus vieler religiösen Gemüther entspringt aus einseitiger weiblicher

Ueberspannung einer tiefen christlichen Wahrheit. Das unentbehrliche männliche Gegengift ist heiliger Arbeits-Ernst im Denken und Handeln.

XXIV.

Der Mensch soll (nach Novalis) Erlöser der Natur werden; der Leib, die Natur am Menschen, soll durch den göttlich regenerirten Geist in den Dienst des Geistes kommen, dadurch erlöst von der Macht der Vergänglichkeit und der Sinnlichkeit. Durch diese Wirkung des Geistes in der Natur soll zuletzt die Erde wieder der reine Schauplatz des Geistes, die Stätte Gottes, der Boden des Reiches Gottes werden. —

Diese Auffassung des menschlichen Geistes steht dem Christenthume näher als die neuplatonische, daß die Seele im Körper wie in einem Gefängnisse sei.

XXV.

Pestalozzi sagt: Wenige Menschen seien von Natur zum Christenthum geeignet. — Sehr wahr! Wir sagen: von Natur sind es keine.

XXVI.

Die christliche Gesinnung beschränkt sich in Gesellschaft und Leben viel zu sehr auf eine bloß passive, sich bewachende Stellung, statt aktiv auf die Welt einzuwirken, angreifend, umwandelnd, aufbauend. Erst durch diese sitt-

liche Ermannung wird das Christenthum wieder im wahren Sinne positiv, d. h. produktiv. —

Das christliche Gemüth nimmt in dem jetzigen äußeren Leben nur zu oft eine bloß passive, sich bewachende Rolle an, statt aktiv der Gesellschaft ihren Geist zu geben. Das wäre ein objektives Christenthum, welches zur Sittlichkeit führte. — Unser Christenthum ist (die Sekten ausgenommen) sittlich zu subjektiv; es begnügt sich, wenn nur der Einzelne sich in seiner Umgebung rein hält. —

XXVII.

Wenn das Wort die Offenbarung des Geistes ist, so ist ein jedes Schriftwerk eine geistige Offenbarung. Die größten Gedanken, die tiefsten und reinsten Gefühle einer Nation, also die Offenbarungen ihres innersten Geistes und Sinnes sollen niedergelegt sein in ihrer National-Literatur. — Hierin ist die große sittliche Bedeutung der Literatur zu suchen.

XXVIII.

„So viel weiß ich, sagt Bollmann, der Arzt — daß selbst das spirituellste Metier seinen guten Antheil von Tagelöhnerarbeit hat."

Von jeder treuen Arbeit, von jedem ächten heilbringenden Amte und Dienste gilt: Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen! —

Ein Spiritualismus, der diese Bedingung überspringen

will, wird wohl nie segnend und befruchtend die Erde berühren; er zerrinnt in der Luft wie Morgenroth. —

XXIX.

„Mir läßt — schreibt Friedrich Jakobi — seit den französischen Unruhen der Gedanke keine Ruhe, inwiefern die menschliche Vernunft in praxi praktisch ist?" —

Es giebt eine Praxis von Jahrhunderten und Jahrtausenden, sie heißt: Geschichte. Suche diese Praxis als eine vernünftige zu ergründen; dann darfst du vielleicht hoffen, daß auch deine Vernunft immer praktischer werde.

XXX.

Das Zahlen-Prinzip (in der Politik) wird nie zu einem andern Resultate führen als zur Tyrannei.

(Silvestre de Sacy.)

Bei den Engländern ist für diese politischen Rechenmeister ein treffendes Wort im Gebrauche; man nennt sie die „Regel-de-tri-Politiker". Das Volk, welches die tüchtigste politische Schule durchgemacht hat, verlacht am lautesten die arithmetischen Schulmeister in der Politik.

XXXI.

Die wahre Politik der Könige und eines jeden Ehrenmannes ist Güte und Gerechtigkeit.

(Friedrich der Große.)

Wir kennen Alle Baco's tiefsinniges Wort: daß ein leichter Trunk aus dem Becher der Philosophie zum Atheis-

mus ab-, ein tiefrer Zug zu Gott zurückführe. Gilt nicht etwas Aehnliches von der Staatsweisheit? Verrathen Schliche, Tücke und Winkelzüge zuletzt nicht den politischen Stümper? und stehen hinter allen Schwankungen und Zweifeln die ewigen sittlichen Ideen nicht immer wieder wie unerschütterte Gebirge da? Ein großer König antworte auf diese Frage.

XXXII.

Die Vernunft und das ihr verwandte Gewissen haben eine ungeheure Autorität, weil sie unergründlich sind: ingleichen das, was wir mit dem Namen Genie bezeichnen. Dagegen kann man dem Verstande gar keine Autorität zuschreiben; denn er bringt nur immer seines Gleichen hervor; so wie denn offenbar aller Verstandes-Unterricht zur Anarchie führt.

(Göthe.)

Warum ist die Seichtigkeit der Schwätzer so unwiderlegbar, warum sind ihre wasserhellen aufgeklärten Gedanken so unausrottbar selbstgenügsam? Der Dichter löst das Räthsel. Nur wer sich nach etwas Höherem sehnt in Erkenntniß und Gesinnung wird in Beidem wachsen; nur wer an sich selber zweifelt, kömmt zur zweifellosen Wahrheit. Er beugt sich vor der Größe, und die Liebe hebt ihn zum Großen empor. Sein Gehorsam wird Freiheit, seine Ehrfurcht wird Liebe.

Also keine Freiheit ohne Autorität! aber auch keine Autorität ohne Geist und Kraft!

XXXIII.

Die Neigung zu erhalten, und die Fähigkeit zu verbessern, machen zusammen den Charakter eines Staatsmannes aus.

(Burke.)

Also: zusammen! Das konservative und das reformatorische Prinzip sind Eins wie Leib und Seele! Absolut getrennt, erzeugen beide frühe oder spät nur Unnatur und Lüge.

Glücklich das zarte Ohr, das den Pulsschlag der Zeiten vernimmt und den leisen Ruf ihrer Bedürfnisse! Dieß Ohr ist ein königliches.

XXXIV.

Es ist nicht möglich, ohne Erfahrung klug zu werden. —

(Hamann.)

Auch der Magus aus Norden wiederholt die traurige Wahrnehmung, daß die Lehre der Vergangenheit für die Menge verloren ist. Die Summe aller Erfahrung ist die Summe der Geschichte, und wahre geschichtliche Bildung doch nur das Eigenthum eines kleinen Kreises.

Es ist nicht möglich ohne Erfahrung klug zu werden; noch weniger ist es möglich dem zu helfen, der sogar durch Erfahrung nicht klug wird. —

XXXV.

Es ist der edelste Augenblick, Dankbarkeit und Gerechtigkeit zu zeigen, wenn Volksgeschwätz und unterdrückende Macht die

Männer entehren, die um das menschliche Geschlecht Verdienste haben. (Burke.)

Mit dem herrschenden Winde zu segeln ist weder schwer noch gefährlich, und den vorübergehenden Tages-Meinungen zuzulächeln: der bequemste Weg für feige Gunstbuhlerei. — Schwerer ist es, aber auch größer: das Heiligthum innerer Ueberzeugung unerschütterlich zu behaupten im Angesichte der Spötter und der irregeleiteten Menge. Das Seltenste und das Erhebendste ist innere Unabhängigkeit von der Gewalt und von der Meinung.

XXXVI.

Das größte Bedürfniß eines Staates ist das einer muthigen Obrigkeit.

(Göthe.)

Die Muthlosigkeit der Regierenden ist die Entfesselung der Regierten, die Entmuthigung der Wohlgesinnten. — Muth also! aber wozu? und woher? — Muth zur freien Anerkennung des Nothwendigen, zum getrosten Voranschreiten im Geltendmachen der erkannten Wahrheit. Wo Kraft ist, ist Muth; und Kraft ist da, wo die Ueberzeugung lebt: mit den geistigen Mächten göttlicher Nothwendigkeit verbündet zu sein.

Ein Muth, der nicht diesen Ursprung hat, ist Selbsttäuschung oder sinnliches Kraftgefühl, also auch wieder Selbsttäuschung.

XXXVII.

Erzieht eure Söhne zur Arbeitsamkeit, und bringt ihnen Liebe zur Frugalität und Einfachheit bei. Griechen und Römer hatten ihre großen Männer der strengen Erziehung zu danken, die in ihren Gesetzen befohlen war. —

(Friedrich II.)

Die Menschen gedeihen wie die Reben nur, wenn man sie frühe beschneidet und biegt, ohne sie zu knicken.

Was würde Friedrich von unsern fünfzehnjährigen Stutzern, von unsern Modepüppchen sagen, wenn er wiederkäme? Ohne spartanische Erziehung, ohne den Nerv einer gerechten aber unbiegsamen Zucht ist vom aufwachsenden Geschlechte nichts zu erwarten.

Woran liegt es, daß in der Erziehung das Geheimniß der Zucht, der Autorität, Tausenden abhanden gekommen?

XXXVIII.

In einer Hinsicht — so klagt der Nordamerikaner Channing — haben unsre Institutionen uns alle getäuscht; sie haben nicht diejenige Erhebung des Charakters bewirkt, welche die köstlichste und im Grunde die allein wesenhafte Segnung der Freiheit ist.

Deine Täuschung (und es ist die Täuschung Unzähliger) war eine edle. Jene innere Erhebung des Menschen, die du suchst, hat ihren Ursprung anderswo, als in deinen Institutionen. Der Geist ist's, der lebendig macht, und zwar der ewige göttliche. Suche diesen Geist an seiner wah-

ren Quelle und er wird deine Institutionen veredeln und reinigen! —

XXXIX.

Jeder Staatsmann sollte den Grazien opfern, und Gefälligkeit mit Mannessinn vereinen.

(Burke.)

Kräftige und leidenschaftliche Menschen wissen selten die Anmuth des Umgangs, die Weite des Herzens, die Milde des Urtheils von Schwäche und Unentschiedenheit zu unterscheiden; die Gewandten und Geschmeidigen dagegen verlieren nur zu leicht den Sinn für unerschütterliche Charakterfestigkeit.

Wo männliche Kraft und liebevolles Entgegenkommen beisammen sind, da ist die Anlage zum großen Menschen und zum großen Staatsmann. —

Aus Einem Munde stammt: „Ich bin ein König" — und: „Ich sage hinfort nicht, daß ihr Knechte seid!" —

XXXX.

Das Eigenthumsrecht kann nur dadurch absolut begründet sein, daß es mit Menschlichkeit und Gewissen ausgeübt wird.

(Niebuhr.)

Was sophistische Flachköpfe und hartherzige Geizhälse nicht zu fassen vermögen, hat der große Historiker mit zwei Worten begriffen und ausgesprochen. Ihr sucht ein Gegengift für die Gefahren des Kommunismus, hier ist es; kein

System, kein Papier, sondern stille aufopfernde That. — Die öffentlichen Gefahren lassen sich nur durch einen Aufschwung der Gesinnung beschwören, der die empörenden Auswüchse des verstockten Egoismus aus der Gesellschaft vertilgen müßte.

XXXXI.

Der Demagog und der Höfling sind beide die nämlichen Menschen .... In jeder Regierungsform reißen sie die Gewalt an sich; Günstlinge bei den Fürsten, Demagogen bei den Völkern.

(Aristoteles.)

Aus Einem Stoffe ist der Fürsten- wie der Volks-Höfling; ihre Herren nur sind verschieden: dort Einer, hier eine Menge. Selbstisches Herrschen ist ihr Ziel, lügnerisches Schmeicheln ihr Mittel. —

Was schützt vor Beiden? das offene Ohr der Wahrhaftigkeit. Wer am höchsten Maße sich mißt, der hat Muth und Demuth: Demuth die Wahrheit zu ertragen; Muth, die Schmeichler zu verachten.

Die politische Wiedergeburt fängt da an, wo die invidulle: in Selbsterkenntniß.

XXXXII.

In welcher Ordnung allein kann der Fortschritt zum Bessern erwartet werden? Nicht durch den Gang der Dinge von unten hinauf, sondern durch den von oben herab.

(Kant.)

Von oben herab — aus der Klarheit des Geistes, nicht aus den Sümpfen des Materialismus.

Von oben herab — aus entschiedenem Wollen, nicht aus chaotischen Trieben.

Von oben herab — aus befreiender Liebe, nicht aus zerstörendem Hasse.

Von oben herab — aus göttlicher Segnung, nicht aus trotzendem Hochmuth.

XXXXIII.

Wahrheit im Munde, im Herzen Verachtung gegen die Meinungen Jener, deren Handlungen wir verabscheuen — werden uns Veranlassungen genug geben zu reden.

(Burke.)

Nie sind innige Ueberzeugungen, durchgebildete Gesinnungen seltener als in den Zeiten fanatischer Uebertreibungen, und nie ist die Heuchelei (die politische wie die religiöse) mächtiger.

Dann aber fühlen alle tieferen ursprünglichen Geister am stärksten die Aufforderung, das beschmutzte Gewand des Wahren und Heiligen dem Pöbel und den Pharisäern zu entwinden.

Aus sittlichem Glauben und sittlicher Entrüstung wird die wahreste, die probehaltigste Beredsamkeit geboren, auf der Tribüne wie auf der Kanzel.

XXXXIV.

Die Bibel ist nicht etwa nur ein Volksbuch, sondern das Buch der Völker, weil sie die Schicksale eines Volks zum Symbol aller übrigen aufstellt.

(Göthe.)

Es gab eine Zeit, wo Könige und Staatsmänner mit dem schlichtesten Landmanne beim „Buche der Völker" willig in die Lehre giengen; nicht bloß um Ruhe der Seele darin zu suchen; sondern um die ewigen Gesetze göttlicher Weltordnung dort zu finden.

Kindliche Einfalt versteht ten göttlichen Sinn in jenem Buche am unmittelbarsten; und nach allen Umwegen kehren die Weisesten und Erprobtesten verehrend zu ihm zurück.

Inhalt.

Seite

Werne

Gelzer, Johann Heinrich,

Die Religion im Leben oder die christliche Ethik Reden an Gebildete

Zürich 1854